UVIC - McPHERSON
3 2775 90482719 2

KAISER

MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE

FORM UND GEIST

ARBEITEN ZUR GERMANISCHEN PHILOLOGIE

UNTER MITWIRKUNG VON
L. MAGON, B. MARKWARDT UND W. STAMMLER
HERAUSGEGEBEN VON LUTZ MACKENSEN

BAND 18

KÅRE KAISER

MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE

VERSUCH EINER WESENSBESTIMMUNG IN DER ZEIT
ZWISCHEN LEIBNIZ UND GOTTSCHED

1930

HERMANN EICHBLATT VERLAG, LEIPZIG

KÅRE KAISER

MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE

VERSUCH
EINER WESENSBESTIMMUNG IN DER ZEIT
ZWISCHEN LEIBNIZ UND GOTTSCHED

1930

HERMANN EICHBLATT VERLAG, LEIPZIG

PF3075
K35

Fotomechanischer Neudruck der Originalausgabe 1930
nach dem Exemplar der Universitätsbibliothek Leipzig

ZENTRALANTIQUARIAT
DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
LEIPZIG 1975

Druck: (52) Nationales Druckhaus VOB National, 1055 Berlin – DDR
Ag 509/38/1975 3472 EVP 75,– M

TILEGNET IRLA DUPHORN

KØBENHAVN, DEN 17. DECEMBER 1928.

INHALT.

Seite

Verzeichnis der wichtigsten Quellen . . . . . *IX—XVI*

I. Klärung der Begriffe . . . . . 1— 21

II. Die Lehre . . . . . 23— 75

1. Der Drang zum Absoluten . . . . . 25— 37
2. Einheitssprache und Dialekt . . . . . 37— 41
3. Das Wort . . . . . 42— 50
4. Der Reim . . . . . 50— 61
5. Die Orthographie . . . . . 61— 67
6. Die Konstruktion . . . . . 67— 71
7. Leibniz und Gottsched. . . . . 71— 75

III. Der Gebrauch . . . . . 77—351

A. Grenzen und Ziele der Untersuchung . . . . 79— 92

B. Mundart in der Schriftsprache . . . . . 92—275

I. Mittel der Erkenntnis. . . . . 92— 99

II. Die Spuren . . . . . 100—230

1. Unbetontes e und Endnasal . . . . 100—116
2. Umlaut . . . . . 116—122
3. Diphthongierung und Monophthongierung . . . . . 122—126
4. Gerundete und ungerundete Vokale 127—132
5. e-Laute. . . . . 132—134
6. „Extrem"-Vokale . . . . . 134—137
7. Quantität . . . . . 138—143
8. Medien und Tenues . . . . . 143—147
9. Verschlußlaut und Reibelaut . . . . 147—151
10. Gutturale. . . . . 151—155
11. Zur Lautverschiebung . . . . . 155—160
12. s-Laute. . . . . 160—164
13. Einzelnes zum Lautstand . . . . . 164—167
14. Zur Substantiv-Flexion . . . . . 167—168
15. s-Plural . . . . . 168—172
16. er-Plural . . . . . 172—174
17. Starke und schwache Deklination 174—179
18. Genus . . . . . 180—203

Seite

19. Präsensvokal . . . . . 203—205
20. u-Umlaut . . . . . 205—207
21. Starke und schwache Konjugation 208—212
22. Ablaut . . . . . 212—214
23. Rückumlaut . . . . . 214—217
24. Diminution . . . . . 217—221
25. Komposition . . . . . 222—224
26. Zur oberdeutschen Wortbildung . . 224—227
27. Zum Fremdwort . . . . . 227—230

III. Die Bedingungen . . . . . 231—275

1. Der Ort . . . . . 231—237
2. Die Zeit . . . . . 237—238
3. Die Person . . . . . 238—242
4. Der Zweck . . . . . 242—275
   a) Literatur . . . . . 242—244
   b) Rechtsquellen . . . . . 245—255
   c) Brief . . . . . 255—275

C. Schriftsprache in der Mundart . . . . . 275—351

I. Die Quellen . . . . . 275—286

II. Die Bedingungen und die Methode . . 286—300

III. Einzelnes . . . . . 300—351

1. Zum Niederdeutschen . . . . . 300—303
2. Christian Weise . . . . . 303—314
3. Daniel Stoppe . . . . . 314—325
4. Zu ZfhdMa. II. S. 26f. . . . . 325—331
5. Der Prinz von Arkadien . . . . . 331—339
6. Die Baumburger Dialektgedichte . . 339—351

IV. Mundart und Schriftsprache . . . . . 353—369

Liste der Abkürzungen. Zugleich Verzeichnis der wichtigsten Literatur . . . . . 370—375

Register . . . . . 376—380

VERZEICHNIS DER WICHTIGSTEN QUELLEN

1. Die Kunst Teutsch zu schreiben untersuchet und gewiesen . . . von einem Liebhaber der teutschen Sprache. Chemnitz 1711.
2. Anleitung zur Poesie, Darinnen ihr Ursprung Wachsthum, Beschaffenheit und rechter Gebrauch untersuchet und gezeiget wird. Breßlau 1725.
3. Wohlgemeinte Vorschläge, Zu einer Allgemeinen und Regelmäszigen Einrichtung und Verbesserung Der Teutschen Sprache / In den Ober-Sächsischen und Nieder-Sächsischen Kreise. Halberstadt 1732.
4. Die Kayserliche Deutsche Grammatick . . . ausgearbeitet von Johann Balthasar von Antesperg. Zweyte und verbesserte Edition. Wien. (1750).
5. Grund-Sätze Der Deutschen Sprachen im Reden und Schreiben . . . von *Johanne Bödikero*. Cölln an der Spree. 1690.
6. Neuvermehrte Grund-Sätze Der Deutschen Sprache . . . vorgestellet / von *Johanne Bödikero*. Berlin 1701.
7. *Johannis Bödikeri* . . . Grund-Sätze Der Teutschen Sprache . . . Verbessert und vermehrt von *Joh. Leonh. Frisch*. Berlin 1723.
8. Johann Jakob Breitingers Kritische Dichtkunst . . . Zürich. 1740.
9. Entwurf einer Deutschen Dichtkunst zum Gebrauch der Schulen abgefasset von M. Johan Christoph Dommerich. Braunschweig. 1758.
10. Nöthiger Schul-Zeiger zu der Teutschen Sprache viel nützenden Orthographi, . . . ausgefertiget von *M. Conrado* Dunckelberg . . . Nordhausen. 1701. (2. Aufl. 1710).
11. Zur Teutschen Prosodi Vierstuffichte Lehr-Bahn . . . von *M. Conrado* Dunckelberg. Nordhausen. 1730.
12. Kurtze und leichte Methode Grammaticam Latinam . . . der zarten Jugend beyzubringen . . . von Johann Adolpho Frohnio . . . Mülhausen. o. J.
13. J. Chr. Gottsched, Versuch einer kritischen Dichtkunst. Zweyte und verbesserte Auflage. Leipzig 1737.
14. Grundlegung einer deutschen Sprachkunst . . . von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig. 1748.

15. Vollständigere und Neuerläuterte Deutsche Sprachkunst . . . bey dieser vierten Auflage merklich vermehret von Johann Christoph Gottscheden. Leipzig 1757.
16. Hrn. Johann Christoph Gottscheds . . . Beobachtungen über den Gebrauch und Misbrauch vieler deutscher Wörter und Redensarten. Straßburg und Leipzig 1758.
17. Reicher und ordentlicher Vorrath der Männlichen und Weiblichen Reime . . . zusammengetragen von *M.* Martin Grünwald. Budißin. 1695.
18. Hochteutsche Kurze deutliche und gründliche Vers-Reim-Und Dichtkunst . . . am Tage gegeben von Johann Grüweln. Neuen-Ruppin. 1709.
19. Johannis Heumanni . . . *Opvscvla.* Nürnberg. (1747). MDCCXXXXVII.
20. Johann Hübners . . . Poetisches Handbuch . . . Leipzig. 1696.
21. Deutliche und gründliche Einleitung Zu der reinen deutschen Poesie . . . von Andreas Köhlern. Halle. 1734.
22. *M. Theodori Kornfeldi* . . . Selbst-Lehrende Alt-Neue *Poesie* Oder Vers-Kunst . . . Bremen. (1686). Anno MDCLXXXVI.
23. *Illvstris Viri Godefr. Gvillelmi Leibnitii Collectanea Ethymologica . . . cvm praefatione Jo. Georgii Eccardi. Hannover. 1717.*
24. Teutsche Poesie dieser Zeit . . . von *M.* Gottfried Ludwigen. Leipzig. 1703.
25. Unvorgreiffliche Gedancken von Teutschen Epigrammatibus . . . von M. M. (Meister) Leipzig 1698.
26. Die Allerneueste Art Zur Reinen und *Galanten Poesie* zu gelangen . . . von *Menantes.* Hamburg. 1707. (Ebenso 1717, 1722.)
27. Auserlesene neue Briefe . . . An das Licht gestellet von Menantes. Halle 1717.
28. *Menantes Academi*sche Neben-Stunden allerhand neuer Gedichte/ . . . Halle und Leipzig. 1713.
29. *Menantes* Einleitung Zur Teutschen *Oratorie* und Brief-Verfassung . . . Dritte Auflage. Halle und Leipzig. 1726.
30. Die allerneueste Art höflich und *galant* zu Schreiben / Oder Auserlesene Briefe . . . von *Menantes.* Neueste und verbesserte Auflage. Hamburg. 1739.
31. *Europæische Parnassus,* Oder Kurtze und deutliche Anweisung Zu der Deutschen Dicht-Kunst . . . von Joh. Christoph Mennlingen . . . Wittenberg 1685.
32. Der *Europäische Helicon,* Oder Musen-Berg . . . von Joh. Christoph Männling. Alten Stettin. 1704.

33. M. Joh. Christoph Männlings Deutsch-Poetisches Lexicon . . . Frankfurt und Leipzig 1715.
34. Daniel George Morhofens Unterricht von der Teutschen Sprache und Poesie . . . Zum andern mahle . . . herausgegeben. Lübeck und Franckfort. (1702). MDCCII.
35. *Musophili* Vergnügter Poetischer Zeitvertreib . . . Dreßden und Leipzig. 1717.
36. Benjamin Neukirchs Anweisung zu Teutschen Briefen. Leipzig 1709.
37. Anfangs-Gründe zur Reinen Teutschen *Poesie* Itziger Zeit, Welche . . . entworffen Johann George Neukirch. Halle. 1725.
38. Georg Neumarks . . . Poetische TAFELN oder Gründliche Anweisung zur Teutschen Verskunst . . . Jena. 1667.
39 Gründliche Anleitung Zur Teutschen *accuraten* Reim- und Dicht-Kunst . . . Welches alles . . . verfasset Magnus Daniel Omeis. Andere Auflage. Nürnberg 1712.
40. *M. Isaac* Pölmanns . . . Neuer hoochdeutscher DONAT. Berlin. 1671.
41. Die nothwendigen Anfangsgründe der Teutschen Sprachkunst zum Gebrauche der Österreichischen Schulen . . . von Joh. Siegm. Val. Popowitsch. Wien. 1754.
42. Jo. Ludwig Praschens Discurs Von der Natur des Teutschen Reimes. Regenspurg. 1685.
43. Exercitationem Academicam de Linguae Saxonice inferioris neglectu atque contemtu in justo, Von Unbilliger Verachtung der PlatTeutschen Sprache . Autor Bernardus Raupach. Rostock 1704.
44. Elias Caspar Reichards . . . Versuch einer Historie der deutschen Sprachkunst. Hamburg. 1747.
45. Vollständige Deutsche Poesie in drey Theilen . . . von *M.* Albrecht Christian Rotthen. Leipzig. 1688.
46. Justi Georgii Schottelii Teutsche Sprach Kunst . . . Zum andern mahle herausgegeben im Jahre 1651. Braunschweig.
47. Ausführliche Arbeit von der Teutschen Haubt Sprache . . . Von *Justo-Georgio Schottelio*. Braunschweig. (1663). MDCLXIII.
48. Der Wohlgebahnte Weg zu der Teutschen Poesie . . . gezeiget von *Johanne Joachimo Statio*. Bremen. 1716.
49. Chr. Ernst Steinbachs kurtze und gründliche Anweisung zur Deutschen Sprache . . . Rostock und Parchim. 1724.
50. Kurtze und deutliche Anführung zur Teutschen Poesie . . . von *M.* J. H. Tiemeroth. Franckfurt und Leipzig. 1732.

51. Erdmann Uhsens Wohl-*informirter* Poët . . . Leipzig 1726. (Leipzig. 1703.)
52. Gründliche Einleitung zu der rechten reinen und *galanten* Teutschen Poesie . . . von Johann Samuel Wahllen. Chemnitz. 1723.
53. Joh. Conr. Wakii . . . Kurtze Anzeigung Wie nemlich die uralte Teutsche Sprache meistentheils Ihren Ursprung aus dem Celtischen oder *Chaldæischen* habe . . . Regensqurg. 1713.
54. Christian Weisens Curiöse Gedancken Von Teutschen Versen . . . 1693. o. O.
55. Joh. Ernst Weisens Unvorgreiffliche Gedancken von Teutschen Versen . . . . Ulm. 1708.
56. *M.* Cristoph Weißenborns . . . gründliche Einleitung zur Teutschen und Lateinischen *Oratorie* wie auch *Poesie* . . . Franckfurth und Leipzig. 1713.
57. Anleitung zur Teutschen Poesie . . . von *M. Francisco Wokenio* . . . Leipzig. 1715.

58. Caspar Abels auserlesene Satirsche Gedichte . . . Quedlinburg und Aschersleben 1714.
59. Des berühmten Poeten Nicolai d'Espreaux Boileau, Satyrische Gedichte . . . von Caspar Abeln. Goslar 1729.
60. Des berühmten Poeten Despreaux Boileau Satyrischer Gedichte zweyter Theil . . . von Caspar Abeln. Goslar 1732.
61. Proben der Poesie in Galanten-verliebten-vermischten Schertz- und Satyrischen Gedichten abgelegt von Amaranthes. Frankfurt und Leipzig 1710.
62. Zulässige Verkürtzung müßiger Stunden, Bestehend in allerhand geistlichen Gedichten . . . von Beccau. Hamburg 1719.
63. Zulässige Verkürtzung müßiger Stunden bestehend in allerhand weltlichen Poesien . . . von Beccau. Hamburg 1719.
64. Theatralische Gedichte und Übersetzungen . . . von Beccau. Hamburg 1720.
65. Bey verschiedenen Gelegenheiten entworffene Ehren-Gedichte von Beccau. Hamburg 1720.
66. Nicolai von Bostel . . . Poetische Nebenwerke . . . Hamburg 1708.
67. Des Freiherrn von Caniz Gedichte . . . ausgefertiget von Johann Ulrich König. Leipzig und Berlin 1727.
68. Herrn Carl Friederich Drollingers Gedichte . . . ausgefertiget von J. J. Sprengen . . . Frankfurt 1745.

69. (Georg Jacob Duttenhofer) Schwäbische Gedichte. Erstes Stück. Ulm und Leipzig 1751.
70. (J. G. Eccard) H. A. E. G. v. D. Poetische Neben-Stunden . . Braunschweig 1721.
71. Die Pietisterey im Fischbein-Rocke . . . Rostock 1736.
72. Galante, verliebte und Satyrische Gedichte . . . von Menantes. Hamburg 1711.
73. (Georg Ludwig Oeder) Poesie der Franken. 1. Sammlung. Frankfurt und Leipzig 1730.
74. Die deutsche Schaubühne nach den Regeln der alten Griechen und Römer eingerichtet . . . von J. G. Gottscheden. Leipzig 1741ff.
75. Lustig- und Nutzlicher Zeit-Vertreibe . . . Zusamm getragen von R. P. Odilo Schreger . . . Stadt am Hof 1753.
76. Erste Sammlung von Daniel Stoppens / Teutschen Gedichten. Franckfurt und Leipzig. 1728. (Ebenso: 1742.)
77. Zweyte Sammlung von Daniel Stoppens Teutschen Gedichten. 1729.
78. Der Parnaß im Sättler Oder Scherz- und Ernsthafte Gedichte, Herrn Daniel Stoppen . . . Frankfurt und Leipzig 1735.
79. Neue Fabeln oder moralische Gedichte . . . von Daniel Stoppen . . . Breslau 1740.
80. Ollapotrida des Durchgetriebenen Fuchsmundi. 1711.
81. Weichmanns Poesie der Niedersachsen 6 Bde., 1721ff.
82. Christian Weisens Lust und Nutz der Spielenden Jugend bestehend in zwey Schau= und Lust=Spielen vom Keuschen *Joseph* und der Unvergnügten Seele . . . (angeheftet: der Betrogene Betrug Lust=Spiel.) Dresden und Leipzig. (1690).
83. Christian Weisens Comedien. 1695. Enthält: Esau und Jacob und Spiel vom verfolgten Lateiner.
84. Christian Weisens überflüssige Gedancken der grünenden Jugend. Leipzig 1701.

85. Abraham a Sancta Claras Werke . . . herausg. von Hans Strigl. 6 Bde. Wien 1904—1907.
86. Abraham a Santa Clara, Auf auf ihr Christen. 1683. Wien. Neudrucke I.
87. Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer. Deutsche Literaturdenkmale des 18. Jhdts. 12. 1883.
88. Albrecht von Hallers Gedichte herausgegeben von Ludwig Hirzel. Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz. 3. Bd. Frauenfeld 1882.

89. Thirsis und Damon Freundschaftliche Lieder herausgegeben von M. Samuel Gotthold Langen. Deutsche Literaturdenkmale des 18. u. 19. Jhs. 22. 1885.
90. Martini Opitii Buch von der deutschen Poeterey. Breslau 1624. Herausgegeben von Georg Witkowski. Leipzig 1888. S. 117ff.
91. Schelmuffskys Warhafftige Curiöse und sehr gefährliche Reisebeschreibungen . . . H. N. 57, 58. 1885.
92. Lhonnet Femme oder die Ehrliche Frau zu Plissine . . . H. N. 90, 91, Halle 1890.
93. Die ganze Ästhetik in einer Nuß oder Neologisches Wörterbuch . . . von Schönaich, herausgegeben von Albert Köster. Berlin 1900.
94. Wiener Haupt- und Staatsaktionen. Herausgeg. von Rudolf Payer von Thurn. Schriften des literarischen Vereins in Wien. X, XIII, 1908—1910.
95. Stranitzkys Drama vom heiligen Nepomuk . . . Von Fritz Homeyer. Palaestra LXII, Berlin 1907.
96. Ollapotrida des Durchgetriebenen Fuchsmundi . . . Wiener Neudrucke 10. Wien 1886.
97. Christian Weise, Bäurischer Machiavellus . . . und die Komödie von der bösen Catharine. DNL. 39.
98. Christian Weise, die drey ärgsten Ertz-Narren . . . H. N. 1878.
99. Christian Weise der grünenden Jugend überflüssige Gedancken. H. N. 242—245 Halle 1914.
100. Christian Wernickes Epigramme. Hrsg. von Rud. Pechel. Palästra 71.

101. Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans hrsg. von W. L. Holland. Bibl. des Stuttgarter liter. Vereins. 88, 107, 122, 132, 144, 157; 1867ff.
102. Beiträge zur Geschichte August Hermann Franckes . . . Hrsg. von G. Kramer. Halle 1891.
103. Die Briefe König Friedrich Wilhelm I. an den Fürsten Leopold zu Anhalt-Dessau bearbeitet von O. Krauske. Acta Borussica Erg. Bd. Berlin 1905.
104. Albrecht Hallers Tagebücher, seine Reise nach Deutschland, Holland und England. Herausgegeben von Ludwig Hirzel. Leipzig 1883.

105. (Graf Harrach). Ein Tagebuch während der Belagerung von Wien im Jahre 1683. Mitgeteilt von Ferd. Mencik. Archiv für österreichische Geschichte 86. (1899) S. 205ff.
106. Das Tagebuch des Grafen Ferdinand Bonaventura von Harrach während seines Aufenthaltes am spanischen Hofe in den Jahren 1697 und 1698. hrsg. von A. Gaedeke. Archiv für österreichische Geschichte. 48. (1872). S. 163ff.
107. Der Briefwechsel von Gottfried Wilhelm Leibniz mit Mathematikern. Hrsg. von C. J. Gerhardt, Berlin 1899.
108. Briefe der Herzogin Maria Anna Christiane von Bayern. Mitget. von Leopold von Beckh-Widmannssteter. Ztschr. f. dt. Kulturgesch. N. F. I. 1891 S. 188.
109. Briefe des Hamburgischen Bürgermeisters Johann Schulte. Hamburg 1856.
110. Briefe der Kurfürstin Sophie von Hannover an die Raugräfinnen und Raugrafen zu Pfalz. Hrsg. von E. Bodemann. Publikat. aus den kgl. preuß. Staatsarchiven. 37. Leipzig 1888.

111. Weißthümer gesammelt von Jacob Grimm. Teil I—VI. Göttingen 1840ff.
112. Deutsche Bauernweistümer ausgewählt und hrsg. von Eberhard von Künßberg. Jena 1926. Deutsche Volkheit.
113. Badische Weistümer und Dorfordnungen. 1. Heft, Heidelberg 1917.
114. Luxemburger Weisthümer . . . gesammelt . . . von Hardt. Luxemburg 1870.
115. Österreichische Weisthümer gesammelt von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1870ff.
116. Die Weisthümer der Rheinprovinz. Bonn 1900, 1914. Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde.
117. Sammlung schweizerischer Rechtsquellen. I, 1, 1. II, II, 1. XIV, I, 1, 2. Aarau, 1903f.
118. Württembergische ländliche Rechtsquellen . . . 1. Bd. Stuttgart 1910.
119. Adolf Stölzel, Urkundliches Material aus den Brandenburger Schöffenstuhlsakten. 4 Bde. Berlin 1901.

120. M. Joachimi Frommen, Brandenburgensis Nomenclatura rerum quae Brandenburgi sunt . . . Brandenburg. 1679.
121. *Idioticon Hamburgense* . . . von Michael Richey. Hamburg 1755.

122. *Idioticon Osnabrugense* . . . Von Johann Christoph Strodtmann. Leipzig und Altona. 1756.
123. Caspar Stieler, Der Teutschen Sprache Stammbaum und Fortwachs oder teutscher Sprachschatz. 3 Bde. 1691.
124. Christ. Ernst Steinbachs Vollständiges Deutsches Wörterbuch . . . 2 Bde. Breslau 1734.
125. Johann Leonhard Frisch, Teutsch-lateinisches Wörterbuch. Berlin 1741.
126. Adelung, Versuch eines vollständigen . . . Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart . . . I—V, Leipzig 1724ff.
127. Grimm, Deutsches Wörterbuch. 1854ff.
128. Weigand, Fr. L. K., Deutsches Wörterbuch[5]. 2 Bde. 1890—1910.
129. Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache. 1918.
130. Hans Schulz, Deutsches Fremdwörterbuch. I. Straßburg 1913. (Fortgesetzt von Basler 1926ff.).
131. Karl Schiller und August Lübben, Mittelnd. Wörterbuch. 6 Bde, 1876—1881.
132. J. F. Castelli, Wörterbuch der Mundart in Österreich unter der Enns. Wien 1847.
133. J. A. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, 2 Bde. 1872—77[2].
134. E. Martin und H. Lienhart, Wörterbuch der Elsässischen Mundarten. Straßburg 1899—1907, 2 Bde.
135. Schweizerischer Idiotikon . . . begonnen von Friedr. Staub und Ludw. Tobler. I—VIII. Frauenfeld 1881ff.
136. Schwäbisches Wörterbuch. Bearbeitet von Hermann Fischer. 6 Bde. Tübingen 1904—1924.

I.

KLÄRUNG DER BEGRIFFE

Der gegenwärtige Gebrauch der Bezeichnung „Schriftsprache" ist durchaus zwiespältig. Das Wort benennt zwei verschiedene Begriffe, die keinerlei Berührung miteinander haben. Seine eine Bedeutung, die sich unmittelbar an seine noch stets empfundene sprachliche Form anschließt, ist die des Geschriebenen im Gegensatz zum Gesprochenen. Schriftsprache ist aller schriftliche Ausdruck. Ihre Formen und Mittel, ihre Ausdrucksfähigkeiten und Materialien sind bedingt durch die Tatsache schriftlicher Aufzeichnung, und sie müssen unterschieden sein, wie wir annehmen dürfen, von denen der gesprochenen, im Munde lebenden Sprache[1]).

Diese eine Bedeutung der Bezeichnung „Schriftsprache" hat mit der anderen nichts zu tun. Wenn wir heute von der hochdeutschen Schriftsprache reden, so verstehen wir darunter die, vornehmlich auf hochdeutscher Grundlage, allmählich seit der mittelhochdeutschen Epoche entwickelte Einheitssprache, die einerseits im schriftlichen Gebrauch, dann aber auch im mündlichen Verkehr für den Gebildeten verbindlich ist. Wenn man diese Schriftsprache definieren will, so sagt man, daß es „eine vom Dialektischen bewußt sich lösende, also in gewissem Sinne eine künstliche, übermundartliche, sozusagen gereinigte Form der Sprache sei"[2]). Dicht daneben steht die sogenannte Literatursprache, ohne daß überall mit der nötigen Genauigkeit zwischen Schriftsprache und Literatursprache geschieden wird.

Diese Einheitssprache steht zwar durch Eigenarten des Wortschatzes, der Wortbildung, des Lautstandes, der Satz-

[1]) Vgl. Hans Naumann, Literatursprache. RL. II. S. 264.
[2]) Hübner, S. 7.

fügung mit den landschaftlich verschiedenen Teilsprachen in Verbindung, wie sie mit den durch Beruf und soziale Zugehörigkeit bedingten Sondersprachen stets in Verbindung bleibt, sie ist aber in ihrem Grunde durchaus absolut und in sich selbständig. Dies beweist die Tatsache, daß sie den erwähnten Teil- und Sondersprachen als zu erlernende Fremdsprache gegenübersteht. Daraus wiederum begreift es sich, daß die Mängel der Erlernung sich durch die Verbindung mit den Teil- und Sondersprachen bemerkbar machen. Zu verweisen ist hier vor allem auf die niederdeutschen Verhältnisse.

Natürlich ist die Bezeichnung Einheitssprache immer nur Name für eine wirkende Tendenz. —

Von dieser prinzipiell vorhandenen Bedeutungsverschiedenheit ausgehend, kommen wir zu einer Verpflichtung der genaueren und eindeutigeren Bezeichnungsweise. Wir belegen die oben entwickelten beiden Begriffe, die bisher häufig im Sprachgebrauch gleichmäßig als „Schriftsprache" bezeichnet worden sind, mit zwei verschiedenen, ihnen möglichst nahe kommenden Benennungen. Das Wort Schriftsprache behalten wir, seiner wörtlichen Bedeutung entsprechend, für das Geschriebene. Wir haben dabei eine interessante Vorgängerschaft aus dem Jahre 1783 in der „Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste": „Schriftsprache ist eigentlich der Ton- und Gebärdensprache entgegengesetzt. Herr A(delung) setzt es aber immer der Volks- oder Provinzialsprache entgegen; gleichwohl ist jede Provinzialsprache, wenn sie geschrieben wird, so sehr Schriftsprache als das Hochdeutsche"[1]).

Den anderen bisher mit diesem Wort benannten Begriff bezeichnen wir als Einheitssprache oder Gemeinsprache. Diese beiden, nunmehr von uns festgelegten Be-

[1]) Steiger, S. 22. — s. auch: Herm. Wunderlich, Wibh. 12/13. S. 37.

zeichnungen, Schriftsprache und Einheitssprache-Gemeinsprache, erhalten enge und genaue Bestimmung, wenn wir uns die Frage vorlegen, was zu den von ihnen benannten Begriffen im Gegensatz steht.

Die Schriftsprache als das Geschriebene steht im Gegensatz zum Gesprochenen[1]). Ist die Schriftsprache durch Feder und Papier und die ihr charakteristische Dauerhaftigkeit von vornherein zu einer verbindlichen, einmal festgelegten Form und Fügung bestimmt, so lebt die gesprochene Sprache im Munde des Sprechers wechselvoll und eigentümlich. Wenn wir unter den geläufigen Bezeichnungen nach einer treffenden Benennung für diese gesprochene Sprache suchen, so stoßen wir zuerst auf die Bezeichnung Mundart. Rein wörtlich schon ist der Gegensatz: der Schriftsprache steht die Mundart gegenüber. Zur Verdeutlichung können wir setzen: gegenüber der Schreibsprache die Sprechsprache.

Neben „Mundart" stellt sich aber sogleich, anscheinend als Synonym, das fremde „Dialekt". Ehe wir zu einer endgültigen Benennungsauswahl gelangen, müssen wir das Verhältnis dieser beiden Bezeichnungen genauer bestimmen. —

Das aus dem Griechischen stammende Wort „Dialekt"[2]) bezeichnet ursprünglich nicht nur, wie es uns geläufig ist, die geographisch bedingte Unterabteilung einer Gesamtsprache, sondern auch die Sprache überhaupt, die Unterredung, das gesprochene Wort. Es zeigt sich also hier im Griechischen eine ähnliche entgegengesetzte Bedeutungszweiheit, wie wir sie soeben an dem deutschen Wort „Schriftsprache" hatten feststellen können. Einerseits wird der Gebrauch bezeichnet und anderseits die Geltung (Geltungsbereich), einerseits etwas Persönliches, ander-

[1]) Schrift- und Redesprache. So: Friedr. G. Meyer, S. 42.
[2]) Vgl. Pape I. S. 506.

seits etwas Soziales, einerseits etwas Sprachpsychologisches und anderseits etwas sozusagen „Sprachpolitisches". Das griechische Fremdwort taucht in der deutschen Gelehrtensprache lediglich in seiner Bedeutung „geographische Teilsprache" auf[1]). Das Zeitalter des Purismus setzt neben das griechische „Dialekt" mit völliger Gleichberechtigung das deutsche „Mundart"[2]). Dieses Wort erfährt insofern eine Bedeutungsverengerung, als es bald völlig wie „Dialekt" auf die regional verschiedenen Sprachteile beschränkt wird[3]). Wir werden noch ausführlicher von dieser Entwicklung zu sprechen haben. Es ist kein Zweifel, daß der heutige gewöhnliche Sprachgebrauch durchweg „Dialekt" und „Mundart" als Synonyma verwendet in der bereits von Adelung umschriebenen Bedeutung. Wir reden ohne ernsthafte Differenzierung von Dialektdichtung und Mundartdichtung, und der Gebrauch des Einzelnen richtet sich nach seiner Stellung zur Sprachreinheit. Für das wahllose Nebeneinandergebrauchen zeugt auch das (S. 3.) angeführte Zitat von Hübner[4]). Es ist also so, daß hier für einen Begriff zwei verschiedene Bezeichnungen nebeneinanderstehen. Nehmen wir unsere oben entwickelten Bezeichnungen „Schriftsprache" und „Einheitssprache" vor, so erkennen wir, daß das heute ge-

---

[1]) Vgl. Schultz, I. S. 141. — Vgl. auch Ernst Leser, Fachwörter zur deutschen Grammatik von Schottel bis Gottsched. ZfdW. XV. S. 6ff.

[2]) Schottel, Teutsche Haubtsprache. S. 148: „Bericht von den Mundarten oder *Dialectis*, auch wie die Teutsche Sprache in *Dialectos* geteihlet sey." — DWb. VI, 2683ff.

[3]) Diese Verengung ist bei Adelung vollzogen. III, 608ff. ist Mundart „die besondere Art zu reden, wodurch sich die Einwohner einer Gegend von den Einwohnern anderer Gegenden unterscheiden".

[4]) S. 19: „Wir sprechen heute vom bayrischen, westfälischen, mecklenburgischen Dialekt, von der Mundart der Priegnitz, vom Berliner Stadtdialekt."

läufige „Dialekt—Mundart" der „Einheitssprache—Gemeinsprache" gegenübersteht. Neben der vorhin beobachteten Begriffs- und Bedeutungszweiheit erkennen wir hier ein Entwicklungsergebnis[1]), das infolge einer immer fortschreitenden Bedeutungsverengerung und Bedeutungsannäherung eine Bezeichnungszweiheit geschaffen hat.

Wir geben vorläufig nun das Wort „Mundart", trotz seines wörtlichen Anklangs, auf, als durch den Gebrauch endgültig festgelegt und ungeeignet, die gesprochene Sprache im Gegensatz zur Schriftsprache zu bezeichnen. Auf der erneuten Suche nach einer geeigneten Bezeichnung stoßen wir auf die vor allem von Wunderlich, Kretschmer und Schirmer eingeführte Benennung „Umgangssprache" und prüfen sie auf ihre Verwendbarkeit.

Diese „Umgangssprache" erscheint als die Sprache „des mündlichen Gebrauchs". Sie steht also damit im Gegensatz zu dem, was wir als „Schriftsprache" bezeichnet haben. Allerdings beschränkt Kretschmer die „Umgangssprache" auf das Hochdeutsche und würde sie also, nach unserer Ausdrucksweise, die „mündliche Form der deutschen Einheitssprache" nennen[2]). Er definiert sie als den „mündlichen Gebrauch der lebenden Gemeinsprache der Gebildeten"[3]). Er scheidet sie damit wohl einerseits von der Schriftsprache, andererseits aber auch von der Sprache des Volkes. Diese Hineinbeziehung soziologischer Begriffe, wie „Gebildet" und „Volk" (= un-

[1]) Hier soviel, daß Steiger (Mundart u. Schriftsprache .... Diss. Freiburg 1919) feststellt, daß „Mundart" auch für „Schriftsprache" verwandt wird (S. 20), auch von Grammatikern, die Adelungs Auffassung von der hochdeutschen Einheitssprache nicht teilen. Die Steigersche Untersuchung gilt der Zeitschriftensprache der 2. Hälfte des 18. Jhdts.

[2]) Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochdtsch. Umgangssprache. Vor allem S. 10. — Vgl. auch Alfred Schirmer, GRM. IX. (1921) S. 42ff. ZfdU. 33 (1919) S. 428ff.

[3]) a. a. O. S. 10.

gebildet)[1]), trägt insofern in sich eine schwere Gefahr, als diese Begriffe einer endgültigen, allgemein anerkannten Begrenzung und Bestimmung in der Regel sich entziehen. Die Kretschmer—Schirmersche „Umgangssprache" erscheint nach all diesem als eine gewisse Mittelstufe zwischen der geschriebenen deutschen Einheitssprache und der gesprochenen Sprache des „Volkes"[1]), indem sie von jener die lautlichen und flexivischen Richtigkeiten, von dieser das Eigentümliche des Wortschatzes entlehnt und als gesprochene Sprache über gewisse syntaktische Sonderheiten verfügt. Von der landschaftlichen Teilsprache hat sie den Charakter des Gesprochenen und die ganze Verwurzelung, zur Einheitssprache drängt sie aber ihre Zugehörigkeit zu der sogenannten „gebildeten Schicht", besonders aber ihre Tendenz nach übermundartlicher Geltung. Die Sprecher dieser „Umgangssprache" sind also entweder solche, die sich in der mündlichen Rede gewisse Abweichungen von dem kodifizierten einheitssprachlichen Gebrauch gestatten und in saloppem Umgang an die Stelle der festgelegten Sprachregel eine größere sprachliche Freiheit setzen. Oder es sind solche, bei denen die Zugehörigkeit zur sogenannten „gebildeten Schicht" nicht stark genug ist, um alle landschaftlich oder sozial bedingten Sonderheiten zu beseitigen. In diesem Falle ist das Sprechen der „Umgangssprache" eine Fehlerhaftigkeit. Zur „Umgangssprache" kommt man also entweder, weil man die Einheitssprache nicht völlig beherrscht und ungewollt Laut, Flexion, Wortschatz, Satzbildung mit dem gewohnten, landschaftlichen Sprachstand vermischt. Oder man kommt dazu, indem man sie nicht völlig übt, indem

[1]) Hermann Wunderlich (Unsere Umgangssprache. 1894. S. X) erklärt, daß sich die Umgangssprache der lokalen Besonderheiten zu entledigen suche, um mit weithin geltenden Formen ihren Kreis gerade so auszudehnen, wie dies der „Schriftsprache" nach mehrhundertjährigem Ringen längst gelungen ist.

man sich in der mündlichen Rede gehen läßt. Immer ist also für die „Umgangssprache" die deutsche Einheitssprache Grundlage. Ihre stärksten Bildungsfaktoren sind die Sehnsucht zur Einheitssprache und die lässige Flucht vor ihr. Sie ist eine gewisse Entspannung für den „Gebildeten", eine Mühe für den „Ungebildeten". Damit deuten wir noch einmal auf das stark wertende Element, das in der herkömmlichen Terminologie liegt. Eine solche schon im Worte liegende, vorgefaßte Wertung aber ist allzu gefährlich. Auch aus diesem Grunde verzichten wir auf die überkommene Ausdrucksweise, wie wir auch die Bezeichnung „Hochsprache", soweit nicht noch davon die Rede sein wird, ohne weiteres übergangen haben. Wir haben also erkannt, daß die Bezeichnung „Umgangssprache" für unsere Zwecke auch nicht in Frage kommen kann. Wir suchen nach einem Ausdruck, der alles Gesprochene im Gegensatz zu allem Geschriebenen bezeichnet. Die Frage nach den einzelnen Gesellschaftsschichten lassen wir dabei ebenso wie die Frage nach dem Verhältnis zur Einheitssprache unberücksichtigt[1]).

---

[1]) Eigentümlich ist der Zustand der Forschung über die Umgangssprache, den Schirmer auch zugibt. (GRM. IX. S. 45f. — dazu auch ZfdU. 33 (1919) S. 429.) „Am wenigsten erforscht ist die lautliche Eigenart der Umgangssprache. Auch die Eigenarten der Flexion sind nicht so hinreichend erforscht, daß man abschliessend über sie berichten könnte .... Besonders deutlich zeigt die Umgangssprache ihre Eigenart gegenüber der Schriftsprache in syntaktischer Hinsicht ..." Aber „am deutlichsten erkennbar sind die lexikalischen Eigenheiten der Umgangssprache".

Die Ursachen für einen solchen Forschungszustand müssen zweifellos nicht allein in der Dauer und Weite der Forschung, sondern auch in der ganzen Fragestellung gesucht werden. Alles Lautliche und Flexivische, das von der Einheitssprache abweicht, entnimmt die Umgangssprache den Sonder- und Teilsprachen. Wo solche Eigenheiten auftauchen, ist der Sprecher gewissermaßen in seine Sondersprache gefallen. Hier ist nichts spezifisch Umgangssprachliches. Aber auch der Wortschatz ist differenziert

Wir kehren nunmehr noch einmal zu dem Begriff „Mundart—Dialekt“ zurück. Wie verhält es sich mit dem Wort „Mundart“, wenn wir es genauer betrachten? „Man muß sich darüber klar sein“, weiß man[1]), „daß das Wort Mundart eine stark schillernde Bedeutung hat“. Oder es wird auch ein förmlicher Angriff gegen die Bezeichnung gerichtet: „Der Ausdruck Umgangssprache ist ja ebenso wie Mundart an und für sich nichtssagend: denn im strengen Sinne der Worte ist jede gesprochene Sprache, die im täglichen Umgang der Menschen von Mund zu Mund geht, sowohl das eine wie das andere[2]).“

Das Schillernde und die Unsicherheit gehen so weit, daß man eines Zusatzes bedarf und von „Volksmundart“ zu reden pflegt[3]). Wir müssen, um auf die innerste Bedeutung des Wortes zu kommen, einfach seinen wörtlichen Sinn

---

nach den landschaftlichen Teilsprachen. Dafür spricht bereits die Möglichkeit einer „Wortgeographie der Umgangssprache“ überhaupt. Die provinzialen Ausdrücke treten allenfalls in einer einheitssprachlichen Stilisierung auf. Die lexikalischen Eigenheiten, die so deutlich erkennbar sind, erstrecken sich also auf Form und Bedeutung der typisch umgangssprachlichen Bezeichnung, auf ihr Verbreitungsgebiet, auf ihre Anwendungsmöglichkeit im Einzelnen. Was für den Lautstand und die Flexion noch nicht geschehen ist, ist für den Wortschatz bereits getan, man hat untersucht, wie, wann und wo sich provinziale Besonderheiten in die Einheitssprache des mündlichen Gebrauchs eindrängen. Man hat das für Laut und Flexion nicht tun können, weil hier zu offensichtlich die Bedeutung der landschaftlichen Sonderart für die Sprachgestaltung zum Vorschein kam. Daß aber die Einheitssprache in lautlicher und flexivischer Hinsicht landschaftliche Abwandlungen erfährt, ist so selbstverständlich und ändert so wenig an ihrem Grund, daß daraus eine selbständige Umgangssprache nicht abgeleitet werden kann.

[1]) Hübner S. 11.

[2]) Georg Rausch, zur Geschichte des deutschen Genitivs. Diss. Gießen. 1897. S. 37.

[3]) Bedeutungsmäßig entspricht das durchaus der wirklichen provinzialen Sondersprache. Das Bedenkliche der Benennung

nehmen. Dann ist die „Mundart" einerseits wohl die Sonderart der Sprache, sei es landschaftlicher, sei es auch sozialer oder persönlicher Art. Hier ist das Wort synonym mit dem bedeutungsverengten „Dialekt". Legen wir aber den Ton auf das „Sprechen", so finden wir eine andere Bedeutung, die das Gegensätzliche zu unserm oben geklärten Begriff „Schriftsprache" bezeichnet. Wir können also aus der Bezeichnung „Mundart" einen Sinn entnehmen, den die Benennung haben muß, die wir brauchen. Ist das griechische Wort „Dialekt" für „landschaftliche Teilsprache" ein für allemal festgelegt, so wird das deutsche Wort „Mundart" damit in völlig unzweideutiger Weise als Bezeichnung für die gesprochene Sprache im Gegensatz zur geschriebenen frei. „Mundart" ist eben „die Sprache ohne Schrift, die bloß gesprochene Sprache, die nur (noch?) im mündlichen Verkehr umgeht[1])." Eine solche Anwendung trägt der wörtlichen Bedeutung des deutschen Wortes in hohem Maße Rechnung, während der Sprachgebrauch mit dem fremden Wort „Dialekt" eine wörtliche

---

liegt für uns darin, daß der Zusatz „Volk" leicht eine gewisse wertende Tendenz enthält, da zu einer „Volksmundart" notwendig eine „Gebildetenmundart" gehört. (s. Kretschmer, Wortgeographie. S. 10.) Die Kretschmersche Gebildetenmundart ist natürlich die so oder so geartete einheitssprachliche Umgangssprache.

Wir verweisen noch auf Wunderlichs Erklärung der Umgangssprache (Unsere Umgangssprache. 1894. S. 6ff.) „Wer die mundartliche Literatur ... überblickt, dem wird es nicht entgangen sein, wie nahe sich oft gerade in der Satzfügung einzelne (Dialekte) berühren, die in ihrem Lautstand schroff voneinander abstehen. Und wer diese Einheitspunkte der Satzbildung verbindet, wird finden, daß sie im Grunde nur dieselben Linien ergeben, die wir in der Umgangssprache gegenüber der Schriftsprache gezogen finden." Hier ist „Umgangssprache" gleich „gemeinsame Unschriftsprachlichkeiten (syntaktischer Art) der Dialekte"!

[1]) „Die Sprache" folgert man dann weiter, „ohne Litteratur, ohne Cultur, die rohe, platte, gemeine Sprache" (Klaus Groth, Briefe, S. 30ff.).

Auslegung gewöhnlich nicht verbindet. Wir entscheiden uns im Rahmen unserer Untersuchung für diese Anwendung. Daß gewisse Rücksichten auf historische Benennungsweisen dabei auch von Einfluß sein könnten, dürfte zum Teil bereits aus der Steigerschen Arbeit klar geworden sein. Aber es handelt sich mehr um eine Vereinbarung des Ausdrucks in unserem bestimmten Falle als etwa um eine endgültige sprachbindende Absicht. Einer solchen Sprachbildung müßte auch der eingewachsene Gebrauch streng entgegenstehen. Daß indessen an manchen Stellen früher bereits die beiden Bezeichnungen in unserem Sinne gebraucht worden sind, ist sicher, und wir brauchen es nur an einem Beispiel zu belegen. Ein solches Beispiel bietet Gustav Friedrich Meyer[1]), der „plattdeutsch" als ursprünglich niederländisch erklärt[2]), „wo Plattdeutsch die Mundart, die tägliche Umgangssprache, im Gegensatz zu der höheren schriftsprachlichen Form bezeichnete", wobei wir lediglich den Zusatz „höher" vorläufig vermieden sehen möchten.

Eine Vereinbarung des Ausdrucks war aber um so notwendiger als alle[3]) bisherigen Arbeiten an einer wirklich klaren Bedeutungsunterscheidung vorübergehen und einerseits sich für einen Begriff den Luxus zweier und noch

---

[1]) Unsere plattdeutsche Muttersprache. Garding. 1921. S. 31.

[2]) Vgl. Wolfgang Stammler, Geschichte der niederdeutschen Literatur. 1920. Aus Natur u. Geistesw. 815. S. 5.

[3]) Klaus Groth, Briefe. S. 30: „Die Ausdrücke (Mundart — Dialekt) sind gangbar und bedeutungsschwer geworden. Dialekte und Mundarten sind die Sprechweisen und die Sprecharten. Jene unterscheiden sich hauptsächlich durch die verschiedene Aussprache desselben Wortes, die andern mehr durch die Verschiedenheit des Wortstoffes selbst. Die richtige Mundart bleibt Mundart, mag sie geschrieben oder bloß gesprochen werden." — S. auch Holder S. 157. Zuletzt darüber: Ewald Geißler, Erziehung zur Hochsprache. (1925). I. Handbücherei für den deutschen Unterricht. I, 5. S. 159f.

dazu schillernder Bezeichnungen leisten (Mundart = Dialekt), andererseits sich für zwei Begriffe mit einem mangelhaften Ausdruck behelfen (Schriftsprache).

Es ist notwendig, den nun von uns benannten Begriffen „Mundart" und „Dialekt" weiter nachzugehen. Wir dürfen nicht mehr reden von „Mundartdichtung", sondern nur von „Dialektdichtung". Denn die „Mundart" ist nichts als das Gesprochene. Dichtung in ihr gibt es nicht, wenn mit der Dichtung zugleich auch die Tatsache des Schreibens verbunden ist. Mundart in diesem Sinne hat keinen Plural. Es gibt nur eine Mundart, d. i. die gesprochene Sprache im Gegensatz zur Schriftsprache. Es ist die Sprache, die insofern „natürlich" genannt werden kann, als sie den Prozeß der Schreibung nicht durchgemacht hat. „Dialekt" bezeichnet daneben den Begriff der Teil- und Sondersprachen, in besonderem Maße den der landschaftlichen Sondersprachen. Es ist Tatsache, daß es Dialektdichtung gibt, oder vorsichtiger gesagt, daß es Versuche gibt, im Dialekt zu dichten und zu schreiben. Eben diese Tatsache, daß es auch geschriebenen Dialekt gibt, scheint Hermann Wunderlich nicht genügend zu beachten, wenn er das Hauptmerkmal der Dialekte in ihrem Charakter als gesprochene Sprache erblickt[1]). Dann ist der Dialekt aber ohne weiteres keine Mundart mehr, sondern auch er unterwirft sich gewissen Eigenheiten, die wohl durch die schulmäßige Tradition mit der Einheitssprache in Verbindung stehen, die aber überall in ähnlicher Form vorkommen und spezifisch schriftsprachlich sind. Wenn wir also feststellen, daß Dialektdichter nicht den unverfälschten Dialekt schreiben, sondern gewisse schriftsprachliche und daneben auch einheitssprachliche Traditionen übernehmen, so dürfen wir zum großen Teil darin ein Zeugnis für den Übergang des geschriebenen Dialekts

[1]) Das Sprachleben in der Mundart. Wibh. 12/13. 1897. S. 33ff.

zur Schriftsprache erkennen. Daß der Dialekt nicht ausschließlich etwas Gesprochenes zu sein braucht, beweist auch der Begriff „Schriftdialekt“[1]). Daran darf die selbstverständliche Tatsache nicht irremachen, daß in der neuhochdeutschen Epoche der Sprachzentralisierung das Geschriebene als das Dauernde sich fast ausschließlich an den Bereich der Einheitssprache anschließt. Aber der Dialekt kann Mundart sein, genau wie die hochdeutsche Einheitssprache sich einerseits in ihrer Schriftsprache schriftsprachlich, dann aber auch in ihrer Umgangssprache mundartlich ausdrückt[2]).

„Mundart“ ist nicht schreibbar. Das liegt im Wort. Sie erscheint nur insofern in den schriftlichen Denkmälern, als sie dem graphischen Bild, dem Gang der Gedanken, der Wahl des Wortes, der Gestaltung der Darstellung so oder so ihren Stempel aufdrückt. Dies also sind die einzigen wirklichen Quellen, aus denen unmittelbar eine Kenntnis historischer Mundart gewonnen werden kann.

Zum andern: die Mundart ist im höchsten Maße Eigentum der Einzelpersönlichkeit. Gewiß wird ihr Individualcharakter stark eingeengt durch die Tradition des Dialekts einerseits, durch die der Schriftsprache und die der Einheitssprache anderseits. Aber die Mundart als solche hat keine Tradition. Sie hat ja, nicht nur überlieferungsmäßig, sondern auch ihrem Wesen nach, sozusagen keine Vergangenheit. Genau besehen handelt es sich hier um die augenblickliche Schöpfung der nie gewesenen und nie so wiederkehrenden Sprachform. Die Sprachmittel sind

---

[1]) So auch ausdrücklich Molz, PBB. 27. S. 211.

[2]) Vgl. Paul, Prinzipien S. 410. — Hans Naumann erkennt beiden, der Umgangssprache und dem „gesprochenen Dialekt“, jene „unbestimmbare Primitivität“ zu, die sie von der Schriftsprache scheidet. (Über das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht Philol. Jb. I. 1925. S. 62.)

überkommen. Aber diese überkommenen Sprachmittel sind voll unerschöpflicher Möglichkeiten.

Setzen wir die Terminologie Behaghels[1]) zum Vergleich, so erblicken wir in seiner „Sprache der Überlieferung" jenes von uns als das Geschriebene im Gegensatz zum Gesprochenen Bezeichnete, — und damit wird bereits auf die Tradition als die innerste Kraft dieser Sprache hingewiesen. — Behaghels „Sprache der Andern" aber enthüllt sich ohne weiteres als die Tendenz zur Spracheinheit, deren Wirken Aufgabe oder Annahme persönlicher und besonderer Eigentümlichkeiten von allen verlangt. Es ist klar, daß die Sprache der Tradition nur oder doch fast nur an die Schrift gebunden ist, während das mit der Behaghelschen „Sprache der Andern" nicht der Fall zu sein braucht. Behaghel unterläßt es, auf diesen Unterschied mit der genügenden Schärfe hinzuweisen[2]).

Diese Bedeutungsunterscheidung zwischen Mundart und Dialekt bestimmt nunmehr unsere Untersuchung. Gehen wir aber der Mundart nach, die zur Schriftsprache im Gegensatz steht, so stoßen wir auf den Dialekt, der der Einheitssprache gegenübertritt. Bedenkt man die häufige Bedeutungsverwirrung, so begreift man eine Forderung, über deren Formulierung im einzelnen allerdings noch zu sprechen sein wird: „Man muß sich hüten, den Gegensatz zwischen künstlicher und natürlicher Sprache mit dem zwischen Gemeinsprache und (Dialekt) einfach zu konfundieren[3])." Denn dieser Gegensatz zwischen „natür-

[1]) Geschichte [(5)] S. 182.

[2]) Geschichte [(5)] S. 183. Die (wenn auch zögernden) Schlüsse Behaghels auf eine ahd. „Sprache der Andern" auf Grund der Namenslatinisierungen scheinen doch zu weit zu gehen. Vielmehr liegt doch auch hier „Sprache der Überlieferung" vor. „Bei häufiger erscheinenden Namen und Teilen von Namen gehen die einmal festgestellten lateinischen Formen durch verschiedene Gegenden und Jahrhunderte hindurch." (!)

[3]) Paul, Prinzipien. S. 417.

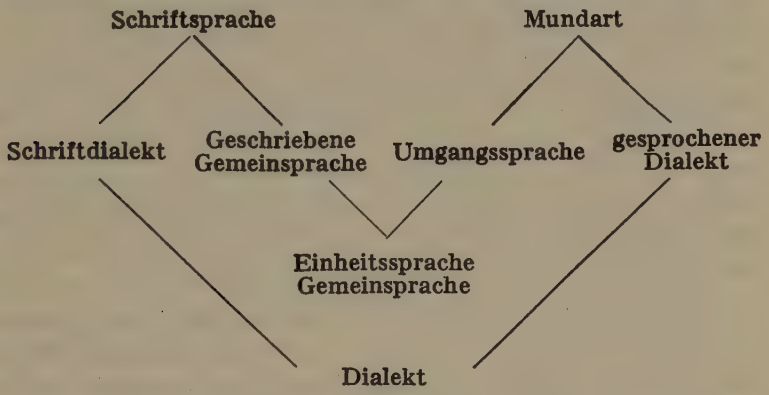
licher und künstlicher" Sprache, nach unserer Terminologie zwischen Mundart und Schriftsprache, heißt: Wort—Schrift, Individualität—Gesellschaft, Naturnähe—Abstraktion, Neuschöpfung—Tradition, aber er heißt nicht, wie der Gegensatz zwischen Dialekt und Einheitssprache: Sonderart—Einheit, Beengtheit—Weite, Kleingemeinschaft—Großverkehr. Mögen auch diese beiden Gruppen von Gegensätzen, wie wir noch sehen werden, oft zusammenfallen: identisch sind sie darum nicht und bleiben grundsätzlich als zwei völlig unvereinte Bezirke nebeneinander bestehen. Eine solche genaue Begriffsbestimmung ist unerläßlich zur einwandfreien Verständigung, und die Versicherung, daß unser Gefühl genau wüßte, was Mundart sei, besser als unser Verstand, reicht nicht aus, wenn es gilt, das Wesen genau zu bestimmen[1]).

Zu einer letzten Bestimmung des Begriffes Mundart verwenden wir zwei Beispiele. Das eine liefert uns die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans. Sie erleidet in ihren Briefen französische Einwirkungen, die allmählich immer stärker werden[2]). Wir dürfen darin neben einer Wirkung der französischen Schreibgewohnheit auch eine der täglichen französischen Sprechgewohnheit erblicken. Das Französische ist also in diesem Falle für Elisabeth Charlotte „Mundart". Wir verwenden es nur deshalb nicht zu unserer Untersuchung, weil 1. die Heranziehung einer nichtdeutschen Sprache unsere Beobachtungen zu sehr zerstückeln müßte, weil 2. es fast unmöglich ist, die mundartliche Wirkung des Französischen unzweideutig von seiner schriftsprachlichen bei Liselotte zu trennen, weil 3. in dem Zeitalter stärksten französischen Einflusses in Deutschland sich kaum entscheiden ließe, wo die Schreiberin dem Zeitgeist huldigt und wo ihre eigene sonderbedingte Entwicklung zum Vorschein gelangt.

[1]) Wunderlich, Sprachleben in der Mundart. Wibh. 1896. S. 35.
[2]) Vgl. Bräuning-Octavio, GRM. IV. S. 444ff.

Als andres Beispiel erinnern wir uns der Rezeption der neuhochdeutschen Gemeinsprache in Niederdeutschland. Hier, wo bereits eine starke einheitssprachliche niederdeutsche Tradition herrscht, ist die Rezeption sozusagen mit einer „Dialektisierung" der niederdeutschen Einheitssprache verbunden. Man geht also in Niederdeutschland von einer Einheitssprache zur andern über. Indem dieser Übergang zuerst sich ausschließlich im schriftlichen Ausdruck vollzieht, so spielt bei dieser frühesten Verhochdeutschung Niederdeutschlands der Schriftdialekt eine Rolle. Das Mundartliche, der gesprochene Dialekt, ist dabei von geringerer Bedeutung[1]).

Wenn wir uns alle von uns bis jetzt besprochenen Begriffe in ihrer Zusammengehörigkeit noch einmal vor Augen halten wollen, so gelangen wir zu folgender Darstellung:



Jetzt erst, nach dieser prinzipiellen Scheidung der Begriffe, können wir zu sprechen kommen auf die engen Wechselbeziehungen zwischen Dialekt und Mundart. Wir betrachten nur die Umgangssprache, die nach unserer Terminologie auch als Mundart gilt. Wenn sie, nach den Schirmerschen Feststellungen, in bezug auf den Wortschatz

[1]) Vgl. Teske, Das Eindringen der neuhochdeutschen Schriftsprache in Lüneburg. 1927. S. 2ff.

am besten erforscht ist und am ehesten sich erforschen läßt, so gehen die Forschungsergebnisse vor allem dahin, daß der wesentliche Unterschied zwischen Umgangssprache und geschriebener Einheitssprache in einer stärkeren Verwurzelung im Dialekt zu suchen ist. Der umgangssprachliche Wortschatz ist eigentümlicher, sonderbarer, differenzierter, mit einzelnen realen Sonderverhältnissen verbundener als der Wortschatz der geschriebenen Einheitssprache. Daraus läßt sich nicht folgern, daß das Mundartliche seine Bedingungen dem Dialekt entnähme. Es entnimmt ihm nichts als die Materialien, den Stoff. Mundart in Oberdeutschland ist durch Lautbildung und Wort der oberdeutschen Dialekte formal bestimmt. In Niederdeutschland ist sie niederdeutsch bestimmt. Diese Bestimmung bezieht sich aber auf das Formale. Genau so ist das Mundartliche bei Liselotte französisch bestimmt. Wer aber bei Kretschmer (Wortgeographie, S. 10) nachliest, wird erfahren, daß z. B. ganz bestimmte Teile des umgangssprachlichen Wortschatzes dialektisch sind, und daß sie daher teilnehmen an dem Detaillismus des Dialekts, der zur Generalisierungstendenz der Einheitssprache im scharfen Gegensatz steht[1]). Die andern Teile, dürfen wir annehmen, sind nicht dialektisch. In erster Linie kommt für sie die Einheitssprache in Frage.

Vergegenwärtigen wir uns hier, was Goethe von Abraham a Sancta Clara bemerkt, den wir als mit den auffallendsten und konsequentesten rednerischen Mundartmenschen[2]) in Anspruch nehmen dürfen[3])! „Er hat sich nach den gegenwärtigen Neigungen, Leidenschaften, nach Sprache und Terminologie zu erkundigen.“ Nennt er das die wichtigste Handlung des vollendeten Volksredners, so dürfen

[1]) Vgl. Bianchi, S. 21, S. 29f. — Knabenhaus, S. 142ff.

[2]) Siehe Bianchi, S. 16. — Hans Strigl. I. S. XXXVII.

[3]) Vgl. Bianchi, S. 11. — Weimarer Ausgabe XXIX, S. 141, 25ff.

wir uns das Mundartliche ebenso als eine machtvolle Tendenz zum Konkreten vorstellen.

Der Trieb zum Besonderen, der Trieb von der Einheit weg, ist innerste Kraft aller Mundart. Das gesprochene Wort entflieht der einmal und für alle gegebenen Regelung und sucht das seinen besonderen Bedingungen Gemäße. Damit findet die Mundart den Weg von der Einheitssprache zum Dialekt hin. Darum kann von einer Wortgeographie der einheitssprachlichen Mundart, der Umgangssprache, gesprochen werden. Prüfen wir daraufhin unsere oben gegebenen Gegensatzbezeichnungen, so erkennen wir, daß auch sie bereits in starkem Maße auf die enge Verbundenheit zwischen Dialekt und Mundart hindeuten. Die Individualität bildet ihre Sonderart, die Gesellschaft sucht nach einer verbindlichen Einheit[1]).

Noch einmal erkennen wir also hier, wie groß die Gefahr ist, „Mundart" mit „Dialekt" gleichzusetzen und den Gegensatz der einen zur Schriftsprache mit dem des andern zur Einheitssprache zu verwechseln. Dann führt die Uneinheitssprachlichkeit der Dialekte zwangsläufig zu ihrer Gleichsetzung mit der Unschriftsprachlichkeit der Mundart. Denn, das ist noch einmal hinzuzufügen, welchen Materials bedient sich die Schriftsprache am meisten, wenn nicht dessen der Einheitssprache! So wirken von allen Seiten Erscheinungen, die die grundsätzlichen Beziehungen zwischen Mundart und Schriftsprache verdecken und ihre völlige Scheidung in der Praxis wohl unmöglich und auch unnötig machen, dafür aber ihre um so völligere Scheidung in der Erkenntnis und Beobachtung verlangen.

Wir gewinnen so eine Stellung zu Schriftsprache und Mundart, zu Gemeinsprache und Dialekt, die vor zweierlei zu bewahren imstande ist: einerseits vor der so oft be-

[1]) vgl. dazu im allgemeinen: Ewald Geißler, Erziehung zur Hochsprache. I. 1925. Handbücherei für den deutschen Unterricht. I. Reihe. Band 5. S. 11ff.

kämpften Verachtung der Sprache des „Volkes", dann aber auch vor jener allzu romantischen Huldigung vor der Unberührtheit, der Lebensnähe, der einzig inneren Lebendigkeit in der „Sprache des Volkes". Ist jene erste Einstellung wahrhaft eine Arroganz der Bildung, so dürfen wir diese zweite mit Eugen Lerch[1]) als eine Bildungsfeindlichkeit kennzeichnen, in der verkappte Rousseaustimmungen heimlich mitwirken.

Die Existenz einer Schriftsprache ist so selbstverständlich, daß kein Beweis erwartet wird[2]). Mit dem Augenblick, wo man schreibt, werden Schriftsprache und Mundart geboren. Keines ist allein denkbar. In den beiden Bezeichnungen liegt es schon, daß die Sprache sich in zwei Ströme gespalten hat, die nun nebeneinander herfließen. Mannigfache Kanäle verbinden sie.

Das gibt jedem dieser Ströme sein Eigenrecht, und keiner hat das Sprachleben für sich allein. Wir müssen von vornherein dagegen Einspruch erheben, daß, wie es vielfach geschieht, alles Geschriebene als künstlich, das Nichtgeschriebene dagegen als die befruchtende Zentrale aller Sprachentwicklung dargestellt wird. Weder läßt sich ein solcher Standpunkt mit unseren bisherigen Erwägungen vereinbaren, noch gestatten uns die Ergebnisse unserer weiteren Untersuchung, ihn anzuerkennen. Es wird im einzelnen noch davon zu sprechen sein, wie in der wertenden Aufstellung einer natürlichen und einer künstlichen Sprache die Begriffe Schriftsprache und Gemeinsprache ungesondert durcheinandergehen.

Neben dieser Ablehnung romantischer Überschätzung der „Volkssprache" verliert die ebenso selbstverständliche Ablehnung der langjährigen Geringachtung alles Dialektisch-Mundartlichen bei weitem an Bedeutung. Der Begriff

[1]) Phil. Jb. 1925. I. S. 70ff.

[2]) Vgl. Otto Behaghel, Schriftsprache u. Mundart. Rede. 1898. S. 4.

des „Fehlers" in der Schriftsprache wird mit aller Vorsicht zu handhaben sein. Wo die gesprochene Sprache, die Mundart, wirkt, — und deren Wirkungen wollen wir ja feststellen, — werden wir nicht von einem Fehler reden dürfen. Wir erkennen dann, daß hier von dem einen Strome des Sprachlebens Wasser in den andern hinübergeflossen ist. Die Feststellung ist sicherlich richtig und findet in unserer Epoche manche Belege: „Je weniger es einem Schriftsteller gelingt, grobe Idiotismen abzuschleifen, um so niedriger pflegt sein geistiges Niveau zu sein[1])." Wir sehen ganz davon ab, daß dieses geistige Niveau, sozial, kulturell, landschaftlich, persönlich zu interpretieren wäre: irgendein absolutes Werturteil darf damit nicht gesprochen sein[2]). Wenigstens für den nicht, der nicht von einer festgesetzten, zu erstrebenden Norm ausgeht und alles Abweichende verurteilt, sondern den sprachlichen Ausdruck ansieht als eine seelische Stellungnahme zum Objekt, bei der Objektives und Subjektives eine unlösliche Ehe eingehen[3]).

---

[1]) Boucke S. 27.

[2]) Zu den Hofmann-Waldau'schen handschriftl. Texten: Hintringer S. 28.

[3]) Vgl. dazu: Knabenhaus S. 150. — Bianchi S. 29. — Mogk, Mitteilungen des Verbandes der Vereine für Volkskunde (November 1907) Nr. 6. S. 3ff. — Friedrich Schürr, das Wesen der Sprache und der Sinn der Sprachwissenschaft DV. 1923. I. S. 481.

II.
DIE LEHRE

1. DER DRANG ZUM ABSOLUTEN.

Wir haben es unternommen, die Beziehungen zwischen Mundart und Schriftsprache zu verfolgen, wie sie sich in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched aufzeigen. Es versteht sich, daß wir dabei den Begriff der Literatursprache[1]) unberücksichtigt lassen müssen, ein Umstand, der uns mit dazu veranlassen muß, jene Begrenzung des Stoffes vorzunehmen, von der später noch die Rede sein wird. Wir setzen uns mit einer solchen Themastellung nicht in prinzipiellen Gegensatz zu der Einbeziehung der Sprache in das Naumannsche volkskundliche System[2]). Wir nehmen die Naumannsche Theorie zur Kenntnis und werden des öfteren auf sie zurückzukommen haben. Wir beginnen unsere Betrachtung von einem andern Standpunkt aus.

Die herausgegriffene Epoche spielt dabei nur die Rolle eines Beispiels. Die Tatsache, daß es sich in der ausgewählten Zeit um nichts anderes als ein Muster handeln soll, berechtigt uns dazu, bei unserer Untersuchung von vornherein auf unbedingte Vollständigkeit zu verzichten und eben gewissermaßen das Beispiel zur Methode zumachen.

Zugleich betrachten wir unsere Epoche absolut, ohne allzuviel darauf achten zu können, welches ihre Wurzeln und welches ihre Folgen sind. Wenigstens können wir nicht eine systematische Einordnung dieser Epoche versuchen.

Allerdings handelt es sich bei der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched nicht um einen beliebig herausgegriffenen Abschnitt, sondern die Wahl ist durch ganz bestimmte Er-

---

[1]) Vgl. Hans Naumann. RL. II. S. 264.

[2]) Hans Naumann, über das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht, Phil. Jb. I. 1925. S. 55ff.

wägungen und Gründe geleitet worden, die wir darzulegen versuchen in der Form einer Charakterisierung der sprachlichen Tendenzen unserer Epoche und ihrer besonderen Gestaltung der Auffassung von Mundart, Dialekt, Schriftsprache und Einheitssprache. Gestützt und orientiert durch diesen Überblick über die sprachtheoretischen Strömungen werden wir nicht nur imstande sein, die vorläufig mit dem Namen Leibniz und Gottsched abgegrenzte Epoche deutlicher zu bestimmen, sondern auch den praktischen Beziehungen zwischen Mundart und Schriftsprache in dieser Zeit um so besser nachzugehen.

In diesen Jahrzehnten erreicht der Kampf um die neuhochdeutsche Einheitssprache sein Ende[1]), der „obenansteht unter den Aufgaben der deutschen Philologie[2])" und „den Kampf um die nationale Einheit vordeutet und vorbereitet[3])". Die „Vereinheitlichung der deutschen Sprache", — ein rechter Aufklärungsgedanke —, „die Ausbreitung ihres Machtbereiches auf alle deutsche durch Politik und Religion getrennte Stämme"[4]), das sind die Aufgaben, die sich zeitgenössische Sprachgelehrte und Sprachhistoriker vornehmlich gesetzt sehen. Diese Epoche ist in Wahrheit gekennzeichnet durch ihren „Drang zum Absoluten"[5]).

Das Zeugnis des Dranges zum Absoluten ist aber die Überzeugung, daß sich alles durch bewußte Überlegung korrigieren und ordnen, bilden und erzeugen lasse. Nie-

[1]) Vgl. Eugen Reichel, Gottsched. II. S. 659, 708, 745. — Ebenso: Paul Piur, Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs. Diss. Halle. 1903. S. 16.

[2]) Friedr. Kluge, über die Entstehung unserer Schriftsprache. Wibh. VI. S. 1.

[3]) Konr. Burdach, die Einigung der nhd. Schriftsprache. 1884. S. 31. — Koldewey, Schottelius. ZfdU. 13. I. 1899. S. 88ff.; Wilh. Scherer, Vorträge u. Aufsätze. 1874. S. 49.

[4]) Eugen Reichel, Gottsched. I. S. 38.

[5]) Vgl. Burdach, Festschrift für Sauer S. 19.

mals ist der theoretische Mensch allgemeiner und optimistischer als gerade da. Aus diesem intellektuellen Optimismus ersteht die Auffassung von der Poesie, die sich in den massenhaften poetischen Lehrbüchern ein wohlgeordnetes Gebäude errichtet. Johann Georg Neukirch erklärt[1]: „ . . . wann wir unsre Zeiten ansehen, dürffte man fast sagen: *Poeta et fit et nascitur.* Denn wir haben die schönste Gelegenheit, den vollkommendsten *Apparatum* und die deutlichsten Anleitungen dazu . . .“ Apparatum, Anleitung, Gelegenheit! 10 Jahre früher war Johann Christoph Männling noch weiter gegangen[2]: „*Poëtae non fiunt sed nascuntur.* Ich getraue mir aber gantz richtig den Gegen-Satz zu behaupten / daß Poeten nicht gebohren / sondern durch gute Unterweisung gemacht würden. Ich wil zwar nicht leugnen / daß ein gutes *Naturel* viel *contribuire* . . .“ Oder mit anderen Worten: „Die selbstgewachsenen Poeten taugen gemeiniglich nichts, wenn sie zumahl nicht Göttliche *Ingenia* haben[3].“

Der Auffassung vom Poeten entspricht die Auffassung von der Poesie. „Die teutsche *Poesie* ist eine Geschicklichkeit / seine Gedanken über eine gewisse Sache zierlich / doch dabey klug und deutlich / in abgemessenen Worten und Reimen vorzubringen[4].“ Wir geben geradezu einen

---

[1]) Anfangs Gründe zur Reinen Teutschen *Poesie* Itziger Zeit, Welche der Studirenden Jugend zum Besten . . . entworffen Johann George Neukirch. Halle. 1725. S. 11.

[2]) Joh. Christoph Männlings Deutsch-Poetisches *Lexicon* . . . Frankfurt u. Leipzig. 1715. Vorrede. Dazu auch: Deutliche und gründliche Einleitung zu der reinen deutschen Poesie . . . von Andreas Köhlern. Halle. 1734. Vorrede.

[3]) Gründliche Einleitung, zu der rechten reinen und *galant*en Teutschen Poesie . . . von Johann Samuel Wahllen. Chemnitz. 1723. S. 16.

[4]) Erdmann Uhsens, Wohl-*informir*ter Poet . . . Leipzig. 1726. S. 7; auch J. G. Neukirch, Anfangs Gründe zur . . . Teutschen Poesie Itziger Zeit . . . 1725. S. 83.

Abriß alles dessen, was wir im folgenden ausführlich darzustellen haben, wenn wir ein Wort des M. Meister anführen, der in seinen Unvorgreiflichen Gedanken (S. 92) „reine und fließende Verse" so beschreibt: „Damit nun dieses geschehe / so hat man sich zu hüten / daß Worte und Redens-Arten kein alt verlegen Gut sind; daß der *Construction*, worinnen die Teutsche Sprache ein großes Theil ihrer Annehmligkeit hat / keine Gewalt geschehe / und daß die langen und kurtzen Sylben nicht verwechselt werden." Solche Bezeichnungen kehren stets wieder.

Und nun richtet sich der Drang zum Absoluten auf die Sprache. „*Favete linguis*" steht gewissermaßen als Überschrift über der ganzen Zeitspanne[1]). Die schöne Literatur trägt die Spuren des Eifers[2]), mit dem man diesem Rufe nachfolgt, ebenso, wie die große Zahl der sprachlichen Arbeiten gerade in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts[3]) für dieses große Interesse an allen sprachlichen Dingen Zeugnis ablegt. Setzt da auch das 18. Jahrhundert die Richtung des vorangegangenen fort, so konnte doch um die Jahrhundertmitte Gottscheds poeta laureatus, halb schon voll kritischen Spottes, in abwägender Rückschau für seine Zeit feststellen, ohne daß damit den ernsthaften Tatsachen widersprochen würde: „Unsere Zeiten haben die Glückseligkeit gehabt, daß große . . . (und viele) Sprachmänner aufgestanden sind[4])." Oder: „Das gegenwärtige Jahrhundert ist für die deutsche Sprache ein glücklicher Zeitlauf gewesen. Die berühmteste

---

[1]) *Bernardus Raupach, De linguae Saxoniae inferioris neclectu* . . . Rostock (1704) S. 76.

[2]) Vgl. C. Fr. Drollingers Gedichte (hrsg. J. J. Spreng), Frankfurt (1745) S. 20, 22. — Ähnliches: Chr. Wernicke (Palaestra 71) S. 183.

[3]) Gottsched, Sprachkunst[3]. Nachricht wegen der 2. Aufl. — Wolff, I. 86ff. Burdach, Festschrift Sauer S. 25ff.

[4]) Schönaich, S. 365.

Männer haben sich derselben Verbesserung angelegen sein lassen[1])."

Man darf für diese Epoche geradezu von einer Prärogative der Sprache über die Poesie reden. Alles steht unter dem Eindruck, den die Aufgabe zur deutschen Einheitssprache hin verursacht.

Es ist bemerkenswert, mit welcher Überzeugungskraft man etwa immer wieder Scaligers Wort auf die Arbeit an der Sprache ausdehnt: „*Si quibus in locis lapsi sunt illi, qui artes elaborant, vel hoc ipsis debeatur quod nos excitarint ad veritatem aliquam, cuius splendorem, quovis nomine chariorem, habere debemus*[2])."

Nicht daß die Sprache als das Material des Dichters gilt, die Poesie ist ein Mittel zur Förderung der Sprache[3]). Das dürfen wir einmal lediglich auf die technische und richtige Handhabung der Sprache deuten. „Vornehmlich aber ist ihr (der Poesie) Nutzen daran zu erkennen / daß die deutsche Sprache desto reinlicher und zierlicher erhalten werde / und ist gewiß / wer einen guten Vers schreibet / der wird auch in der gemeinen Schreib- und Redens-Art nicht verstossen . . .[4])." Wir dürfen dann aber auch daneben eine Spur jener allgemeinen Begeisterung

[1]) Bock, *Idioticon Prussicum* (1750). Vorrede.

[2]) Schottel, Sprachkunst. S. 864. — Dann auch Bödiker (1724). S. 168.

[3]) Paul Hankamer (Die Sprache (1927) S. 141) stellt Leibnizens ähnliche Auffassung der Sprache und Poesie in Gegensatz zu der des Barock (Schottel).

[4]) *Europäischer Parnassus* Oder Kurtze und deutliche Anweisung Zu der Deutschen Dichtkunst . . . auffgerichtet von Joh. Christoph Mennlingen . . . Wittenberg (1685) S. 8. „Gleichwohl aber da die Zierlichkeit der Reden / und vor allen andern bey uns Hochteutschen / von Du auf Ihr / von Ihr auf Er / von Er gar auf Sie gekommen / deucht mich immer / es lasse gar artig / wenn man sich auch hierinnen nach dem *genio seculi* richtet / und nachdem die Personen in ihrem Stande beschaffen sind dieselben Ihr / Er oder Sie *titulir*et."

für das Deutsche und zumal für die unübertreffliche deutsche Sprache erblicken. „. . . dann die *Poesie* soll ja der gefallenen teutschen Sprache wieder auf die Beine helffen[1])." „Die Poesie hat jederzeit zu dem Wachstum der Sprachen gar vieles beygetragen, und ich glaube, daß niemalen eine Sprache eher und stärker in Aufname geraten sey, als durch ihre Poeten[2])." Damit erinnern wir von ferne an jene große Macht, die bereits das ganze 17. Jahrhundert erfüllt hatte und einerseits, nicht immer von abenteuerlichen Verirrungen frei, die Abhängigkeit fast aller andern Sprachen von der vortrefflichen deutschen „Haupt- und Heldensprache" nachzuweisen suchte[3]), anderseits aber, oft mit hartnäckiger Pedanterie, einen rigorosen Purismus über den deutschen Sprachkörper dahingehen ließ[4]).

Der Drang zum Absoluten hat zwei Auswirkungsfelder. Das eine, von dem soeben wenigstens andeutungsweise die

---

[1]) Joh. Ernst Weisens Unvorgreiffliche Gedancken von Teutschen Versen. Ulm (1708) S. 25.

[2]) PdN. I. Vorrede. „Von der *Orthographie* sage ich mehr nicht / als daß ich kein Sonderling bin."

[3]) Vgl. Eugen Wolff, ZfdU. VIII, 3. S. 217ff. — Burdach, Einigung . . . S. 24ff. — Festschrift Sauer S. 14ff. — Hans Wolff, der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Straßburg (1888) S. 17ff. — Egon Cohn, S. 71. — Ernst Leser, Fachwörter zur deutschen Grammatik von Schottel bis Gottsched. ZfdW. XV, S. 3. — Behaghel, S. 73.

[4]) Die allmähliche Mäßigung und Wandlung des Purismus läßt sich hier nicht verfolgen. Formelhaft ist um 1700 die Regel von den „eingebürgerten Worten", die zulässig seien. Ich führe ein besonders interessantes Beispiel an: Vermischte Bibliothec Oder Zulängliche Nachrichten . . . XVII. 1719. Halle. S. 461: „Ich halte davor die Sprache sey ein Mittel, dessen man sich, seine Gedancken zu entdecken, im Reden u. Schreiben bedienet. Ich sehe sie an als ein Instrument, welches man immer beqvemer zu machen suchen muß. Ich glaube daß ein Instrument nach der Beqvemlichkeit deßen, der es brauchen will, sich billiger richten müße, als der Mensch sich nach der Beschaffenheit seines Werckzeuges. Wo ich also ein beqvemes u. durch den Gebrauch bey uns überall bekannt

Rede war, ist die Absolutierung der deutschen Sprache nach außen. Das andere, für uns Wichtigere, ist jener typische Aufklärungsgedanke der Vereinheitlichung der deutschen Sprache, der endgültigen Konsolidierung der neuhochdeutschen Einheitssprache. Wir haben uns nunmehr deutlich und bewußt gemacht, daß nicht nur eine praktische Notwendigkeit zur Schaffung dieser Einheitssprache rief, sondern daß eine allgemeine Gewalt, aus dem genio saeculi heraus, eben nämlich dieser Drang zum Absoluten, am Werke ist. Von diesem genius saeculi ist oft bei Sprachgelehrten dieser Epoche die Rede[1]). Daß man sich dem Gebrauch fügen müsse, wird häufig betont[2]), denn man lebt nicht in einem Zeitalter der Sonderlinge[3]). Wir haben uns verdeutlicht, daß die Arbeit zur Vereinheitlichung der deutschen Sprache geradezu das stärkste, weil unbewußte, Zeugnis der Unterordnung unter diesen genius saeculi genannt werden darf[4]). In dieser Zeit wird gegen das „de gustibus non est disputandum" entschieden ein Einwurf erhoben[5]).

gewordenes Wort antreffe; so nehme ich u. gebrauche es dazu, wozu es gut ist, wenn ich es ihm gleich an der Stirne ohne Weitläuftigkeit ansehen könnte, daß es seine Geburt nach etwa aus Franckr. oder Italien herkomme . . ."

[1]) Die Allerneueste Art Zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen . . . von Menantes. Hamburg. 1707. 1717². S. 474.

[2]) Menantes, ebenda 469: „Wiewohl wir leicht können geschehen lassen, daß jedwedem Herren seine Kappe gefalle. Inzwischen richten wir uns nach der neuesten und galantesten Mode." — Der Wohlgebahnte Weg zu der Teutschen Poesie . . . von *J. J. Statio*. Bremen (1716). „. . . soll man auch . . . kein *affectirtes* Wesen an sich haben . . . Es müssen keine Wörter anders geschrieben werden, als es der Gebrauch mit sich bringt . . . Damit man nicht ein Sonderling seyn möge."

[3]) Grünwald, Vorrede. — s. Anm. 2.

[4]) Vgl. Cohn, S. 125.

[5]) Vgl. Des Freyherrn von Caniz Gedichte . . . Nebst . . . einer Untersuchung von dem guten Geschmack . . . ausgefertiget von Johann Ulrich König (1734²) u. a. S. 447.

Ziehen wir die Gewalt dieses „Dranges zum Absoluten", in Betracht und bedenken wir, daß es sich um die eigentliche Geburtsepoche der deutschen Einheitssprache handelt, so ist damit die Stellung zur sprachlichen Sonderung, zum Dialekt von vornherein festgestellt. Für Sonderungen, die zur Einheitssprache im Gegensatz stehen, hat diese Zeit keinen Platz. Es ist aber wichtig, sich stets vor Augen zu halten, daß die Stellung zu andern sprachlichen Eigentümlichkeiten, die in der eng begrenzten hochdeutschen Einheitssprache als fremd erscheinen, ebenso ablehnend ist. Der Drang zur absoluten Reinheit der Einheitssprache richtet sich nicht nur gegen den Dialekt, er richtet sich genau so gegen alles Fremde, wie wir gesehen haben, und ebenso gegen alles Unzeitgemäße, Veraltete[1]) und alles Neugebackene, das nicht überall Verständnis und Vertrauen erwarten kann. Der Kampf gegen den Dialekt, sehen wir, ist nur ein Ausschnitt aus jener zeitgemäßen, dem Drang zum Absoluten entsprechenden Auflehnung gegen alles Eigentümliche, nicht aber ein einmaliges, erstaunliches Phänomen[2]). Indem die Deutlichkeit zur Richtschnur der Sprachgestaltung gemacht wird, indem Klarheit, Verständlichkeit, Allgemeinverbindlichkeit die Forderungen sind, die man zuerst an einen guten Stil zu stellen hat, siegt ein rein intellektuell zu fassendes, formales Element über alles Charakteristische[3]).

Wir können uns diese Stellungnahme der Zeit an einigen Aussprüchen vergegenwärtigen, die für sich selber stehen. Schließlich ist auch die Unterordnung unter den Gebrauch nichts als eine Erfüllung der Forderung nach Deutlichkeit

---

[1]) Vgl. Waldberg, Galante Lyrik. S. 104. — Flemming, RL. I. S. 403.

[2]) Paul Hankamer (Die Sprache. 1927.) S. 7ff. zu der Sprach auffassung des Humanismus: „Wiederholung, nicht Neuprägung, ist die vorgeschriebene Art der Rede."

[3]) Vgl. Ermatinger, S. 117, 164.

und Verständlichkeit[1]). Denn das Allgemeingebräuchliche ist allgemein bekannt und allgemein begreiflich. So folgt auf den rigorosen Purismus des 17. Jahrhunderts die „soviel als möglich-Formel" der galanten Epoche[2]). Darin ist die Epoche zwischen Leibniz und Gottsched durchaus der Auffassung der Sprache als des „Sprechgebrauchs"[3]) nahe.

So macht Benjamin Neukirch[4]) folgendes zu Merkmalen des „unverständlichen Stylus": 1. daß man „gantz neue Wörter ersinne", 2. daß „man abgebrachte oder nur in gewissen Provincen übliche Wörter gebrauchet. Also würde es einem Teutschen jetzt wunderlich fürkommen, wenn ich mit Sebastian Francken sagen wolte, sie roheten zu hauff . . . Und ebensowenig würde mich ein Sachse verstehen, wenn ich spräche: es waren ein hauffen dwatsche kerle dermank . . . . Denn es sind wörter, deren man sich nur in Preußen bedienet. Hierher gehöret auch . . . die redens-art einiger ober-Teutschen: er thut ihm berichten . . Denn es verlängert nur den Stylum, und ist doch von den meisten schon abgedanckt." 3. dass „man fremde wörter einschiebet, welche man selber nicht recht verstehet . . . es düncken sich gewisse leute sehr viel, wenn sie sich durch dergleichen ungewöhnliche redens-arten von andern unterscheiden können." Den gleichen Standpunkt vertritt Männling: „. . . muß man sich unbekanter Wörter so

---

[1]) Daß die Unterordnung unter den Gebrauch sich auf das Fremdwort ausdehnt, ist bekannt. Allgemein billigt man solche Fremdwörter, die Bürgerrecht erhalten haben. (Weise, Cur. G., S. 135. — Menantes, Anweisung zu Teutschen Briefen, S. 29.) — Vgl. Erdmann Uhsens Wohl-Informirter Poet . . . Leipzig (1726) S. 118. — Hans Schultz, S. 108ff.

[2]) Vgl. Waldberg, Galante Lyrik. S. 103. — Wolff, Purismus. S. 117.

[3]) Vgl. Karl Voßler, Geist und Kultur in der Sprache. Heidelberg (1925) S. 17.

[4]) Anweisung zu Teutschen Briefen. Leipzig (1709) S. 653ff.

viel als möglich enteussern ..... Frembde Sprachen unter das deutsche zusetzen / macht einen Misch-Masch / dahero muß man frembde Worte / und einen andern *Dialectum* gar nöthig fliehen[1])." Denn zur „Reinigkeit teutscher Verse" gehören „reine und saubere Worte und Redens-Arten ...."[2]), woran sich dann wieder die oben angeführten Gattungen von zu meidenden Ausdrücken anschließen. „Die *Obsolet*en oder alten Redens-Arten soll man *quovis modo* im schreiben vermeiden[3])." Aber: „Dieses ist auch nicht *Styli*, daß man viele ausländische Wörter mit einmischet[4])." „*Verba valent sicut nummi.* Also was nicht gültig ist / darff auch nicht genommen werden[5])." Christian Weise[6]) gibt die völligste Zusammenfassung[7]):

---

[1]) Der *Europä*ische *Helicon.* Alten-Stettin (1704) S. 40. — Er verurteilt die Wörter: Zauche, stertzen, hämisch, gämlich etc. ... „welches *Verba obsoleta* sind."

[2]) Anfangs-Gründe zur Reinen Teutschen Poesie Itziger Zeit ... von Johann George Neukirch. Halle (1725) S. 86.

[3]) Der Wohlgebahnte Weg zu der Teutschen Poesie ... Von *Johann Joachimo Statio.* Bremen (1716) S. 13.

[4]) Statius ebenda, S. 25.

[5]) Menantes, die allerneueste Art ... Hamburg (1707) S. 469. — Schon Schottel, Ausführliche Arbeit, S. 8: „Daher *Horatius* spricht, daß die Wörter einer Landgültigen Müntze gleich weren, darin nicht so sehr ihr Schrot und Korn, als ob sie gäng und gebe weren, zubeobachten; Sie fielen und stiegen, kamen bald auff und ab ..." — Vollständige Deutsche Poesie in drey Theilen ... Entworffen von *M.* Albrecht Christian Rotthen. Leipzig (1688) 2. Theil. Vorbereitung § 7. — Hochteutsche Kurze, deutliche und gründliche Vers-Reim- u. Dicht-Kunst ... von Johann Grübeln. Neuenruppin (1707) S. 175, 177ff., 182ff. — Kurtze und leichte Methode *Grammaticam latinam* ... beyzubringen von J. A. Frohnio. Mühlhausen (o. J.) S. 399. — Gründliche Einleitung zu der rechten, reinen und *galant*en Teutschen Poesie ... von Johann Samuel Wahllen. Chemnitz (1723) S. 6.

[6]) Über seine sehr gemäßigte Stellung zum Fremdwort: Hans Wolff, Purismus ... S. 97, 117.

[7]) Cur. Ged. (1693) S. 127.

„Die Wörter müssen ohne Zweiffel dergestalt beschaffen seyn / daß sie nicht allein von den Deutschen verstanden / sondern auch von andern gebraucht werden."

Diese Auffassung ist hartnäckig und langlebig. Sie hat noch Vertreter, als längst nach Gottsched die deutsche Sprache der Schulzucht entwachsen ist[1]) und zum leitenden Begriff das Charakteristische[2]) erhoben hat[3]), womit ein ganz verändertes Verhältnis zum Dialekt ermöglicht ist[4]).

Dieser Zeit gehört der Verzicht auf das Vorbild der Luthersprache an[5]). Wir erkennen auch in dieser Abwendung vom „Altfränkischen" die Unterordnung unter die Gewohnheit. Man verlangt nichts als Regeln, die lediglich den gegenwärtigen „Zeiten gemäß"[6]) sind. So gewinnt Gottscheds hartnäckige Ablehnung aller „altfränkischen" Wörter und aller Neutönerei eine angepaßte

---

[1]) Vgl. Eugen Wolff, ZfdU. VIII, 3. S. 297.

[2]) Vgl. Konrad Burdach, die Sprache des jungen Goethe, S. 173.

[3]) Vgl. Entwurff einer Deutschen Dichtkunst zum Gebrauch der Schulen abgefaßt von M. Johann Christoph Dommerich, Braunschweig (1758) S. 33 werden diese Forderungen aufgestellt:

1) „Es müßen keine solche alte Wörter seyn, die nicht mehr üblich sind,
2) keine solche neue Wörter, die der Sprache nicht gemäß, noch auch verständlich oder angenehm sind. Sonst kan ein Dichter sich neuer Wörter bedienen, so oft er keines in der Sprache findet, das schon bekant ist, und welches seinen schönen Gedanken hinlänglich ausdrücket.
3) Die Wörter müßen üblich seyn.
4) Ein Dichter muß sich vor den gemeinen und pöbelhaften Worten hüten, die nur von dem Pöbel, nie aber von wolgezogenen Leuten gebraucht werden.
5) Er muß edle Wörter gebrauchen, das sind solche die nur bei gesitteten Leuten üblich sind.
6) Er muß sich vor fremden und provinzial Wörtern in acht nehmen."

[4]) Vgl. Paul, Prinzipien S. 406.

[5]) Vgl. Konrad Burdach, Sprache des jungen Goethe. S. 167.

[6]) Gottsched, Grundl. S. 4, 332. — Beob. S. 38.

Würdigung. Hier erblicken wir eine Erscheinung, die auf den ersten Anschein hin uns stutzig machen muß. Nicht nur Gottsched schreckt in ängstlicher Scheu davor zurück, überhaupt wirklich in das sprachliche Leben einzugreifen[1]). Nicht nur ihm kommt es darum „aufs Gesetzgeben und herrschen in Sprachen eben nicht an“[2]). Aber schon Schottel hatte nichts als „seine eigene Meinung“[3]) in durchaus unverbindlicher Weise geben wollen. Das ist die Epoche, in der alle Äußerungen über die Sprache des Zusatzes „unvorgreiflich“ bedürfen, und keiner wagt es, demjenigen, der „besseren Grund und Uhrsache hervorzubringen Willens“[4]), etwas vorwegzunehmen. Als deutlichstes Merkmal dieser ängstlichen Zurückhaltung mögen die Schlußworte in der Poetik des Musophilus[5]) gelten, die, wie alle Poetiken dieser Epoche, der sprachlichen Regeln nicht entbehrt und auch für uns als Quelle dienen kann: „Letzlich bitte, geneigter Leser, derselbe wolle in diesen Reguln nichts auf sich ziehen, massen ich niemand darinne angestochen habe, sie sind bloß vor Anfänger geschrieben.“ Niemand wird ernsthaft glauben wollen, diese ständig wiederholten Äußerungen der Unmaßgeblichkeit seien lediglich ein Ausfluß höflicher und schüchterner Bescheidenheit. Wir können der Bescheidenheit eine nicht so große Rolle zuerkennen in einer Epoche, die von ihrem Werte wie keine andere überzeugt ist und auch bezüglich der Sprachentwicklung glaubt, daß sie den Gipfel erstiegen habe oder doch nicht mehr allzu weit davon entfernt sei[6]). Wir dürfen aber annehmen, daß hinter dieser Zurück-

[1]) Vgl. Eugen Wolff, ZfdU. VIII, 3. S. 263.

[2]) Sprachkunst, S. 65; Beob. Vorrede.

[3]) Sprachkunst, S. 333.

[4]) Schottel, ebenda S. 331; ebenso Omeis, Gründl. Anleitg. zur Teutschen . . . Dicht-Kunst. Nürnberg (1712) S. 302.

[5]) *Musophili* Vergnügter poetischer Zeitvertreib . . . Dresden-Leipzig (1717) S. 296.

[6]) Vgl. Gottsched, Grundl. S. 12.

haltung der Eindruck steht von jenem unhemmbaren sprachlichen Wandel, an dem alle Regelei vergeblich ist. Auch der theoretische Mensch des Aufklärungszeitalters hat Gründe, an seinem gegenwartsfrohen Optimismus irre zu werden. Führt seine ordnende Tätigkeit ihn nicht ad absurdum, so doch zu einem Zustand der Hilflosigkeit, der es ihm bei seiner Gottähnlichkeit bange werden läßt. So läßt sich sagen, daß die letzte Einsicht des Dranges zum Absoluten, den wir als innerste Triebfeder der Sprachvereinheitlichung kennengelernt hatten, auf die Unlösbarkeit der Bindung aller Dinge hingeht. Mit dieser Einschränkung allein kann ein Wort recht verstanden werden, das wenige Jahrzehnte später voll Strenge von der abgelaufenen Epoche gesprochen wird: „Es ist bisher in der deutschen Sprache nur zu viel entschieden worden, es ist Zeit, daß man einmal anfange zu prüfen und zu untersuchen[1])."

2. EINHEITSSPRACHE UND DIALEKT.

Legen wir uns nun die Frage vor, was die Epoche zwischen Leibniz und Gottsched unter ihrer hochdeutschen Einheitssprache versteht, so sind wir uns jetzt schon klar darüber, daß wir eine abschließende, gerundete Meinung darüber nicht erwarten dürfen. Wir brauchen nur die oben angeführten Zitate durchzusehen, um zu erkennen, was man als spezifisches Merkmal der rechten hochdeutschen Sprache ansieht. Wir wissen allenfalls, daß sie zierlich, deutlich, rein, edel, erhaben, anständig, vernünftig, regelmäßig, gefällig sein soll[2]). Denn es ist das Zeitalter, das den Satz ausspricht: „*Non è bello quello, ch' è bello, ma quello, che piace*[3])." Aber wir wissen das deshalb, weil

[1]) Adelung I. Vorrede XIII.
[2]) Vgl. Burdach, Festschrift Sauer S. 30.
[3]) PdN. I. S. 32.

bestimmte Regeln aufgestellt worden sind über das, was nicht zur rechten Sprache gehört. So geht die Bestimmung der Einheitssprache von negativen Forderungen aus. Werden diese positiv ausgedrückt, so ist das nicht vielmehr als eine sprachliche Variation. Über diese negativen Forderungen hinaus aber gelangt man nicht zu einer deutlichen, klaren Auffassung, so daß es sich bestätigt: man fabelte stets von der rechten hochdeutschen Sprache, die irgendwo einmal vom Himmel gefallen sei. Die Benennung dieser rechten hochdeutschen Sprache ist so dehnbar wie möglich: „Eine gewisse eklektische oder ausgesuchte Art zu reden, die in keiner Provinz völlig im Schwange geht, die Mundart der Gelehrten[1])." „Die Hoch-Teutsche Sprache ist keine Mund-Art eines einigen Volks oder *Nation* der Teutschen, sondern, aus allen durch Fleiß der Gelehrten erwachsen[2])." Es ist wichtig zu sehen, daß sich in diesem Punkte die meisten einig sind. Mit ganz ähnlichen Worten spricht davon der Parnassus Boicus[3]): „Das wahre Hochdeutsche (ist) . . . . in keiner eintzigen landläuffigen Sprach nit . . . , sondern (es bestehet) in der Red- und Schreibart der Gelehrten." So stehen auch die sogenannten partikularistischen Bestrebungen der Oberdeutschen[4]) durchaus in der Zeit, ja sie sind anscheinend dem „Drang zum Absoluten", das ist dem Drang zur Lösung der Einheitssprache von jeder dialektischen Vorherrschaft, um ein bedeutendes näher. Hier trifft das frühe Aufklärungszeitalter mit den Einsichten zusammen, die eine modernere Sprachforschung, von andern Gesichts-

---

[1]) Gottsched, Sprachk. S. 2. — siehe auch: Johann Georg Neukirch, Anfangsgründe . . . Halle (1725) S. 16. — Heydtmann, S. 10ff.

[2]) Bödiker[3] S. 275.

[3]) II, S. 207, S. 209ff., S. 297; V, S. 5, S. 69. — Vgl. Birlo, S. 10. Boucke, S. 22. Antesperg, S. 392.

[4]) Vgl. Boucke, S. 3.

punkten ausgehend, über die deutsche Einheitssprache gewonnen hat: die deutsche Einheitssprache „ist ein künstliches Erzeugnis des deutschen Geistes, aber ein großes und gewaltiges, ein Kind aus der Vermählung von Nord und Süd, die sonst gerne auseinanderfallen[1])." „In einer völlig unlandschaftlichen Einheitssprache sammeln sich die auseinanderstrebenden Teile[2])."

Aber trotz dieser Einstellung ist es doch bemerkenswert, daß man glaubt, die rechte hochdeutsche Sprache sei irgendwo einmal vom Himmel gefallen. Die Absolutierung ist noch nicht über die landschaftlichen Schranken hinausgelangt. Noch herrscht das lokale Prinzip. Erst mit Adelung tritt auch ein temporales daneben. Es ist so, als ob man eines realen Anhaltspunktes bedürfe als Maßstab für die konstruierte[3]) Einheitssprache. So versteht es sich, daß sich mit der Frage der Einheitssprache die Meißnische Frage verknüpfen kann. Die Meißnische Vorherrschaft ist keineswegs Diktatur. Das geht schon auf Schottel zurück.[4]) Und daß auch die Meißnische Sprache ihr Bedenkliches habe, ist selbstverständlich. Es „haben auch die Ober-Sachsen einige Redens-Arten, die man nicht *imiti*ren muß[5])." Aber schließlich: „Es ist genug, wenn ich sage, daß der Meißnische Dialectus der beste und annehmlichste unter allen ist. Und alle Gelehrte Teutschverständige werden diesem Ausspruche beystimmen." „Will man . . . etwas ausfertigen / das dem gantzen *Parnasso* gewidmet ist / ich will sagen / welches alle Gelehrte Teutschen / ja auch Ungelehrte / lesen sollen / so kan ich mit gutem Gewissen zu keinem andern, als dem Meiß-

---

[1]) Weinhold, schl. S. 1.
[2]) Schleicher[3], S. 106.
[3]) Vgl. Burdach, Festschrift Sauer S. 42.
[4]) Vgl. Jellinek I. S. 133ff. — Siebs, Festschrift für Koch S. 197.
[5]) Der Wohlgebahnte Weg zu der Teutschen Poesie . . . von *J. J. Statio*. Bremen (1716) S. 18.

nischen *Idiomate* und *Stylo* rahten / welcher doch an allen Höfen und Cantzeleyen üblich ist[1])." Nicht nur der Thüringer erklärt das, auch der Schlesier Reibnitz, trotz seines „*Illud potius meum facio, quod arbitretur, Silesios dirigere suum loquendi modum juxta Saxones, id quod nego et pernego . . .*", gibt zu, daß der Meißnische Dialekt der beste sei[2]). Abgesehen aber auch von solchen Äußerungen, so beweist doch, trotz aller mehr oder weniger verständigen Auflehnungen gegen die obersächsische[3]) Sprachvorherrschaft, das praktische Verhalten, daß die Auseinandersetzung entschieden ist. Der Niedersachse ist stolz darauf, die *bocca romana* für die *lingua toscana* zu sein[4]). Um das zu erkennen, ist es nur notwendig, jene Abhandlung von B. H. Brockes über „Einige Reim-Endungen"[5]) zu bedenken, die der „Poesie der Niedersachsen" als Programm voransteht[6]). Daß aber die Schweiz, um jenen andern Bezirk sprachlicher Sonderart, in Oberdeutschland[7]), herauszugreifen[8]), mit Neid auf die Vollkommenheit derer im eigentlichen Deutschland blickt und sich fleißig müht, den Vorwürfen über ihre sprachliche Fehlerhaftigkeit entgegenzutreten, ist nicht nur aus dem Beispiel Hallers, sondern auch an dem der Züricher bekannt[9]).

---

[1]) Menantes, Allerneueste Art . . . (1717) S. 500ff.

[2]) *Georg Gvilielmi de Reibnitz ad-hibens vinditias Poesos Silesiorum. Observatio CXIV. Miscellanea Lipsiensia Tomus V. Lipsiae* 1717.

[3]) Vgl. Burdach, Festschrift Sauer S. 43ff. Gottsched, Sprachk. S. 68, 402.

[4]) Vgl. Siebs, Festschrift Koch S. 215.

[5]) P. d. N. I.

[6]) Vgl. Raupach, S. 43ff. — Wernicke, S. 182, 233.

[7]) Vgl. Nagl-Zeidler, S. 658.

[8]) Die Ähnlichkeit des Verhaltens von Niederdeutschland und Schweiz bespricht auch R. Bechstein. ZfdU. VIII. S. 562.

[9]) Vgl. A. Frey, Hallers Bedeutung für die deutsche Literatur (1879). S. 56ff. Socin, S. 389ff. Zagajewski, S. 6ff. — Hildebrand, Einleitung. Steiger, S. 70.

Der Trieb zur Einheitssprache, sehen wir, ist durch und durch prinzipiell. Er ist nicht an bestimmte Landschaften gebunden, sondern allgemein und selbstverständlich. Es geht in unserer Epoche längst nicht mehr um das Prinzip der Einheitssprache als solches, sondern nur noch um die Grundlagen, auf denen so oder so die allgemein verbindliche Sprache errichtet werden kann. Bedenkt man die oberdeutsche Opposition, so muß man auch bedenken, daß sie zum guten Teil einfach auf der mangelnden Fähigkeit beruht. Es ist ein Widerspruch wider Willen, erzwungenermaßen[1]). Allenfalls streitet man nicht um das Ziel, sondern um das System. Zwischen Dornblüth und seinem Gegner Gottsched ist im Grunde genommen kein Unterschied. Beide ringen um eine Absolutierung der Sprache und um eine Verallgemeinerung. Nicht nur gegen Gottsched, auch gegen Dornblüth wird der Vorwurf der Sprachdiktatur erhoben, die notwendig mit der Einführung einer allgemeingültigen Einheitssprache verbunden sein mußte. „Dieser Spannische Grand hinter dem Schwartzwald bildet sich fest ein, er habe das Recht der teutschen Sprach ihre Maßreglen vorzuschreiben[2])."

Haben wir soweit die Front in Augenschein genommen, die gegen den Dialekt gerichtet ist und alles Eindringen dialektischer Sonderheiten grundsätzlich zu verhindern sucht, so gewinnt dieses Bild erst seine lebendige Farbe, wenn wir uns um die Dinge bemühen, die zu diesen Einheitsbestrebungen praktisch im Widerspruch stehen. Das Prinzip haben wir erkannt: man will das Dialektische vermeiden. Es ist wichtig zu sehen, wo dieses Prinzip, bewußt oder unbewußt, deutlich oder weniger deutlich durchbrochen wird.

---

[1]) A. Frey, Hallers Bedeutung für die dtsch. Literatur (1879) S. 72.

[2]) Boucke (S. 18) von Benastasius Liares-Sailer.

3. DAS WORT.

Wir haben in unseren seitherigen Ausführungen gesehen, daß das dialektische Wort, weil es unverständlich für die Allgemeinheit ist, abgelehnt wird. Jetzt können wir eine notwendige Einschränkung dazu setzen: der „lexikalische Ausgleich" zwischen den Dialekten kann im Grunde in unserer Epoche als abgeschlossen angesehen werden[1]). Mit diesem Augenblick ist ein dialektischer Einfluß auf den Wortschatz möglich, wenn nur ein tägliches Bedürfnis dazu zwingt. „Wir müssen viel Wörter der Holländer, der Nieder-Sachsen, der See-Städte, der Seefahrenden, der Bergleute, der Jägerei, der Baukunst u. s. w. gebrauchen[2])." Wir sehen hier den Wortschatz einer deutschen Dialektgruppe, die „Wörter der Niedersachsen", als Fundgrube geradezu einer Serie technischer Ausdrücke auftreten. Sozialer und landschaftlicher Dialekt, Dialekt der Berufe und Dialekt der Heimat vermischen sich untrennbar miteinander. Was aber zwingt Bödiker zur Zulassung dieses dialektischen Einflusses? Er spricht von „müssen". Die Notwendigkeit aber liegt in dem Ausdrucksmangel der sogenannten „rechten" deutschen Sprache. Zum Teil trifft hier die Haltung gegenüber dem Dialektwort mit dem gegenüber dem Fremdwort zusammen. Auch das Fremdwort wird zugelassen in unserer vom rigorosen Purismus geheilten Epoche, wenn es nur eine Reihe von Eigenschaften besitzt: die Fremdwörter müssen in der deutschen Sprache „naturalisiret"[3]) oder müssen technische Ausdrücke sein und im Deutschen keine richtige Entsprechung

[1]) Vgl. Friedrich Kluge Wibh. VI, S. 2. — Paul Pietsch, Wibh. XXIX, S. 274. — Socin, S. 377. — Karl Hoffmann, zur Literatur und Ideengeschichte (1908) S. 73.

[2]) Bödiker (1723) S. 274, 365.

[3]) Gottfried Ludwig, Teutsche Poesie dieser Zeit. Leipzig (1703). — Vgl. J. Ernst Weisens Unvorgreiffliche Gedancken. Ulm (1708) S. 77. — Hans Wolff, S. 63ff.

haben[1]). Rechnen wir die Forderung des Eingebürgertseins zu den Forderungen, die die zeitgenössische Unterordnung unter den allgemeinen Gebrauch erhebt, so können wir schließen, daß auch von den Fremdwörtern ebenso wie von den Dialektwörtern nur das wirklich Unentbehrliche zugelassen wird. Leibniz[2]) lenkt wenigstens in seinen Bekanntenkreisen das Augenmerk auch auf die Worte, die *„hin und wieder bey dem Landtmann mehr als in den Städten bräuchlich"*. Ihm gelingt auch die Formulierung dieser Bemühungen und ihre innere Begründung[3]). Ihm gilt *„Reichthum"* des Ausdruckes als *„das erste und nöthigste bey einer Sprache"*. Ist die Einheitssprache nicht imstande, diesen Reichtum selber zu liefern, so muß der Dialekt gewissermaßen aushelfen.

Zu dieser Bereicherungsarbeit an der rechten deutschen Sprache tragen alle verschiedenen Dialekte bei[4]). Selbst bei Gottsched finden sich Anzeichen dafür, daß auch er, durchaus im Sinne seiner Zeit, den Wert des Dialektes zu schätzen weiß[5]), und die Aufdeckung der Reichtümer des Dialektes spricht bei Gottsched wenigstens nebenbei noch mit[6]). Die allgemeine Gegnerschaft, die Gottsched aber erfährt, beweist nur, wie wenig diese Verbeugung vor dem Dialekt verstanden und bemerkt worden ist. Es ist genau derselbe Vorgang wie der, daß man nun bemerkt, daß auch verflossene Sprachstufen wichtige Schätze für den mo-

---

[1]) Joh. Chr. Männling, *Europäischer Parnassus*. Wittenberg (1683) S. 15.

[2]) Unvorgreifliche Gedanken. QF. 23, S. 32. — *Collect. I.* S. 273. — Beyträge I. S. 59ff. — Hans Wolff, S. 75.

[3]) QF. 23, S. 287.

[4]) Für das nd. Gebiet: N. J. XIII (1887) S. 34. — Morhof, Unterricht S. 610. — Heumann, *Opuscula* (1747) S. 673. — Michael Richey, *Idioticon Hamburgense* (1755) Vorrede S. X.

[5]) QF. 23, S. 9ff.

[6]) Vgl. Grundlegung, S. 334.

dernen Ausdruck zu bieten haben[1]). Man darf Weichmanns literarisches „Alunt cygnos et flumina nostra“[2]) mit gutem Gewissen auf das sprachliche Gebiet ausdehnen. In allen deutschen Gegenden gibt es Leute, die Wörter ihrer Heimat zur Bereicherung des allgemeinen deutschen Wortschatzes beitragen wollen[3]). Auch die, die nicht eigentlich als Vertreter eines bestimmten Dialektes auftreten, nehmen Zuflucht zu den in den Sondersprachen enthaltenen „Zentnerworten“[4]).

Nicht nur die bloße Liebe zur Heimat ist es also, sondern mit ihr und in ihr auch der Wunsch, der gemeinsamen Sprache zu dienen[5]), der sein Teil beiträgt zur Entstehung jener ersten wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Dialekt, deren Zeugnisse die Idiotika des 18. Jahrhunderts liefern[6]). Nicht nur „ein Kind der Lokalgeschichte“[7]) ist die Dialektforschung. Das verbürgt der Mann, dessen Name an ihrem Anfang steht, und dessen Anregungen die ersten Versuche bestätigt, die weiteren ermöglicht und genährt haben: Leibniz[8]). Dessen Verdienste bestehen nicht

---

[1]) Vgl. Gottsched, Beob. S. 189. — Grundlegung, S. 137. — Sprachkunst (1757) S. 64.

[2]) PdN. Motto.

[3]) Ludwig Georg Oeder, der Herausgeber der „Poesie der Franken“, wünscht, daß bei der „Verfassung eines Wörterbuches auch ein Mitglied aus Franken, wenigstens im Unterhause (!), mit seinen patriotischen Anmerkungen sich einstellen dörffte.“

[4]) Eccard, Nebenstunden. Vorrede.

[5]) Michael Richey, *Idioticon Hamburgense* (1755). Zuschrift: „Dem zu folge hat es mir nicht zu geringe (geschienen) . . . in einer, wiewol unbillig, abgewürdigten Sprache, einen Forscher abzugeben, wenn nur damit meinen Mitbürgern ein Gefallen, und anderweitigen Teutschen Sprachlehrern ein Dienst geschehen mögte.“

[6]) Vgl. meine Darstellung in: Lüdtke-Mackensen, Deutscher Kulturatlas (1928ff.)

[7]) Hirt, Etymologie S. 236.

[8]) Vgl. S. 43. Anm. 4. — Auch *Collect. II.* S. 243, 254, 270. — Morhof, Unterricht. S. 610.

in der von ihm selber geleisteten praktischen Arbeit, sondern in der gewichtigen Ausdehnung seiner einflußreichen Persönlichkeit auf dieses Gebiet und in seinen immer wiederholten Hinweisen und Ermutigungen, von denen die Idiotikenverfasser zu berichten wissen. Das „Besondere" und das „Eigene" aus allen Gegenden Deutschlands zusammenzustellen und den Reichtum der deutschen Sprache durch die heimatlichen Sammlungen zu vermehren, ist der Zweck der Arbeit[1]). Wobei es wohl mit unterlaufen kann, daß einfach alles Uneinheitssprachliche gesammelt wird, d. h. die Wörter, die oft fast durch ganz Deutschland bekannt sind, während die Gemeinsprache sie verschmäht[2]).

Daß man „vorläufig nur die einige, von iedermann anerkannte beste Mundart, mehr und mehr regelmäßig machet, ausarbeitet und ausübet", das erscheint nur als Notbehelf, der im Interesse der Gesamtsprache möglichst bald behoben werden muß[3]). Es steht dahin, wie weit die Liebe zur Kuriosität dabei einen gewissen Teil beigetragen hat[4]). Es hieße aber nur vom modernen Standpunkt aus die Anfänge einer Wissenschaft beurteilen, wollte man diesen Versuchen Unvollkommenheit der Ausführung vorwerfen. Ihre ganze Zeitbedingtheit wird deutlich in ihrer unbedingten Ausschließung des Wortschatzes des sogenannten „Pöbels". Die Sehnsucht zur Vornehmheit schreckt vor der Berührung mit dem „Volk" zurück. „Über dem war es auch nicht nöthig, die schlechteste Mundart des gewöhnlichen Mannes zu wählen, da honette Leute derselben

---

[1]) Vgl. Burdach, Festschrift Sauer. S. 33. Friedr. Kluge, — Wibh. V. S. 13.

[2]) Vgl. Steiger, S. 17.

[3]) *Idioticon Hamburgense* (1755) S. V, XI, XIV, XVII.

[4]) Fromm, *Nomenclatura* S. 4ff.: „Ich mus mich über euch Märcker verwundern, daß ihr viel pössierliche (!) Wörter habt, die unser Teutschen Sprache gar nicht zukommen."

nicht folgen[1])." So besehen, ist es nicht angängig, die Bestrebungen des 18. Jahrhunderts um den Dialekt an modernen Arbeiten zu messen. Auch jene Bestrebungen des 18. Jahrhunderts operieren mit dem Begriff „gebildet" und „ungebildet". Die dialektischen Arbeiten des 18. Jahrhunderts sind also eher Vorarbeiten zur Kretschmerschen Wortgeographie, und unausgesprochen wissen sie von einer „Umgangssprache". Man hat eine bedenkliche Furcht, irgend etwas Unedles zu berühren und sich zu beschmutzen[2]). Dafür ist charakteristisch eine der Absichten, die den Idiotikenverfassern vorschweben. Es handelt sich dabei um nichts anderes als um die Erleichterung der innerdeutschen Verständigung: „Ich habe vornämlich mein Augenmerk auf die Obersächsischen Rechtsgelehrten gerichtet, die öfters übel daran sind, wenn ihnen Acten, . . . aus Westphalen zugeschicket werden, weil darinn Wörter vorkommen, die ihnen schlechterdings unbekannt sind[3])." „Ich wuste aus der Erfahrung, wie wenig dieselben . . . an anderen Orten verstanden werden, und was für Irrthümer und Mißdeutungen daher entstehen[4])."

---

[1]) *Idioticon Osnabrugense* (1756) S. XII ff. — Vgl. auch Vermischte Bibliothec XXI, S. 817: „. . . (man muß) auch den *Dialectum* einer *Nation* gar nicht aus der Gewohnheit des Pöbels noch weniger (!) aus dem Munde der Gelehrten allein, sondern aus denen Reden derer *civilisir*ten Mann- und Weibes-Personen beurtheilen, welche wohl und mit Verstande reden." — Vgl. auch Vogel, S. 112.

[2]) Vgl. Gottsched, Dichtk. S. 451. „Richard Steele . . . glaubt gar, man müsse die Schäfergedichte in einer bäurischen Mundart machen. So wie Theokritus sich im griechischen des dorischen Dialekts bedienet hat. Allein ich halte es mit denen, die in den alten Schäfernamen was edlers finden als in den heutigen." Dabei ist Gottsched selber gar nicht prüde inbezug auf die Verwendung „gemeiner" Ausdrücke. Vgl. Franz Servaes, die Poetik Gottscheds und der Schweizer. QF. 60. S. 10ff.

[3]) Strodtmann, *Idioticon Osnabrugense* (1756) S. XI.

[4]) Richey, *Idioticon Hamburgense* (1755) S. 14.

Zwiefältig aber vor allem ist der Nutzen, den dieses auf den Zweck abgestellte Zeitalter aus der Beschäftigung mit dem Dialekt zu gewinnen hofft, und der es die herkömmliche Verachtung der dialektischen Ausdrücke überwinden lehrt[1]). Die Leipziger Critischen Beyträge[2]) erklären: „Es ist . . nicht übel gethan, wenn man ein Auge auf die Sprache des Pöbels, und auch wol der Provinzial-Mundart richtet, wie verächtlich sie auch ist; indem man noch viele Überbleibsel der alten deutschen Wörter darinnen findet und daraus der alten . . . deutschen Sprache ein Licht anzünden kann." Das heißt mit moderneren Worten nichts anderes als „Aufhellung der historischen Grammatik durch Heranziehung der lebenden Dialekte". Das eine Ziel der beginnenden Dialektforschung ist also rein sprachwissenschaftlich. Schon eines der ersten Idiotika beschreibt das so: „*Variam ex . . . glossariis prouincialibus utilitatem praecipi posse, constat. Primum Germanorum nostrorum dicta et scripta facilius intelligemus. Deinde multas deprehendemus radices, quas amissas fuisse putauimus*[3]) . . . . Klingt doch schon in diesem „*Germanorum nostrorum dicta et scripta facilius intelligemus*" die Rücksichtnahme und das Interesse an der Sprachpraxis durch.

Zwei Möglichkeiten einer Wirkung auf die Sprachpraxis haben wir bereits gesehen, die für das Entstehen der Idiotika von wichtiger Bedeutung sind: die innerdeutsche Verständigung wird erleichtert, der Wortschatz und die Ausdrucksmöglichkeiten erhalten eine wirkungsvolle Vermehrung. Wir fügen jetzt noch ein Drittes hinzu: das Idiotikon tritt in den Dienst des „Dranges zum Absoluten" und wird zu einer Liste verbotener Ausdrücke. Wir haben da ein Zeugnis aus der Schweiz: „Ferners gedächte

[1]) Burdach, Sprache des jungen Goethe, S. 168.

[2]) XVIII. S. 273.

[3]) *Opuscula Heumanni*, S. 705. — Popowitsch, Versuch einer Vereinigung der Mundarten von Teutschland. Wien (1780). Vorrede.

man . . . aus den vornemsten Orten der Eidgenossenschaft die den Schweizern eigene, und geübten Deutschen (!) anstößige, Wörter und Redensarten zusammenzutragen, und mit beygefügter reiner Verdeutschung, unter dem Namen eines helvetischen Wörterbuchs, seiner Zeit herauszugeben[1])." Mir ist kein Idiotikon bekannt, das nach diesem Grundsatz gearbeitet wäre. Es handelt sich auch gar nicht hier um ein primäres Element des Idiotikons, sondern um etwas, was erst später dazu getreten ist. Wir erkennen auch aus dem Wortlaut der Sprengschen Formulierung, daß im Grunde die gleiche Absicht ihn bewegt, wie sie die niederdeutschen Idiotikenverfasser leitet, nämlich auf die deutsche Sprache praktisch zu wirken, sei es nun entweder bereichernd und vermehrend, oder sei es auch schützend und behütend. Wir erkennen, daß Gottsched und sein Kreis auf diese Weise auch ein Verhältnis gewinnt zum Dialektwort und zum Idiotikon. Aber die Tendenz ist hier vorwiegend ablehnend, negativ. Die Critischen Beyträge[2]) stellen fast, daß „auch diejenigen der Schönheit der deutschen Sprache zu wieder (sind), die in ihren Schriften Wörter setzen, welche bloß in einer gewissen Provinz Deutschlandes gebräuchlich sind. . . . Wer also der Schönheit der deutschen Sprache nicht vergeben will, der muß sich von solchen Wörtern enthalten. Und damit er sich derselben desto besser enthalten kann: So ist nöthig, daß er sich um dieselben mit Fleiß bekümmere, und sie, indem er die Schriften verschiedener Deutschen lieset, sorgfältig anmerke." Von diesem Standpunkt aus begrüßen die Greifswalder Critischen Versuche[3]) Christian Meisners „Silesia loquente": „Man siehet . . . wie billig es sey, eine Sprache von den Provincialwörtern zu säubern, wenn man sie verbessern . . . will. Dieses aber wird schwer-

[1]) Drollingers Gedichte (hrsg. J. J. Spreng) (1745) Zuschrift.
[2]) I. S. 59.
[3]) I. S. 255.

lich geschehen können, wo man nicht die in einer Provinz übliche Art zu reden genau gekennet . . . Wir würden vielleicht schon eine vollkommene Sprache haben, wenn wir mehrere Ausarbeitungen von diser Art aufzuweisen hätten. Die Gelehrten würden sich zum wenigsten mit leichter Mühe hüten können, keine Provincialwörter in ihren Schriften zu mischen."

Im Grunde ist es der gleiche Standpunkt, den 100 Jahre später Moritz Rapp, von der Verteidigung des Dialekts ausgehend, einnimmt: „Es ist klar — ohne genaues Bewußtsein über ihre eigene (sprachliche) Individualität kommt eine Provinz nie zur wahrhaften Einsicht in die Gemeinsprache[1])."

Über die praktische Verwendbarkeit des Dialekts also sind alle sich einig. Auch die Stellung des Gottschedkreises ist, ganz streng genommen, nicht nur ihrer eigenen Ablehnung des Dialekts getreu. Darüber hinaus weiß sie ihn selber für diese eigene Ablehnung dienstbar zu machen.

Das Idiotikon des 18. Jahrhunderts zeigt sich uns so als in hohem Maße seiner Zeit entsprechend. Der dialektische Wortschatz wird Forschungsweg und Sprachmittel. Im Hintergrund aber steht drohend immer das Gespenst der kaum gefestigten Einheitssprache, die niemand aufs Spiel setzen will. Auch Leibniz, der Anreger und Förderer dieser Dialektforschung, fürchtet sich vor den „*unzeitig angebrachten Verba Provincialia, oder Landworte gewisser Provintzen Teutschlandes*" da, wo sie ihm als Fehler des Ausdrucks erscheinen.[2]) Die Idiotika gehen voran, aber sie schauen zurück. Erst wenn ein Weg zurückgelegt sein wird, der groß genug ist, das Bild des Vergangenen weit entschwinden zu lassen, findet der Dialekt eine unbefangenere Betrachtungsweise. Nicht also nur das

[1]) Vgl. Holder, S. 133.
[2]) Unvorgreifliche Gedanken. QF. 23, S. 73.

Auftreten des „Charakteristischen" allein ist es, das einen Umschwung in der Sprachbetrachtung herbeiführt. Aber die Einheitssprache mußte einig und fest genug sein, um die neue Betrachtungsweise zu ertragen[1]).

4. DER REIM.

Wir können einen Blick auf die Festigkeit dieser Einheitssprache tun, wenn wir einmal prüfen, wie das Zeitalter Stellung nimmt zu der wichtigsten poetischen Form, zum Reim, dessen enge Verbindung mit den Problemen der Aussprache und der Rechtschreibung sofort ersichtlich ist und auch behandelt werden muß[2]).

Am Beginn unserer Epoche steht die Arbeit eines Süddeutschen, die sich ausdrücklich mit dem Reim auseinandersetzt und uns mitten hineinführt in die Schwierigkeiten, die hier für diese Zeitspanne bestehen. Es handelt sich um Johann Ludwig Praschens, des ersten Idiotikenschreibers, „Discurs Von der Natur des Teutschen Reimes"[3]). Es heißt da in der Vorrede: „Hie suchen wir nun einen Grund / und beständige Reimrichtigkeit. Auf die Gleichschreibung bauen / wie etliche anweisen / iedoch selbst dabey nicht bleiben / ist betrüglich. Der Mundart nachgehen / ist unsicher. Schläget man die Meißnische / als die edelste / für / so finden sich gleich Schwierigkeiten. Dann gesetzt / daß man diese Mundart füglich / in ge-

[1]) Vgl. Burdach, Sprache des jungen Goethe, S. 168. — Festschrift Sauer, S. 31ff.

[2]) Daß übrigens auch für die anderen poetischen Fragen, die an Wichtigkeit hinter den Reimproblemen zurückstehen, genau wie für den Reim, keine Regel gilt „als das Ohr", erhellt z. B. aus Andreas Köhlers „Kurzer und deutlicher Einleitung . . ." (1734) S. 49: „Denn mit was für einen Thon und *Accent* die Sylben *in prosa* ausgesprochen werden, denselben muß man auch im *Scandiren* behalten." Dazu Minor, Nhd. Metrik (1893). S. 26.

[3]) Regensburg (1685.)

ziemender Vollkommenheit / durch Bücher / Reisen oder Gemeinschafft mit Meißnern / erlangen möge; so ist doch hart / alle andere Teutsche dazu nöthigen wollen; zumal sie eben nicht überall so rein und zart / gleich und reich ist / sondern iezuweilen ferne genug vom Grund und Ursprung abgehet. Andere fürzuschlagen / ist noch bedenklicher. Und doch scheinet / daß einem ieden seine Mundart zum wenigsten eine billige Entschuldigung gebe / aus der eingepflantzten Liebe zu dem Vaterlande / dem man bevorderst seine Schrifften widmet . . . Thut man es nun / so werdens andere tadeln und verlachen. Denn durch den Reim wird offenbar, was man sonst im SCHReiben / oder auch einiger massen im reden verbergen kan / nemlich was einer für ein Landsmann sey. Item gewiß / daß der Gleichlaut nach Hochteutscher Mundart zu achten. Im übrigen ist man . . . nicht so hart gebunden / wann . . . die ländliche Mundart / ob es schon nicht eben die Meißnische ist / zustimmet. . . . In allen Teutschen Mundarten redet gemeiniglich der Pöfel grob und unleidlich / die Vornehmen zierlicher. Darum ist in demselben etwas zu gedulden / etwas nicht. Ich nehme auch die Meißnische und Schlesische Mundart hievon nicht aus[1])." — —

„Ich gebe die Lehre / wer seine Verse deswegen schreibt / daß sie nur an einem Orte / ja wol gar bey gewissen Personen was angenehmes *effectui*ren sollen / der mag sich in allen Dingen nach derselben Landes-Art richten. Wer sich aber die Gedancken macht / daß er sein Licht in gantz Deutschland will leuchten lassen / der muß auff dergleichen Reime dencken / die sich an allen Orten annehmlich und bewehrt befinden[2])."

---

[1]) Discurs, S. 9.

[2]) Christian Weise, cur. Ged. S. 9. — Vgl. Burdach, Festschrift Sauer, S. 35. — Jellinek I, 145. — Johann Hübners Poetisches Handbuch (1696) S. 37ff. „Was meine wenige Poesie betrifft / so hab ich in meinem Vaterlande gesungen / wie mir der

Das ist die Weisesche Reimformel, vor ihm schon von Titz und Tscherning ausgesprochen, die in ihrer Naivität durchaus mit den mittelhochdeutschen Regelungen und Bemühungen zu vergleichen ist. Aus ihr wird deutlich, daß man ganz genau die Gewalt des Dialektes erkennt, und daß man auch einsieht, wie unmöglich es ist, sich seiner Wirkung zu entziehen. Man vermeidet sein unangenehmes Erscheinen dadurch, daß man die gefährlichen Stellen umgeht und ausläßt. Dieses Verfahren ist also keine gründliche Regelung, sondern ein ängstlicher Notbehelf. In dieser naiven Umgehung der Schwierigkeit liegt ein gutes Stück Vogelstraußpolitik.

Diese Weisesche Reimformel, deren Anfänge sich allerdings schon im 17. Jahrhundert verfolgen lassen[1]), erhält aber zahlreiche Zustimmungen und Bestätigungen. Grünwald[2]) erklärt: „Meine Untergebene weise ich allemahl auf die schöne Regul / welche ich Herrn Weisen zu dancken habe: Wer seine Verse deßwegen schrei-

---

Schnabel gewachsen ist ... In Meißen hab ich mich nach der Mund-Art des Ortes gerichtet ... Wenn ich auff allen Seiten die *Censur* habe vermeiden wollen / so hab ich Reime gebracht / die allenthalben gleich *pronunci*ret werden ... (niemahls aber hab ich zweyerley *Dialectus* in einem *Carmine* gebraucht.) Im übrigen aber hab ich keinen Reim niemahls getadelt / wenn der *Autor* den *Dialectum* mit seiner Mutter-Sprache hat *defendi*ren können."

[1]) Vgl. Burdach, Festschrift Sauer, S. 35. — Die Möglichkeit, Reime verschiedener Aussprache zu vermeiden, bestreitet schon Schottel, Ausführliche Arbeit S. 862. „Obwol etzliche bishero erinneret / daß viele Wörter / welche schon dem Buchstabe nach eine gantz gleiche Endung ... haben / dennoch aber nicht solten in Versen künnen gereimet werden; aldieweil sie ... nicht überal gleichlautend ausgesprochen würden ..." „Und ob schon die Meißner ... etwa jhren gewissen Ausspruch hetten, kan doch solches den anderen Teutschen zu keinem Nachtheile oder Irrung gereichen."

[2]) Vorrede.

bet . . .“ Aber auch Gottsched fordert solche Reime, die überall gleich klingen[1]).

Wir erkennen somit, worin diese Reimregel ihre Wurzel hat. Indem man zur Richtschnur des Reimes die Aussprache erhebt, ist es unvermeidlich, den Dialekten Zugeständnisse zu machen. „Daher ob gleich die Buchstaben zum Reime richtig seyn; so darff dennoch der *Poëte* den Reim nicht vor tüchtig halten, wenn die Aussprache zu wieder ist[2]).“ Nur folgerichtig schließt sich daran an: „daß man sich *accomodi*ren müsse nach dem Orte / wo man lebet: denn an jedem Orte findet man einen besondern / und also nicht einerley *Dialectum*[3]).“ „Wie (die übliche Landesart) endet, so kan man reimen[4]).“ Weissen-

---

[1]) Vgl. Sprachk. S. 623.

[2]) Daraus folgt das deutliche Bewußtsein von der starken dialektischen Differenzierung des Sprachgebiets. Grünewald, Vorrede: „Was aber in diesem Falle vor unbeschreibliche Veränderung sey / wißen diejenigen am besten / welche auf den Reisen die unterschiedenen *Dialecte* der Länder und Städte in acht genommen haben . . .“ — Ebenso Menantes, Allerneueste Art zur Reinen und Galanten Poesie zu gelangen. Hamburg (1707) S. 449. „Denn es ist bekannt / daß ein jedwedes Land / ja jedwede Stadt und Dorff / einen andern *Dialectum* hat / als die andern. Und daher *diefferiret* auch bey allen der *Stylus* / nicht weniger die *Pronunciation*.“

[3]) Der Wohlgebahnte Weg zu der Teutschen Poesie . . . Gezeiget von *Johanne Joachimo Statio* Bremen. (1716) S. 24.

[4]) Europaeischer Parnassus Oder Kurtze und deutliche Anweisung zu der Deutschen Dichtkunst . . . Auffgerichtet von Joh. Christoph Mennlingen. Wittenberg (1683) S. 38. — Ebenso unter Berufung auf Tscherning im Europäischen Helicon. Altenstettin (1704) S. 70.

Vgl. weiter: Hübner, Poetisches Handbuch S. 34: „Dergestalt hat man sich an die Buchstaben nicht zu kehren . . . wenn nur der Thon seine Gleichheit hat.“ — Prasch, Discurs. Regensburg (1685) Abschnitt 7, 8: „Die Gleichschreibung thut zum Reime nichts, sondern der Gleichlaut; zumal die Rechtschreibung noch ziemlich unrichtig un ungleich ist. Doch ist es freylich reiner / wann die

born rechnet es unter die Reimfehler, wenn sich die Reime „nicht nach der Mundart derer / vor welche man Verse machet / richten[1])." „Es bleibet die Haupt-Regul . . .: Der Poet richtet sich nach seiner Landes- und Mund-Art, denn daß jedweder nach aller Ohren recht reimen soll, wird nimmer mehr geschehen[2])." „Wenn einer ein Gedichte schreiben will / das seinen Landes-Leuten gefallen soll / der bediene sich ja auch eines Landsmännischen *Dialecti*, sonst wird er sich schlecht *insinuiren*[3])."

Gleichschreibung und der Gleichlaut zusammentreffen." — Anleitung zur Poesie. Breßlau (1725) S. 174: „Die *Vocales* müssen gleichen Laut haben, wenn sie gleich nicht gleich geschrieben werden: als wissen / küssen; ja wenn sie auch gleich geschrieben werden, und sie haben nicht einerley Laut, als lehren / kehren; so geht es doch nicht an. Hier muß nun der *Dialectus* des Ortes, da man schreibet, wohl in acht genommen werden; denn anders spricht man ein Wort in Sachsen, anders in Schlesien aus." — *Musophili* Vergnügter Poetischer Zeitvertreib. Dreßden-Leipzig (1717) S. 287. „Die Schreibahrt macht den Reim zu keinen Fehler, wenn nur nicht die Aussprache solchen verstümpelt." — Johann Georg Neukirch, Anfangsgründe (1725) S. 31: „In reimen siehe nicht auf die euserlichen Buchstaben . . ., sondern auf den gleichen Laut, Ausred und *Accent*." — Tiemeroth, S. 3: „Denn, was das Schreiben anlangt, können wohl i und ü, ä und e, ö und e sich mit einander vergleichen, wenn nur einerley Aussprache heraus kömmt." Wokenius, „Anleitung zur Poesie". Leipzig (1725) S. 8: „Müssen solche Wörter nur . . . zusammen gereimet werden, welche entweder beydes Schrifft und Aussprache nach übereinlauten, oder doch wenigstens der *Pronunciation* nach."

[1]) *M.* Christoph Weißenborn . . . Gründliche Einleitung zur Teutschen und Lateinischen *Oratorie* . . . Franckfurt und Leipzig (1713) S. 169.

[2]) *Musophili* Vergnügter Poetischer Zeitvertreib . . . (1717) S. 290.

[3]) Menantes, Allerneueste Art . . . (1707) S. 501. — Vgl. auch Drollinger, S. 20: „Ich glaube aber, daß einem jeden deutschen Poeten erlaubt sei, nach der Aussprache seines Vaterlandes zu reimen."

Diese Propagierung des großzügigsten Partikularismus mitten in der Epoche des stark ausgeprägten „Dranges zum Absoluten", eines Partikularismus, der sich zudem auch auf die andern der Aussprache unterworfenen Formen der Poesie bezieht[1]), verschafft dann den einzelnen Landschaften ihre Einzelrechte und Reimfreiheiten, die andern nicht zustehen. „Dannenhero wenn ein Schlesier reimet sinnen und können, Brunnen und Sonnen, so lässet sich solches von einem Meißner oder Märcker nicht nachthun, weil die Aussprache nicht einerley ist[2])." Die Reimrichtigkeit mißt sich nicht mehr nach einem absoluten Maß, das für alle gültig ist. Die Einführung der jeweiligen Aussprache als Maßstab des Reimes betrachtet den Reim nach dem jeweiligen dialektischen Verhältnis des Dichters. Wir finden hier das Gesprochene, die Mundart als Richtlinie und Richtigkeitsprinzip. „In den Reimen richtet sich ein ieder nach seiner Aussprache, z. E. In Halle wird Stehen und Sehen, Scheere und Gewehre sich nicht wohl zusammenreimen . . . Herr Opitz und Flemming reimen nach der Schlesischen Mund-Art kömmet und nimmet, welches nach unserem *Dialecto* sich gar nicht schicket, indem sie vor kömmet, kümmet sagen[3])." „So können et-

[1]) Vgl. Anleitung zur Poesie. Breslau (1725) S. 172: „Man kan der Syllben *Quantität* am besten aus der *Pronunciation* erkennen . . . da muß man nun den Gebrauch zu Rathe ziehen, und des Landes *Dialectum*, da man schreibet." — Johann Samuel Wahl, Gründliche Einleitung . . . (1723) S. 3: „Die *Quantitas* oder Länge der Syllben wird in Teutschen weder *ex Regulis* noch *ex Auctoritate* erkannt, sondern man muß sie eintzig und alleine aus der Aussprache und dem Gehöre abnehmen." — J. Ad. Frohnius, Kurtze u. leichte Methode, *Grammaticam latinam* . . . der . . . Jugend beyzubringen. (o. J.) „In der Quantität muß man sich richten nach dem natürlichen Thon, in welchem das Wort nach recht-zierlicher Mund-Art ausgesprochen wird . . ."

[2]) Kurze u. deutliche Einleitung zu der reinen deutschen Poesie . . . von Andreas Köhlern (1734) S. 64.

[3]) Tiemeroth, S. 4.

liche / ob sie gleich nicht alzu rein sind / reimen nach ihrer Mundart / Weltz und Felß / Ganß Crantz / bad saat / welches andern nicht freystehet / sondern bey ihnen ein Tadel heisset[1])." Am deutlichsten spricht sich aber Musophilus in seinem „Poetischen Zeitvertreib" aus[2]): „Es bleibet eine allgemeine Regul, daß ein ieder reimen soll, wie er das Wort in seinem Laut ausspricht; dannenhero ist wohl zu entschuldigen, wenn gleich etliche Reime nach mancher Mund-Art nicht aufeinander klappen. Aber ich kenne selbst einige, die anders reimen als sie die Wörter aussprechen, vorgebend: Weil andere auch dergleichen Reime gebrauchet, stünde es ihnen so wohl frey als jenen. O, unvergleichliches und nie erhörtes kluges Urtheil! Ja, rechte artige Entschuldigung träger Nachläßigkeit. *Punctum.*"

Den höchsten Gipfel des Partikularismus erreicht aber Männling[3]), wenn er das, was von dem Reim gilt, nun auch durchaus auf die geschriebene Sprache ausdehnt: „In was vor einer Lands-Art einer ist / in derselben soll er auch schreiben / und nicht die Sprachen unter einander mengen *e. g.* main vor mein / item: nach das Reich streben / vor / nach dem Reich streben / wie es die Schle-

[1]) *Europaeischer Parnassus* (Johann Chr. Mennling) Wittenberg (1685) S. 41. — Ebenso Magnus Daniel Omeis, Gründliche Anleitung Zur Teutschen *accuraten* Reim- und Dicht-Kunst. Nürnberg (1712): „Also mögen wol hier zu Land i und ü gereimt werden / als zieren und führen; Zeiten / bedeuten." (S. 87.).

[2]) (1717) S. 286.

[3]) Parnassus (1685) S. 18. — Ebenso im Helicon (1704) S. 42: „In was vor Landes-Art einer ist / in derselben soll er auch billich schreiben / und nicht die Sprachen untereinander mengen, e. gr. Main vor mein . . . Knacken vor Knochen. Schnacken / vor Reden. Tefen vor Warten / und solche Worte / die in gemeiner Rede selbst / nicht wohl klingen, auf daß nicht aus vielen Sprachen ein Misch-Masch . . . werde . . . Denn gilt die Müntze nur in dem Lande / wo sie geschlagen / am meisten, also auch eines jeden Landes-Redens-Art daselbst / wo sie zu Hause."

sische Mund-Art giebet / sonsten wird daraus eine rechte Miß-Geburt entstehen; in Schlesien kan ich nicht sagen Schnacken / das ist reden usw." Wenn hier davon die Rede ist, daß die Sprache einheitlich sein soll und nicht verschiedene Dialekte untereinander gemengt werden dürfen, so kennen wir diese Bestrebungen bereits als ein Mittel zur Reinhaltung der rechten hochdeutschen Einheitssprache. „Wann nun ein jeder sein Dialectum, oder landliche Red-Art in das Hochteutsche will eintringen, behüte Gott! welch eine Babylonische Verwirrung wurde in unser Teutschen Mutter-Zungen entstehen." Das verwendet der Parnassus Boicus[1]), um gegen die Lutherische „Affter-Bibel" zu protestieren. „Das Hoch-Teutsche muß auch nicht mit dem Nieder-Sächsischen und Holländischen *confund*iret werden / damit nicht durch diesen Mischmaß die Reinlichkeit der Sprache *laedi*ret werde und gleichsam Gewalt leide[2])." Wir beobachten an dieser Stelle, wie zu tiefst die Tendenz zum Absoluten auch in der höchsten Äußerung des Partikularismus noch versteckt ist. Höchste Richtlinie ist die Reinheit der Sprache. Dieses Prinzip der Reinheit führt einerseits zu der überdialektischen Einheitssprache. Es führt andererseits zu der reinsten Ausgestaltung des Einzeldialekts. Unsere Epoche der letzten Ausbildung der Gemeinsprache ist immer noch imstande, einen Männling zu ertragen, der zuletzt auch aus den gleichen Bedingungen verstanden sein will wie die Vertreter des Einheitssprachprinzips. Hier verstehen wir in besonderem Sinne das, was Konrad Burdach[3]) von dieser Zeit gesagt hat, daß sie nämlich den Wesensunterschied und das Ineinanderfliessen, die Grenze und den Zusammenhang von Einheitssprache und Dialekt nicht habe fassen können.

[1]) II, S. 204.
[2]) J. J. Statius, Wohlgebahnter Weg (1716) S. 13.
[3]) Festschrift Sauer, S. 42.

Aber die poetische Praxis findet sich bei der absoluten Herrschaft des Dialekts nicht zurecht. „Es kam mir vor 10 Jahren", schreibt Benjamin Schmolck in seinem „Heiligen Schau-Platz der Liebe[1])", „einige Poesie in die Hände, worinnen der Autor eben diese Arbeit vorgenommen. Ob sie nun schon nicht übel gerathen, so schiene es doch, als wäre das Werck nur für seine Landes-Leuthe gemacht: Denn die Rythmi waren alle so beschaffen, daß sie niemand leichter aussprechen konte als der in Meissen jung geworden. Darum machte ich mich darüber, und brachte sie in eine reinere Forme, damit sie auch in anderen Gegenden Deutschlandes könten gesungen werden."

So ist der erste Schritt vom ausgesprochenen Partikularismus weg das, was wir weiter oben als Weisesche Reimregel bezeichnet haben. Jetzt bringt man die beabsichtigte Wirkung und das Wirkungsgebiet mit der Sprachform zusammen. Die Weisesche Regel umgeht die Schwierigkeit nur. Aber Weise selber gelangt, wenigstens für die Frage des e-Abwurfs, zu einer anderen Einstellung: „Das ist gewiß, wer Verse macht / die er nur singen / oder selbst ablesen will / der mag sich absonderlich in der *Syncope* nach dem *Dialecto* richten . . . Immittelts / wo man die Verse sol geschrieben geben / da lässet sich nichts gebrauchen / als was man durch die Gewohnheit im Schreiben verantworten kan . . .[2])" Indem man sich nach der Gewohnheit richtet, gelangt man zu einem allgemein verbindlichen Maßstab. Damit wird aber auch wieder der so dehnbare Begriff der „rechten hochdeutschen Sprache" in die Debatte geworfen. Dieses ominöse „rechte Hochdeutsche" hat, — man erkennt an der Formulierung noch deutlich, wie man sich von der partikularistischen Theorie allmählich loslöst, — das rechte Hochdeutsche hat „überall

[1]) Breßlau u. Liegnitz (1730) Vorrede.
[2]) Cur. Ged. S. 95.

vor den besten *Dialectum* zu *passi*ren[1])." „Wer Verse machen will / darinne auch ausser dem Vaterlande kein Tadel sich finden soll, muß, was die Reime anlanget, sich richten nach einer allgemeinen Aussprache. Aber, wo ist diese zu finden? Bey Gelehrten, welche allein das Hoch-Teutsche vor ihre Mutter-Sprache erkennen[2])." Den ganzen Gedankengang finden wir in der Regel wiedergespiegelt, die Erdmann Uhsens „Wohl-*informirter* Poet"[3]) gibt: „Wer nun in solchen unterschiedenen Aussprachen nicht verstossen will, der muß sehen, was er vor ein Landsmann sey, und wie man in seinem Lande die Worte ausspreche; ingleichen muß er bedencken, welcher *Nation* er mit seinen Versen am meisten gefallen wolle, denn nach derselben Mund-Art muß er sich richten." Folgt er bis hierher der partikularistischen Richtung, so schließt er doch daran an: „Absonderlich aber muß einer darauf Achtung geben, was am reinesten klinget, und am gelehrtesten aussiehet." Die Notwendigkeit, sich nach dieser rechten hochdeutschen Sprache zu richten, wird umso dringender, als das literarische Publikum weiter wird. „Jeder vernünftige Mensch" aber, „der Geist und Geschicklichkeit genug hat, Verse zu schreiben", wird es viel lieber sehen, „daß er eines allgemeinen Beyfalls gewürdiget werde, als daß ihn etwan eine einige Mund-Ahrt ungetadelt lasse[4])." Die Poesie, als nationale Angelegenheit betrieben, fordert den allgemein verbindlichen Maßstab. So zwingt ein dringendes Bedürfnis zur Aufgabe der Mundart als Richtlinie, weil der überall wechselnde Dialekt sich hineinmengt, und an ihre Stelle tritt eine allgemeine Übereinkunft, die Einheitssprache. Nationale Angelegenheit aber ist die Poesie geworden, wenn man erklärt: „Ich halte auch dafür: man muß

[1]) Johann Samuel Wahl, Gründliche Einleitung (1723) S. 19.
[2]) Tiemeroth, S. 4f.
[3]) Leipzig (1726) S. 12.
[4]) PdN. I, S. 2.

keinem zu sehr *flatti*ren und aus den *Dialectis* das beste und angenehmste brauchen; ja wenn es möglich wäre, nach keinem *Dialecto* besonders schreiben, denn man schreibt nicht den Meißnern, Schlesiern allein u. so ferner, sondern allen Teutschen. Wenigstens muß man mehr nach dem Wohllaut als nach dem *Dialecto* urtheilen . . .[1])" Dann definiert man die Dichtkunst so: „Die Teutsche Reim- oder Vers-Kunst ist eine Wissenschaft recht und zierlich nach richtig durchgehenden Gründen Teutscher Sprache Verse oder Reime zu machen[2])." Gottfried Ludwig stellt dann in seiner Teutschen Poesie fest: „Es ist iedoch in den Wörtern ein guter Unterschied zu halten / und insonderheit auf die übliche Aussprache, daß auch darinn nichts ungereimtes vorkomme / zu sehen; werden sich also nicht reimen Sprache und Drache, Affe und Straffe . . . u. s. f.[3])." Den völligen Sieg der Einheitssprache über den Dialekt auch in bezug auf die poetische Form stellt dann Menantes dar[4]): „Unser Vorsatz ist anitzo Teutsche Verse machen zu lernen; Und daher müssen wir uns allerdings nach der reinen Mund-Art unserer heutigen Sprache *regul*iren."

Das steigert sich zum scharfen Tadel an der partikularistischen Richtung, die die heimatliche Aussprache zur

---

[1]) Vermischte Bibliothec. XXI. Theil S. 817.

[2]) Kurtze und leichte Methode *Grammaticam latinam* . . . der zarten Jugend beyzubringen . . . von Joh. Adolpho Frohnio. S. 388.

[3]) Teutsche Poesie dieser Zeit. Leipzig (1703) S. 471. — Den gleichen Standpunkt auf die Quantität angewandt hat Franciscus Wokenius in seiner Anleitung zur Teutschen Poesie. Leipzig (1715) S. 2: „In der Aussprache muß man nicht andern, als rein redenden folgen, wenn ein Wort unterschiedlich gesprochen wird. So folge ich denen, die Ältar, nicht die Āltăr, denen welche Tŏbăck, aber nicht welche Tōbăck, denen so Sällăth, nicht so Sāllăth usw. pronunciren.'"

[4]) Allerneuester Weg . . . (1707) S. 5. — Vorrede S. 50.

Richtschnur erhebt. „Ich rede / wie meine Lands-Leute / ist deren Entschuldigung die nicht die reine Hochteutsche Sprache im Munde und in der Feder führen. Diese Leute solten eher rechte Teutschen als Poeten werden; sie verstehen die Sprache nicht / und wollen von der Vollkommenheit derselben / welches die *Poesie* ist / schreiben. Ein Papagey spricht nicht wohl / wenn er wie seines gleichen spricht; wenn er aber / wie die Menschen reden lernet / alsdenn höret man ihm zu."

So wird hinsichtlich der poetischen Form das landschaftlich gebundene mundartliche Element zurückgedrängt als Maßstab der Richtigkeit durch die schriftliche Übereinkunft der Einheitssprache. Wir sehen gleichzeitig Dialekt und Einheitssprache, Mundart und Schriftsprache im Kampfe liegen. Das hier entwickelte Bild findet seine Entsprechung, wenn wir auch einmal die orthographischen Theorien auf ihre Stellung zu diesen Fragen prüfen.

5. DIE ORTHOGRAPHIE.

Schon wer über den Reim etwas zu sagen hatte, stand ganz unter dem Eindruck der Unvereinbarkeit der zahllosen Dialekte. „Wegen der Reime werden alle Poeten, ob die und jene unrein sind, niemahls einig werden, maßen wer dieß oder jenes auff einander gereimt, das wird ein anderer nicht brauchen, aber wegen dieser Zerstimmelung ist unsere Hoch-Deutsche prächtige Sprache nicht wenig zu beklagen. Man giebt in unserm Meißner-Lande in den grösten Städten, als in Dreßden, Leipzig, Wittenberg und so weiter sehr vielen Wörtern einen gantz andern Thon, als es seyn solte, ja ich habe solches nicht selten, von unterschiedlichen, die in einer Stadt erzogen und gebohren, gehöret. Von denen Schlesiern und Nieder-Sachsen will ich nichts gedencken, deren Reime in großer Anzahl mit

den unsrigen nicht übereinkommen[1])." Die gleiche Vielfältigkeit der Standpunkte zeigt die Rechtschreibung.

„Es scheint fast unmöglich zu seyn / daß alle Deutsche in der Orthographi einerley Meinung haben können. Man kan dieses und eines andern Gedancken vernehmen / und allein derselbigen Meinung beypflichten / die den besten Grund hat / welcher ich auch allwege zu folgen erbötig bin[2])." Das charakterisiert die Verhältnisse schon zu Beginn unserer Epoche. „. . . und kan bis *dato* keine durchgehends beliebte Schreibart gegeben werden[3])." Die Ursachen der Uneinheitlichkeit findet Magnus Daniel Omeis[4]) in der Verschiedenheit der Dialekte wiederum: „Es kommen zwar noch heutiges Tages die gelehrteste von den Teutschen selbst in der Recht-Schreibung nicht allerdings überein; ja man kan auch dieses schwehrlich hoffen / wegen des großen Unterschieds so vieler *Dialectorum* und Mund-Arten unserer Mutter-Sprache, nach welchen die Red- und Schreibarten hier und dar pflegen eingerichtet zu werden. Gleichwie es ebenfalls weiland üblich gewesen nicht allein bei den Griechen / sondern auch bei den alten und neuen Lateinern; . . . da denn ein ieder Theil die Gewohnheit oder seine *rationes* weiß vorzubringen. Je dannoch ist wol thunlich / daß eine ganze Nation / z. B. die Meißnische, Fränkische u. a. wegen der Schreib-Art sich vereinigen könne, oder eine gelehrte Gesellschaft: wie . . . insonderheit die Hochlöbl. Fruchtbringende in Teutschland mit ihren Beispielen uns vorangegangen." Man sieht also nicht nur die Ursachen der orthographischen[5]) Zerspaltung ein, man sucht auch nach einer

---

[1]) *Musophili* Vergnügter Poetischer Zeitvertreib (1717) S. 280.

[2]) Georg Neumarks Poetische Tafeln . . . Jena (1667) S. 33.

[3]) Die Kunst Teutsch zu schreiben . . . Hamburg 1711. S. 30.

[4]) Gründliche Anleitung. Nürnberg (1712) S. 301.

[5]) „Rechtschreibung oder Orthographie umfaßte in einer Zeit, der eine anerkannte Gemeinsprache noch fehlte, deren Literatur-

Vermittlung, welche allgemeingültige Maßstäbe beschaffen soll. Wieder wird der Drang zum Absoluten spürbar. Wie verständlich dieser Drang zum Absoluten uns gerade hier sein kann, werden wir erkennen, wenn wir an späterer Stelle einen Blick werfen auf das unentwirrbare Durcheinander und die maßlose Willkür, die in orthographischer Hinsicht noch in unserer Epoche zwischen Leibniz und Gottsched herrscht.

Die erste Frage mußte die sein, nach was sich die Schreibung überhaupt richten sollte. Schon Neumarck antwortet 1667 darauf[1]): „Die Natur des Lautes." Das ist also derselbe Maßstab, den man vielfach an den Reim anzulegen pflegte. Aber sofort werden als weitere Gesichtspunkte, die für den Reim natürlich nicht in Frage kommen konnten, genannt: die Abwandlung der einzelnen Wortgattungen, die Unterscheidung der gleichklingenden Wörter. Diese beiden letzten Punkte stehen zu dem ersten in schärfstem Gegensatz. Ja, sie heben ihn auf. Ist dieser rein mundartlich, so sind jene spezifisch schriftsprachlich.

Oder Tiemeroth stellt die orthographischen Regeln etwa so zusammen[2]): „Wie ich das Wort ausspreche, so wird es auch geschrieben . . . Wie die Primitiva oder Stamm-Wörter geschrieben werden, so auch die Derivata . . . Wie ich den Singularem schreiben soll, weiset an Pluralis". An erster Stelle steht also immer das phonetische Prinzip. Schon Schottel hatte es verkündet: „Gleich wie die Wörter / so wir wollen aussprechen / Abbildungen sind

---

sprache noch mannigfach mundartlich variiert, durchaus nicht bloß Regelung der Lautzeichen, sondern der Lautwerte und auch mancher Schwankungen der Formenlehre." Burdach, Festschrift Sauer S. 30.

[1]) Poetische Tafeln, S. 325.

[2]) S. 67ff. — Bödiker (1), S. 11. — Gottsched, Grundl. S. 38ff. — Zu Menantes s. Vogel, S. 96.

unserer Gedanken / also ist die Schreibung nichts anderes / als ein Abbild der Wörter / und wañ alle Wörter durchgehends bey jedwederem Teutschen ein gleiches Abbild / eine gleiche Ausrede oder gleichen Ausspruch hetten / so würde auch durchgehends die Rechtschreibung gleich sein[1])." An erster Stelle also „muß man . . . das Ohren-Maaß wol *adhibi*ren, wo man recht schreiben will, welches denn gar bald das Harte vom Weichen unterscheiden kan[2])." „Es muß im schreiben kein eintziger Buchstab, so zur *Pronunciation* oder Aussprache dienlich, aussenbleiben.[3])" „So muß auch kein Buchstab ohne Noht gesetzet werden nach der *Regul*: *Quod fieri potest perpauca, non debet fieri perplura*[4])." „Zu der Zierligkeit der Poesie gehöret auch recht zu schreiben / daß man weder zu viel noch zu wenig Buchstaben setze[5])."

Indessen begegnet die rücksichtslose Anwendung des phonetischen Prinzips unüberwindbaren Schwierigkeiten. Darum stellt Omeis fest: „Man muß aber diese Regel nicht allzuweit ausdehnen, sondern dabei auf die vernünftige Aussprach und Gewohnheit ein Aug richten[6])." Oder mit andern Worten: „Wann die Gewohnheit nicht entgegen-

---

[1]) Ausführliche Arbeit, S. 186. — „Ihr Regeln fahret hin! Der Richter ist das Ohr." So erklärt auch Stieler. (Bolte, eine ungedruckte Poetik Caspar Stielers. Sitzungsber. d. pr. Akad. 1926. S. 119.) Aber daneben steht unverhohlen das Wissen von der Unmöglichkeit, daß einer „den Meister" spielen könnte.

[2]) J. J. Statius, Wohlgebahnter Weg (1716) S. 12.

[3]) Ebenda S. 11.

[4]) Ebenda S. 12. — Ähnlich Schottel s. Koldewey, S. 97ff.

[5]) *Europaeischer Parnassus* . . . Wittenberg (1685) S. 12. Ebenso Männling im *Helicon* (1704) S. 37: „Der Überfluß der Buchstaben . . . ist möglich zufliehen, damit die *Ortographi* nicht verkehret werde . . ."

[6]) Gründliche Anleitung . . . (1712) S. 303.

stehet, so urteile, man solle ein jedes Wort schreiben, wie mans ausspricht[1])."

Hier sehen wir die Schriftsprache, das Geschriebene, in unversöhnlichem Gegensatz zur Mundart. Die Schriftsprache nach den Prinzipien der Mundart zu regeln ist eine Unmöglichkeit. Der Versuch scheitert an der traditionellen Bindung der Schriftsprache, die sich mit der immer wechselvollen Form der Mundart nicht vereint. Das ist die Gewohnheit. Gewohnheit und Tradition aber liegen einfach im Wesen aller Schriftsprache, deren Produkte eine Dauer haben. Hier ist ein prinzipieller Gegensatz zu der Impulsivität der Mundart sichtbar.

Daneben ist selbstverständlich, daß die Frage sich erhebt, welche Aussprache denn nun zugrunde gelegt werden soll. Omeis gibt so unbestimmt wie nur möglich an: die vernünftige Aussprache. Mit dieser „vernünftigen Aussprache" operiert, ohne es wörtlich auszusprechen, auch Statius, wenn er gleich nach der Forderung des phonetischen Schreibprinzips erklärt[2]): „Es kan sonst seyn, daß dieses vielen ohne ihr wissen nachhänget / daß sie anstatt des G j oder k *pronunci*iren und schreiben. Als zum Exempel: die Thüringer sagen Kott *pro* Gott / ein Ober-Sachse aber Jott *pro* Gott. Dieses kömmt nun daher, weilen sie einen besondern *Dialectum* haben / und geschiehet auch nur von den wenigsten." Noch dringender als beim Reim ist also hier das Bedürfnis zur Norm. Schottel gibt dem bereits Ausdruck[3]): „ . . . weil aber unsere Teutsche Muttersprache auf so mancherley Art aus-

---

[1]) *Parnassus Boicus* II. S. 386.

[2]) Wohlgebahnter Weg. Bremen (1716) S. 12. — Vgl. Siebs, Festschrift für Max Koch (1926) S. 200: Über Bödiker-Frisch.

[3]) Vgl. Neumark, Poetische Tafeln. S. 325: „Und weil ein ieder seiner eigenen Mundahrt folget . . ., kan man schwerlich eine allgemeine und durchgehende Schreibrichtigkeit aufbringen." — Ausführliche Arbeit, S. 186. — Ähnlich Morhof, Unterricht. S. 426.

gesprochen wird / und in so viele Mundarten geteihlet ist / daß nach der gantz ungewissen Ausrede keine rechte durchgehende Rechtschreibung wird können aufgebracht werden / als muß der gute angenommene Gebrauch / und die Grundrichtigkeit der Sprache den besten Einraht geben."

Man beruft sich also wieder auf die „rechte hochdeutsche Mundart." „Jene formet ihre Wörter nach der Buchstaben Natur / . . . und wenn jegliches Wort nach der rechten Aussprache geschrieben wird / hat man sich . . . kaum eines Fehlers zu besorgen.[1])" Wir illustrieren uns die Stärke des Wunsches, aus der orthographischen Ratlosigkeit herauszugelangen, an einer Regel von Albrecht Christian Rotth[2]): „Und wäre also zu wündschen / daß *publica auctoritate* auff einem Reichs-Tage oder sonsten allgemeinen Versamlung . . . ein solch deutsch *Lexicon* verfertiget / und in allen Cantzeleyen und Rath-Stuben[3]) eingeführet würde, damit man der letztern wegen nicht offt sich selbst ändern müste . . . Weil aber solches schwerlich zu hoffen ist / so thut derjenige / meines Erachtens / nicht unrecht / der mit dem Hauffen / unter welchen er sich befindet / mit machet / ungeachtet er sonst wohl weiß / daß es nicht eben recht geschrieben ist / es sey denn / daß eine neue Art unter solche Ungeschickte erst von neuen einreissen wolle / denn alsdenn hat er nicht mit zu machen / sondern vielmehr durch sein Exempel zu weisen / daß sie irren."

---

[1]) Neumark, Poetische Tafeln (1667) S. 324.

[2]) Vollständige Deutsche Poesie / in drey Theilen. Leipzig (1688). Vorrede zu I.

[3]) Vgl. J. G. Neukirch, Anfangsgründe . . . (1725). S. 89. Ihm ist „*accurate Scription*" erreicht, „wenn wir die unbefugten *Reformatores* der neuen Schreib-Art bey ihrem ABC künsteln lassen und in Versen so schreiben, wie man in Cantzleyen schreibet, und welcher Art zu schreiben, sich *Politici* und unpedantische Gelehrte bedienen".

Hier erinnern wir uns, daß wir gleich im Anfang erkannt hatten, wie sehr diese Epoche es ablehnt, irgendwie persönlich aus dem allgemeinen Rahmen herauszufallen und sonderbar zu sein. Wir erkennen, daß diese zeitgenössische Furcht vor dem Sonderling ihr gutes Teil zur Bildung der allgemein gültigen Einheitssprache beiträgt neben dem täglich zwingenden Bedürfnis.

6. DIE KONSTRUKTION.

Haben wir so einen Blick getan auf die Auffassung vom Wort und auf die vom geschriebenen Laut in unserer Epoche, so wenden wir uns zuletzt den Äusserungen über den Satz zu. Genaues Eingehen ist hier am allerwenigsten möglich, schon im Hinblick auf die später durchzuführende Beschränkung unserer Untersuchung[1]).

Am Anfang unserer Zeit steht Christian Weise, gegen den der Vorwurf erhoben wird, daß „seine mehresten Verse" sich „von einer allgemeinen Rede durch nichts anders als durch den Reim *distinguiren.*[2])" Seine Lehre ist diese: „Welche *Construction in prosâ* nicht gelitten wird, die soll man auch in Versen davon lassen[3])." Im Grunde erkennt diese Regel dem Poeten keinerlei Lizenzen gegenüber der ungebundenen Rede zu. Der prosaische Ausdruck gilt als Maßstab für den poetischen. „Man muß des Reimes wegen die *Constructionem prosaicam* der Wörter nicht verderben[4])." Aber dieser Standpunkt findet ein vielfältiges Echo bei den Zeitgenossen. „Zur Reinligkeit der deutschen Sprache gehöret . . ., daß man fein die

[1]) Vgl. Jellinek, Band II. S. 425ff.

[2]) Anleitung zur Poesie. Breßlau (1725) S. 83.

[3]) Cur. Ged. S. 141.

[4]) Deutliche und gründliche Einleitung zu der reinen deutschen Poesie . . . von Andreas Köhlern (1734) S. 64, 82. — Vgl. Johann Hübner, Poetisches Handbuch (1696) S. 38.

natürliche Ordnung der *Construction* behalte, und des Reimes wegen nicht alles verkehre[1])." Der Begriff der natürlichen Ordnung und der Freiheit der Sprache kehrt nun immer wieder[2]). — „Die *Construction*, so in *prosa* nicht *passi*ret, meide man / ohne höchste Noth in Versen. Denn dergleichen Versetzung wider die Natur der Sprache wird als *Henetismus* . . . billich verworffen[3])." „Je freyer aber die Mundart gelassen wird, ie zierlicher der Vers ist[4])." Die Regel geht darüber hinaus auch auf „die Verkürtzung und Verlängerung derer Wörter", wobei man sich auch „keiner grösseren Freyheit anmassen darff, als wenn (man) eine nette und fliessende Rede in ungebundenen Worten zu verfertigen hat[5])."

---

[1]) Vollständige Deutsche Poesie . . . von *M.* A. Chr. Rotthen, Leipzig (1688) II, § 7.

[2]) Vgl. Franz Servaes, die Poetik Gottscheds und der Schweizer. QF. 60, S. 10ff. über Gottsched.

[3]) Teutsche Poesie dieser Zeit . . . von M. Gottfried Ludwigen. Leipzig (1703) S. 330.

[4]) Kurtze und leichte Methode *Grammaticam Latinam* . . . der . . . Jugend beyzubringen, S. 397. — Menantes, Allerneueste Art. (1707) S. 470. „Nichts mehr kan einen Vers *recommandiren*, als wenn er rein und ungezwungen fliest." Johann Ernst Weisens, Unvorgreiffliche Gedancken . . . Ulm (1708) S. 21ff. „Man bemühe sich, dem natürlichen Wort-Rang zu folgen / und die *Constructionem prosaicam* gleichsam zur Vorschrift zu haben."

Joh. Grüwel, . . . Vers-, Reim- und Dicht-Kunst (1709) S. 186. „Müssen nicht allein gute Teutsche Wôrt inn den Versen gebraucht werden; sondern sy müssen ĭnn solcher Ordnung gesetzet werden, dy der Teutsche *Genius* erfordert. Inn den Lateinischen und Griechischen haben ire Poeten gröβe Freiheit. Allein das haben dy Hôchteutschen Poeten nicht Macht, sondern sy müβen dy Wörter inn irer natürlichen Ordnung flîβen laβen, und das Teutsche *Idioma* oder den *Germanismum* genau beobachten." — Auch Wokenius, Anleitung . . . (1715) S. 11.

[5]) *M.* Christoph Weißenborns . . . gründliche Einleitung . . . (1713) S. 151. — Ähnlich: Johann Samuel Wahl, Gründliche Einleitung . . . (1723) S. 10, 17.

Am Beispiel des J. G. Neukirch, der sich ausdrücklich auf Christian Weise beruft[1]), können wir uns auch klar machen, was mit diesem „Haupt-Satz", wie die Regel genannt wird[2]), zu verstehen ist. „Die *Construction*, so man in ungebundener Rede gebrauchet, muß auch hauptsächlich in Versen beobachtet werden." Er verlangt dann regelmäßige Stellung des Objekts hinter dem Verb, wenn nicht bestimmte Konjunktionen die Stellung verändern. Er tadelt die Lösung der Präfixe (weg, auf, her) vom Infinitiv, den wieder aufgegriffenen Artikel („die Weisheit die machet . . .") und zuletzt die Nachstellung des Adjektives hinter das zugehörige Substantivum. Mit diesem letzten Punkt greift er die seit Opitz unzählige Male wiederholte „Mündlein roth"-Formel auf, die sich auch aus unserer Epoche noch zahlreich belegen läßt[3]).

Prüfen wir diese Äusserungen auf die Möglichkeit, etwas herauszufinden über das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache, so können wir, bloß auf sie gestützt, zu wichtigen Schlüssen nicht gelangen. Wir erkennen, daß eine starke Strömung in der Zeit die Spannung zwischen Poesie und Prosa zu beseitigen sucht[4]). Sie geht dabei aus von der Erkenntnis, daß die häufigen poetischen Freiheiten, weil willkürlich und aus Verlegenheiten entspringend, als formale Unzulänglichkeiten zu werten sind. Führen wir diesen Gedankengang zu Ende, so sehen wir, daß im

---

[1]) Anfangsgründe zur Reinen Teutschen Poesie . . . (1725) S. 99ff.

[2]) *Musophili* Vergnügter poetischer Zeitvertreib . . . (1717) S. 268.

[3]) Vgl.: A. Chr. Rotth, Vollständige deutsche Poesie. Leipzig (1688) II. Theil, § 7. — Gottfr. Ludwig, Teutsche Poesie . . . Leipzig (1703) S. 330. — Hochteutsche Kurtze . . . Vers- Reim Und Dicht-Kunst. . . von Johann Grüweln. Neuen-Ruppin (1709) S. 186.

[4]) Bruno Markwardt, Poetik. R. L. II, S. 695ff.

Prinzip nur eine schriftliche Äußerungsmöglichkeit vorhanden ist, in der sich Poesie und Prosa, Poesie als die gewähltere, Prosa als die gewöhnlichere Ausdrucksweise, vereinigen. Der Gegensatz zwischen Mundart und Schriftsprache bedarf also im Grunde nicht einer besondern Betrachtung eines Gegensatzes zwischen Prosa und Poesie, der, so gesehen, in dieser Epoche nicht vorhanden ist. Wenigstens erkennen wir das aus der zeitgenössischen Theorie. Wie sich der Sprachgebrauch dazu stellt, ist eine andere Frage, die jetzt nicht beantwortet werden soll.

Wir gehen aber noch einmal auf den Begriff der Natürlichkeit zurück. Indem wir ganz absehen von den meist vier Stilarten, die man aufstellt, und von denen jede ihre charakteristische, besondere, ihr gemäße und natürliche Ausdrucksweise hat[1]), bemerken wir nur, wie stark das Gefühl dafür ist, daß der Ausdruck der Sache angepaßt sein muß. Nicht nur J. G. Neukirch[2]) z. B. erklärt: „Ein anders ist in *Stylo Curiae*, wo *Constructio politica* bißweilen die *Casus Obliquos* vor den *Nominativum* setzet, wenn die Verse an Hohe und geehrte Personen gerichtet werden."

Viel allgemeiner ist der Ruf nach der Naturgemäßheit der Sprache: „Das Frauenzimmer hat immer gerne etwas lustiges und *galant*es, und bey Leuten, so nicht studiret haben, *abstrahi*ret man billig von allen gelehrten Grillen[3])." Wenn wir diese Worte auf nichts als auf den Inhalt beziehen dürfen, so dürfen wir aus dem folgenden bereits stilistische und sprachliche Folgerungen ziehen: „Desgleichen muß man anders schreiben, wenn man an einen

---

[1]) J. J. Statius, Wohlgebahnter Weg . . . Bremen (1726) S. 85. — Weises Einteilung: Cur. Ged. S. 138ff.

[2]) Anfangs-Gründe . . . Halle (1725) S. 103.

[3]) J. Samuel Wahl, Gründliche Einleitung . . . Chemnitz (1723), S. 8ff.

Hof, oder andern vornehmen Ort schreibet, als wenn man ein *Carmen* aufs Dorff schicket . . . In *summa*: Man ziehe in alle Wege die gesunde Vernunft wohl zu Rathe und *judicire* alles aufs genaueste, so wird man nicht leichtlich hierinnen verstossen." Es ist im Grunde dasselbe, was Frohnius um ein bedeutendes konkreter und greifbarer ausdrückt: „In Gedichten von geringen Dingen ist die Mundart (!) niederträchtig[1])." Ganz am Ende unserer Epoche ist es völlig eindeutig gefaßt: Die poetische Schreibart erfordert auch „die Schicklichkeit derselben, oder ihre Übereinstimmung mit der vorgetragenen Sache, der redenden Person, und den übrigen Umständen der Rede[2])."

Das Gefühl für das Charakteristische und für die Unentbehrlichkeit dessen, was einer Sache oder einer Person besonders ist, ist vorhanden. Das, was wir für die Zeit nach Gottsched als deutliches Merkmal erkannt hatten, reicht in seinen Wurzeln in unsere Epoche hinein. Daß aber der Sinn für das Charakteristische auch die charakteristische Sprache, den Dialekt, jetzt zum Stilmittel werden lassen muß, ist gewiß.

7. LEIBNIZ UND GOTTSCHED.

Die Abgrenzung unserer Epoche durch die Namen Leibniz und Gottsched ist in erster Linie ein Versuch zur Symbolisierung der Zeitentwicklung. Die Tätigkeit eines Leibniz und eines Gottsched gibt ein geeignetes Sinnbild ab für den Wandel, der sich in der Zeit zwichen ihnen vollzieht und der durch sie eingegrenzten Zeitspanne eine gewisse Geschlossenheit verschafft.

Beider Männer Arbeit gilt in erster Linie der Verselbständigung der deutschen Sprache. Leibniz, der auf

---

[1]) Kurtze und leichte Methode . . . S. 408.

[2]) J. Christ. Dommerich, Entwurf einer Deutschen Dichtkunst. Braunschweig (1758) S. 40.

Schottel Fußende[1]), der das Bisherige überschaut und so zur Brücke wird von der sprachlichen Bewegung des 17. Jahrhunderts zu der des 18.[2]), gilt zuerst als der einflußreiche und maßgebliche Bekämpfer des Latinismus[3]). Mit Gottscheds Namen ist der Kampf des 18. Jahrhunderts gegen die Französelei verknüpft. Es ist bekannt, daß sich zahlreiche andere in diesen Bemühungen den beiden zur Seite stellen ließen. Aber wir abstrahieren das Bild, das wir uns von ihnen machen, ganz von dieser Kenntnis ihrer nationalsprachlichen Bestrebungen.

Wenn schon bei irgend einer bestimmten Persönlichkeit die Geschichte der deutschen Dialektforschung begonnen werden sollte, so müßte diese Persönlichkeit Leibniz sein. Wir haben gesehen, daß sein Bestreben es war, den Ausdruck durch den Sprachschatz des Dialekts zu bereichern. Mit andern Worten: die durch die schriftliche Tradition erstarrte und verarmte Schriftsprache zu bereichern und zu beleben durch eine Blutzufuhr aus dem Dialekt, die Ausdrucksmöglichkeiten so zu steigern und die einzig mögliche puristische Sprachbehandlung zu schaffen. So findet Leibniz den Weg zum veralteten Ausdruck, zum dialektischen Wort, zur „wolbedächtigen Erfindung" und — zur Einbürgerung fremder Benennungen[4]). Seine philologische Tätigkeit bildet eine bemerkenswerte Parallele zu seinen historiographischen Arbeiten[5]). Wir haben aber auch gesehen, auf welche Weise Leibniz zum Begründer

---

[1]) Vgl. Schmarsow QF. 23, S. 73.

[2]) Vgl. Wolff, Purismus . . . S. 128. — Ermatinger, S. 104.

[3]) Schmarsow, ebenda S. 81. — Hans Schultz, die Bestrebungen der Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. 1888. Anhang 6, S. 142ff.

[4]) Vgl. Schmarsow QF. 23, S. 29.

[5]) Über diese vgl. Fueter, Geschichte der neueren Historiographie (1911). Handbuch der mittelalterl. und neueren Geschichte. Abteilung I. S. 316—318.

der deutschen Dialektforschung wird[1].) Er wird es nicht durch öffentliches Hervortreten, wie überhaupt seine ganze sprachliche Arbeit sich in der Verborgenheit eines engeren Kreises vollzieht. Er wird es durch Brief und Anregung an zahlreiche Forscher, die die Leibnizschen Andeutungen hier und da in die Tat umsetzen. Leibnizens sprachliche Tätigkeit ist in höchstem Maße persönlich. Was er betreibt, ist nichts als eine theoretische Praxis. Er hat eingesehen, daß der Dialekt beachtet werden muß, der Dialekt, soweit er Mundart ist. Aber er gibt seine Anregungen in lateinischen Briefen, und was er deutsch schreibt, ist wenig und bleibt zu seinen Lebzeiten ungedruckt. Also reicht es nicht aus bei ihm, seine Erkenntnis, die die Sprachpraxis befruchten will, in seiner eigenen Sprachpraxis zu erproben und zu belegen.

Steht so Leibniz noch mitten in der Bildung der deutschen Einheitssprache und weist er selber Wege, die zu ihrer Vollendung führen mögen, so steht die deutsche Gemeinsprache zu Gottscheds Zeit doch schon gefestigter[2]) da. Nirgends wird das deutlicher als in der zuerst von Brockes erhobenen Forderung, die Aussprache nach der Schrift zu regeln. Gewiß äußert das ein Niederdeutscher, aber er kann es nur äußern, weil die Beschaffenheit der Rechtschreibung es jetzt zuläßt[3]).

Der Kampf gegen die Fremdsprachen ist im Prinzip siegreich zu Ende geführt[4]). Gottsched aber erkennt mit kritischem Blick die Willkür in der zeitgenössischen Sprachgestaltung. So wird er von selber weniger ein Be-

---

[1]) S. N. J. XIII. (1887) S. 34. — Heumann (1747) S. 673. — Richey: *Idioticon Hamburgense* S. X.

[2]) Vgl. Siebs, Festschrift Koch (1926) S. 199.

[3]) PdN. I (1721) S. 1ff. — Vgl. Jellinek I. S. 221.

[4]) Vgl. Socin, S. 366. — Arthur Frederking, Wibh. 14/15, S 160ff.

reicherer als ein Bereiniger, weniger ist er der Aufnehmende als der Austreibende. Fügen wir hinzu, daß er als Ostpreuße die auf ostmitteldeutscher Grundlage erwachsene Einheitssprache in hohem Maße systematisch ansehen muß! Die Reinhaltung der Einheitssprache vom Dialekt, die Schottel und Leibniz in ihrem Kampf gegen die Fremdsprachen als ganz selbstverständlich fordern, bei Gottsched wird sie mit ein Hauptinhalt aller Tätigkeit[1]). Die Aufdeckung der Reichtümer, die der Dialekt in sich birgt, und die Leibniz zum wirkungsvollen Anreger und Antreiber der aufkommenden Dialektforschung macht, bei Gottsched klingt sie nur noch gelegentlich[2]) im Lauf seiner Reinigungsarbeit mit.

So stehen beide, Leibniz und Gottsched, an den Enden der Epoche. Beide einig in dem Dienst an der deutschen Sprache und in dem Willen, sie zu künftigem Glanze zu erheben. Der erste will bereichern, der zweite will bereinigen. Der erste, als der Sohn des um die Herrschaft der deutschen Sprache ringenden 17. Jahrhunderts[3]), will die deutsche Sprache erst einmal in den Sattel setzen, der andere, als der Sohn des vornehmlich um die Reinheit der Sprache ringenden Aufklärungszeitalters, will sie ein richtiges Reiten lehren. Leibnizens sprachliche Tätigkeit ist eine der vielen Seiten seiner Arbeit und nicht die wichtigste. Seine Schriften sind Gelgenheitsschriften[4]). Sein „sprachliches Mühen" erscheint als ein gelegentlich „hingeworfener Gedanke[5])." Für Gottsched aber ist die Arbeit an der Sprache sozusagen Beruf. Ist Leibniz der große Dilettant, so ist Gottsched der berufene Fachmann. Aber

---

[1]) Beyträge I, S. 317; V, S. 272; Sprachk. S. 63 ff. — Vgl. Reichel, Gottsched II, S. 410. — Schmarsow, QF. S. 1 f.

[2]) Etwa: Grundl. S. 334.

[3]) Vgl. Paul Hankamer, die Sprache (1927) S. 140 f.

[4]) Vgl. Rückert II, S. 320.

[5]) Vgl. Eugen Wolff, S. 268.

Leibniz ist das letzte große Zeugnis dafür, daß die sprachlichen Fragen nationale Angelegenheit waren und nicht allein Sache der Fachgelehrten.

Betrachten wir unsere Epoche im Hinblick auf die Persönlichkeiten Leibniz und Gottsched! Wir erkennen, daß beiden etwas gemeinsam ist: beide sehen im Dialekt Bereicherungsmöglichkeiten für den Sprachschatz. Gottsched tut es wenigstens nebenbei, bei Leibniz ist es wichtiger Grundsatz. Wenden wir darauf die Terminologie an, die wir zu Anfang unserer Untersuchung auseinandergesetzt haben: beide suchen der Schriftsprache eine Bereicherung aus der gesprochenen Sprache zu verschaffen, indem man sich an den gesprochenen Dialekt wendet. Die Mundart tritt auf als Belebungsmittel der Schriftsprache. Weil die Mundart im Dialekt erscheint, wendet man sich auch diesem zu. Aber überall da, wo der Dialekt nicht mehr nur Mundart ist, sondern zur Einheitssprache in Gegensatz tritt, sind beide, Leibniz und Gottsched, sich einig in der entschiedensten Ablehnung. So erklärt sich Leibnizens Stellungnahme gegen „die unzeitig angebrachten" Provinzialwörter. „Unzeitig angebracht", das heißt, nicht notwendig, und „notwendig" im allerweitesten Sinne.

Wir erkennen so, daß in Leibniz und in Gottsched zu tiefst eine einheitliche Grundstimmung herrscht. Nur der Rhythmus der Bewegung wandelt sich unaufhörlich. Die Epoche, die sie einschließen, das ist etwa die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, kennt das Mundartliche allenfalls als etwas Sprachbildendes. Noch aber kennt sie es nicht als ein Stilmittel. Ist die Mundart aber das geworden, dann ist das Prinzip der Spracheinheit unbesorgt zurückgetreten, ohne sprachliche Willkür an seine Stelle wiederkehren zu sehen.

III.
DER GEBRAUCH

A. GRENZEN UND ZIELE DER UNTERSUCHUNG.

An dieser Stelle halten wir inne und überschauen den Weg, den wir bisher zurückgelegt haben. Wir haben versucht, einen Überblick zu gewinnen über die theoretischen Ansichten von Mundart und Schriftsprache, Dialekt und Einheitssprache, wie sie in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched geäußert werden. Wichtig ist dabei als Ergebnis das für den Systematiker ungemütliche Gefühl von der Unmöglichkeit, alle Tendenzen der Epoche auf eine Formel zu bringen; wir haben gesehen, wie neben den konsequentesten Vertretern der Einheitssprache sich ebenso konsequente Vertreter des Dialekts finden, und wir haben zu erkennen geglaubt, daß, über diese offensichtlichen Gegensätze hinaus, in allen eine starke Kraft der Zeit wirkt, die auf die Absolutierung der Dinge hinstrebt.

Je stärker aber der Eindruck von dieser Mannigfaltigkeit der zeitgenössischen Bestrebungen sein wird, um so lebhafter wird sich die Frage erheben, wie neben den dargelegten theoretischen Auslassungen sich das Bild des wirklichen Sprachlebens ausnimmt. Die Betrachtung des praktischen Sprachlebens muß die notwendige Ergänzung liefern zu der der Theorie. Wir werden von vornherein der Ansicht sein dürfen, daß das Bild, das sich uns hier bieten wird, nicht weniger mannigfaltig sein kann, als das, das wir bei unserer Untersuchung der theoretischen Auffassung angetroffen haben.

Legen wir uns nun diese Frage nach dem praktischen Verhältnis von Mundart und Schriftsprache vor, so werden wir uns in erster Linie auseinanderzusetzen haben mit den Spuren, die die Mundart in der Schriftsprache hinterläßt.

Einigen wir uns dabei darauf, daß wir uns auf die schriftlichen Zeugnisse der hochdeutschen Einheitssprache beschränken wollen, so haben wir damit unser Arbeitsgebiet mit der notwendigen Begrenzung versehen und alle die Bezirke ausgeschieden, die besondere Betrachtungsweisen erfordern müßten, und auf die wir zum Teil noch später, wenigstens andeutungsweise, werden zu sprechen kommen müssen. Für diesen Teil unserer Untersuchung ist unser Material alles das, was nicht Dialekt und was nicht Fremdsprache ist.

Die Quellen für diesen wichtigen Teil unserer Untersuchung fließen reichlich, und es bedarf im einzelnen der Auswahl. Vollständige Erfassung ist völlig unmöglich, und das Prinzip des Beispiels, das wir gleich am Anfang unserer Darstellung ausgesprochen hatten, ist hier nötiger als je. Über die Art der Auswahl im einzelnen ließe sich leicht streiten. Das Prinzip des Beispiels wirkt auch hier erklärend und — entschuldigend.

Die weitaus umfangreichste Quellengruppe liefert die Literatur. Wir fassen darunter alles das, was bewußt mit der verwirklichten oder unverwirklichten Absicht niedergeschrieben worden ist, daß eine Veröffentlichung durch den Druck erfolgen werde. Diese Zeugnisse tragen natürlich die Spur des Druckes in der Überlieferung an sich, wenigstens gilt das in der Regel. Es sind Quellen, von denen gesagt worden ist[1]): „Sie müssen selbstverständlich um ein beträchtliches von der wirklichen Mundart entfernt sein. Nur Spuren von ihr können sie zeigen.“ Es ist klar, daß sie nicht immer ein treues Abbild der sprachlichen Absicht des Dichters liefern. Drucker und Nachdrucker wirken bewußt und unbewußt an der sprachlichen Gestaltung des Textes mit[2]). Im einzelnen den Wand-

[1]) Paul, Prinzipien, S. 412ff. — Vgl. Vogel, S. 89.

[2]) Vgl. etwa Blanckenburg über Abraham a Santa Clara.

lungen des Textes in den Stadien seiner Überlieferungsherstellung nachzugehen, war unmöglich, soweit nicht kritische Neuausgaben zu Gebote standen. Außerdem liegen einzelne Spezialuntersuchungen vor. Es muß aber auch betont werden, daß es in der Regel gar nicht so sehr im Interesse unserer Arbeit sein kann, festzustellen, ob Drucker, Nachdrucker, Schreiber oder Dichter die Schuld an der jeweiligen Gestaltung des Textes tragen. Das Wichtige ist die Herausfindung des Abstandes der Schriftsprache von der Mundart und ihrer Spuren in der Schriftsprache. Dabei ist es allerdings von Wichtigkeit, die zeitlichen Wandlungen eines Textes genauer zu verfolgen.

Die zweite Quellengruppe besteht aus solchen schriftsprachlichen Aufzeichnungen, die nicht mit der Absicht einer gedruckten Veröffentlichung und weiteren Verbreitung niedergeschrieben worden sind. Sie sind also für einen kleineren Kreis bestimmt gewesen. Ihre Überlieferung ist in der Regel primär, das heißt, wir können uns auf direkte Neudrucke der Manuskripte stützen. Die Textgestaltung ist also durchaus einsträngig, wobei wir vorläufig von den noch zu machenden Einschränkungen absehen. Zu dieser Quellengruppe gehören einerseits Briefe und Tagebücher, gewisse rechtliche Aufzeichnungen anderseits.

Von rechtlichen Aufzeichnungen ist das Weistum benutzt. Wir erkennen schon jetzt, daß nicht nur der Überlieferungsmodus in dieser zweiten Gruppe ein anderer ist, sondern auch die innere Einstellung der Schriftsprache zur Mundart. Wir wissen aber auch, daß wir für diese letzte Gruppe nicht jene Fülle von zeitgenössischen Äußerungen reflektierender Art zur Verfügung haben, wie sie uns für die erste Gruppe in den Poetiken und Grammatiken zu Gebote steht. Denn der Briefsteller, darauf eingerichtet, einen literarischen Brief zu erzeugen, kann für unsere zweite Gruppe auch kaum in Frage kommen.

Wir haben an früherer Stelle davon gesprochen, wie eng der Zusammenhang von Mundart und Dialekt ist, und wie oft das Mundartliche sein Material aus dem Dialekt entnimmt. Wir werden jetzt sagen können, daß alle diejenigen Abweichungen des schriftsprachlichen Sprachstandes von der einheitssprachlichen Norm, die nicht offensichtlich auf schriftdialektische Übung zurückgehen, — wir werden auch davon im Laufe unserer Untersuchung das eine oder das andere Beispiel liefern können —, mundartlich-dialektisch sind. Damit ist die formale Identität von Mundart und Dialekt ausgesprochen, die sogleich mit einer Einschränkung versehen werden soll.

Es wird sich einwenden lassen, daß auch in der Einheitssprache Mundartliches enthalten sein muß, nicht nur in den Abweichungen von ihr. Prinzipiell ist diese Einwendung richtig. Praktisch gewendet aber hieße dieser Einwendung nachgehen: feststellen, welche Dialekte die einzelnen Teile der Einheitssprache gebildet haben. Diese Frage, weil unbeantwortbar an einer so kurzen Spanne der Zeit, schalten wir von vornherein aus.

Eine weitere Einschränkung steht noch aus. Wenn es gilt, die Spuren der Mundart in der Schriftsprache festzustellen, so muß der ganze Körper der Schriftsprache untersucht werden. Nicht nur der Laut, nicht nur die Formen- und Wortbildung, sondern auch der Wortschatz und der Satz. All dies im Rahmen der vorliegenden Arbeit zu erschöpfen, ist unmöglich. Darum sehen wir von einer systematischen Betrachtung des Wortschatzes und des Satzes ab. Wir tun es, weil das Material ungeheuer ist, und weil, vor allen Dingen bezüglich der Syntax, die Vorarbeiten nur in sehr bescheidenem Ausmaße vorliegen. Ist man doch noch dabei, die Schwierigkeiten der Satzdefinition zu überwinden und „rekurriert" man gar noch auf die Entstehung des Satzes als solchen. Unter diesen Umständen schien es gewagt, einen so unerforschten Boden

ohne besondere Ausrüstung zu betreten[1]). Nicht zuletzt aber müssen wir auch der ganzen Haltung der Forschung, gerade der Dialektforschung, eingedenk sein, die von vornherein aus guten Gründen das wissenschaftliche Bedürfnis vor allem in der Behandlung der Laut- und Flexionslehre erblickt hat[2]).

Daß gerade Lautlehre und Formenstand allein systematisch behandelt werden, beruht darauf, daß die häufigeren Darstellungen dieses Gebietes und die vorhandenen Vorarbeiten erleichternd wirken mußten. Darum gilt die vorhin ausgesprochene Identität zwischen Mundart und Dialekt nur für diesen Teil des Sprachkörpers ganz uneingeschränkt. Unsere Untersuchung wird die Einzelheiten dieser Identität ergeben und darlegen, wo der gesprochene Dialekt aufhört und schriftdialektische Überlieferung anfängt. Aber schon jetzt steht fest, daß für Wortschatz und Syntax die Bedingungen andere sind[3]), daß also die Teilung, die wir vornehmen, nicht gerade unorganisch ist, und vor allem von der Untersuchung des Satzes aus wird die oben ausgesprochene Identität Einschränkungen erfahren müssen, worauf schon die im Anfang vorgenommene Auseinandersetzung mit dem Kretschmerschen Begriff „Umgangssprache" hinweist. Indem aber das Schwergewicht unserer Untersuchung in erster Linie auf dem Lautstand und seiner graphischen Wiedergabe liegt, haben wir gerade den Teil des Sprachkörpers herausgegriffen, in dem die schriftsprachliche Einheitsbewegung zum völligsten Erfolg gekommen ist.

[1]) Vgl.: Karl Bühler: Sammlung romanischer Elementar- und Handbücher II. Reihe. 5. Idealistische Neuphilologie (1922) S. 54ff. — Indogerm. Jb. VI (1918) S. 1ff., 14. — Charlotte Bühler, Ztschr. f. Psych. 81 (1919) S. 181ff.

[2]) Vgl. Philipp Wegener, über deutsche Dialektforschung. ZfdPh XI, S. 474. — Behaghel, Geschichte [(5)] S. 150.

[3]) Darüber auch Eugen Lerch, über das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht. Phil. Jb. I (1925) S. 76.

Wir werden versuchen, im Rahmen der weiteren Darstellung durch einzelne gelegentliche Hinweise den Mangel der unmöglichen systematischen Behandlung der beiden wichtigen Abschnitte wenigstens teilweise zu verdecken. Ich behalte mir aber vor, an späterer Stelle, wenn mir ein umfassenderes Material zur Verfügung steht und die nötigen Vorarbeiten geleistet sind, die vorliegende Arbeit durch Untersuchung des Wortschatzes und der Syntax zum wirklichen Abschluß zu bringen und so das aus der hier vorliegenden Betrachtung des Lautstandes und der Formen sich ergebende Bild erst richtig darzubieten und zu begrenzen.

Dann wird sich auch das Verhältnis vom gesprochenen Dialekt und Umgangssprache näher bestimmen lassen. Von der Umgangssprache ist doch eigentlich wenig gesagt, wenn festgestellt wird, daß sie zwischen Dialekt und Kultursprache „mitten inne schwebt“[1]). Außerdem werden wir dann entscheiden können, ob die von Naumann als dialektisch (= Sprache der Unterschicht!) hervorgehobenen Merkmale der Syntax tatsächlich Eigentum der Unterschicht im Gegensatz zur Oberschicht sind oder vielleicht Bestandteile der gesprochenen Sprache überhaupt, die sich dann auch in der sogenannten Umgangssprache wiederfinden müßten.

Die Begrenzung, die wir uns auferlegen, bringt indessen einen Gewinn mit sich. Indem wir den Blick allein auf das richten, was einheitlicher, fester Bestand geworden ist und nicht der Gestaltung der Literatursprache überlassen bleibt, scheidet die Frage nach der Rolle der literarischen Sprachgestaltung vorläufig überhaupt aus. Und das ist der Geschichte der neuhochdeutschen Gemeinsprache ge-

---

[1]) Naumann, über das sprachliche Verhältnis von Ober- u. Unterschicht. Philol. Jb. I (1925) S. 55.

mäß, die anfänglich zweifellos Koine ist[1]). Die Kapitel über die Flexion (Genus) und die Wortformen, die zum Teil Erscheinungen behandeln, die nicht zu einer völligen Einheitsregelung führen, mögen als weisende Brücke zum Ausdrucksschatz hinüber dienen. Auch Naumann[2]) stellt die „Schriftsprache, Bildungs- oder Kultursprache" in Gegensatz „zur Mundart und Umgangssprache". Die Begrenzung, die wir unserer Untersuchung geben, berechtigt uns, in der Hauptsache nur von Schriftsprache und Mundart zu reden.

So besehen ist unsere vorliegende Arbeit in ihrem weiteren Verlauf nichts als der Versuch einer Grammatik für die Zeit zwischen Leibniz und Gottsched, wobei die Betrachtung von einem ganz bestimmten Standpunkt aus, dem des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache, vorgenommen wird. Eine solche Arbeit, versucht im Rahmen des „Beispielprinzips", das allen weitergehenden Anforderungen von vornherein entgegentritt, ist um so notwendiger, als eine Fortsetzung und Ergänzung des Kehreinschen Werkes noch immer nicht vorliegt.

Indem wir so uns beschränken auf all das, was an Dialektischem und zugleich Mundartlichem in Laut und Form schriftsprachlicher Aufzeichnungen auftritt, treten wir ein in einen Kreis von Wirkungen, die an die Heimat gebunden sind. Mannigfaltig sind die Abzeichen, die der Mensch von seiner Heimat erhält. Unbewußt bestimmt der Kreis ihrer Anschauungen seine Phantasie. Der regional verschiedene Glaube verschärft den Kampf zwischen den einzelnen deutschen Ländern und bedingt nicht zuletzt die Stellungnahme des Einzelnen zur Frage der Einheits-

---

[1]) Näheres dazu Naumann, R. L. II, 264ff. — Vgl. auch Kieseritzky, S. 324. — Vgl. auch Lutz Mackensen, über die Ziele und den Inhalt volkskundlichen Schaffens. Zeitschr. f. Deutschkunde (1926) S. 578.

[2]) Phil. Jb. (1925) I, S. 63.

sprache[1]). Ungewollt geschieht dem Schriftsteller oft ein stolzes Bekenntnis zu seiner Überzeugung[2]). Aber vor allem in Sprache und Mundart drückt sich die heimatliche Zugehörigkeit aus. Wider Willen verrät einen jeden sein gesprochenes Wort. Manche Eigenart vergißt die einende Schrift. Aber, wenn wir auch ganz absehen von den Spuren der heimatlichen Aussprache, die hier ja vor allem behandelt werden sollen, auch die Schriftsprache vermag viel von ihrem Schreiber zu berichten. Oft sind es auch Dinge im Sprachgebrauch, an denen der erste Blick achtlos vorübergeht, und deren häufige dialektische Bedingtheit doch feststeht. — Auch das Fremdwort ist dialektisch: „In Schlesien heißt eine Schenke Kretschem, . . . ein Gastwirth Kretschmer . . .[3])." In der Buchstabenform ist das Bild dasselbe. Die Schweizer unterscheiden sich von den übrigen Deutschen durch lateinische Schrift, und sie ersetzen das ü durch y[4]). Die dialektische Aussprache macht selbst in der gelehrten Wissenschaft sich spürbar. Gottsched zitiert[5]): „In valuit tamen usque adeo error, ut omnes scolae quae-caniae et latinae y, i dicant, non u. ητα non ε, set i. N. B. dieß gilt nur von Oberdeutschland, in Preußen . . . spricht man das griechische recht, . . . ja selbst in Obersachsen . . ."

Daß das Dialektische Wirkungen auf die Schriftsprache tut, ist dieser Zeit durchaus bewußt. „Die Mund-Ahrt, so

---

[1]) Dornblüth, Observationes (1755). — Parnassus Boicus V, S. 74. — Dazu Gottsched, Beob. Vorrede. — Vgl. auch: Der Undeutsche Catholick S. 40, 68.

[2]) Raupach, S. 14: „ . . . *exorta Evangelica Reformatione Luce* . . ."

[3]) Gottsched, Sprachk. S. 115.

[4]) Vgl. Sprachk. 50ff. — Ästhetik in einer Nuß. Ausg. Koester (1900) S. 381ff.

[5]) Sprachkunst S. 39ff.: *Bonaventura Vulcanius, de Litteris et Lingua Gethorum sive Gotharum.*

mich offtermals, wider mein Wissen, in den Nacken schlägt, kan mein Vatterland nicht verbergen[1]). „*Affectant et hae quidem, praesertim cum ingratos si cubi contabulantur, misnice loqui, nepe numero Saxonica verba eorum, alioquin satis superque dicaculorum atque disertarum, linguis abrepunt*[2])." Für das Wissen der Oberdeutschen sprechen ihr ganzes Verhalten der hochdeutschen Sprache gegenüber und ihre Bereitwilligkeit, die dialektischen Spuren in ihren Veröffentlichungen zu beseitigen.

Der Schlesier Stoppe spricht sich dann wieder ganz unverhohlen aus:

„Schläget mich der Bauer ins Genicke,
Wenn ich noch so sachte reden will;
Fehlt mir der *Accent* und das Geschicke,
Treue Liebe fragt danach nicht viel,
Wenn man schon was Schlesch mit unterspricht[3])."

Alle unsere Bemerkungen aber gehen lediglich auf die geographischen Dialekte. Die sozialen Dialekte auch heranzuziehen, mußte, zumal was Laut und Form anging, außerordentlichen Schwierigkeiten begegnen. Unsere Untersuchung hat diese Fragen darum nicht angeschnitten.

Wenn wir darangehen, das praktische Sprachleben daraufhin zu untersuchen, wie das Schriftsprachliche vom Mundartlichen berührt und durchdrungen wird, immer unter Hinblick auf die Einschränkung, die wir dieser vorläufigen Untersuchung vorausgeschickt haben, so müssen wir zuerst die Frage beantworten, wie sich die Tatsachen des Auftretens der Mundart in der Schriftsprache überhaupt äußern. Daß die Mundart sich in der Schriftsprache zeigt,

---

[1]) Christian Weise, Überflüssige Gedanken (1678) hrsg. Waldberg (H. N.) 1914. S. 8. — Überflüssige Gedank., Vorrede. — Gottsched, Sprachk. S. 5, S. 395. Beyträge II, S. 249ff.

[2]) Raupach, S. 18.

[3]) Gedichte (1742), S 128.

darüber ist kein Zweifel. „Er ist aber," heißt es von Hofmannswaldau[1]), „nicht nur in den Reimen dem schlesischen Dialekt etwas nachgegangen", sondern „hat ihrer auch sonst, nicht gänzlich entbrechen können." Wir werden also zuerst aufzuzeigen haben, welche Teile des Sprachkörpers in Frage kommen und welche Rolle der Sprachkörper dabei überhaupt spielt. Wir haben schon weiter oben dargelegt, wie dieses Untersuchungsprinzip verstanden sein will, und daß Vollständigkeit als nicht erreichbar in den Hintergrund zu treten hat.

Es ist aber notwendig, schon hier auf die Mangelhaftigkeit der Bezeichnung „Einfluß" hinzuweisen. Wir vermeiden es, von jetzt ab ohne weiteres von einem „Einfluß" der Mundart auf die Schriftsprache zu reden. Wir entgehen dadurch einer bereits im Worte liegenden Wertung und Deutung, die wir doch erst am Ende der Untersuchung zu geben imstande sein dürfen. Das Wort „Einfluß" spricht von etwas Außenstehendem, das aus sich heraus, kraft seiner Gewalt, auf ein anderes wirkt und dieses verändert. Wollten wir diese Bezeichnung auf das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache so anwenden, so müßten wir damit der Ansicht sein, daß das Mundartliche über das Schriftsprachliche in häufigen Siegen die Oberhand gewinnt und als unabdämmbare Gewalt sich immer wieder in die Schriftsprache eindrängt, so wie Hermann Paul das für seine „künstliche" und „natürliche Sprache" formuliert. Es ist aber notwendig, daß wir in unserer Untersuchung erkennen, wo ein solcher unabdämmbarer Einfluß anfängt, wo er aufhört, und welche Teile des Sprachlebens nicht ihm, sondern einer bewußten Anlehnung und Entlehnung des die Schriftsprache gebrauchenden Menschen an die Mundart angehören. Wir erkennen schon jetzt, daß die Entscheidung eigentlich erst dann gefällt werden kann,

[1]) Hintringer, S. 39.

wenn auch das Wort und die Syntax einer systematischen Untersuchung unterzogen sein werden, wie sie hier nicht möglich ist. Nichtsdestoweniger mußten wir von vornherein mit aller nur möglichen Klarheit an die sich erhebenden Fragen herantreten und das Prinzipielle, unbeschadet um die sich sogleich bietenden Erkenntnisschwierigkeiten, in vollem Umfang darbieten.

Für uns stehen Mundart und Schriftsprache vorläufig nebeneinander wie zwei eng zusammengehörige Teile eines Ganzen. Wir abstrahieren davon alle bisherigen, überkommenen Ansichten und Erkenntnisse über ihre Beziehungen. Wir wissen nichts von einem Einfluß des einen auf das andere. Ja, wir gehen im Grunde soweit zurück, daß wir zuerst einmal fragen: Zeigt sich überhaupt Mundart in der Schriftsprache? Und zeigt sie sich: Wo zeigt sie sich? Wie zeigt sie sich? Welches sind die Ursachen ihres Auftretens und welches sind ihre Bedingungen? Wir werden dann auch entscheiden können, wann die festgestellten Berührungspunkte einem Einfluß der Mundart entspringen und wann andere Grundlagen vorhanden sind.

So unmöglich es nun aber auch ist, die zahlreichen Auswirkungen und Spuren der Mundart in der Schriftsprache, — und wir geben damit schon die Antwort auf die erste der von uns aufgeworfenen Fragen[1]) —, alle aufzuzählen, zu ordnen und in ein vollständiges System zu bringen, so wichtig ist es doch, sich über die Ordnung der Darstellung und ihre Einteilung klar zu sein.

---

[1]) Denn „unmöglich ist es freilich, daß eine Schriftsprache sich gänzlich den Einwirkungen der gesprochenen Sprache entzieht". (Georg Rausch, Zur Geschichte des deutschen Genitivs. Diss. Gießen (1897) S. 36.) — Aus dem Begriff der Schriftsprache als Kunstsprache ergibt sich die Tatsache, daß diese den verschiedensten Einwirkungen von seiten der Mundart ausgesetzt ist. (Molz, PBB. 27, 209; so in unserer Terminologie.)

Das geographische Einteilungsprinzip war in Anbetracht der sehr engen Beziehungen zwischen Mundart und Dialekt und in Anbetracht der Tatsache, daß der Dialekt in erster Linie der Mundart das Material liefert, naheliegend. Die Landschaft als Einteilungsmaßstab einführen hieße aber, dem dialektischen Charakter der Mundart ein zu großes Gebiet einräumen und die prinzipielle Nebeneinanderstellung durch eine praktische Miteinanderverquickung verwischen. Es hieße aber auch, auf das nicht spezifisch Dialektische überhaupt verzichten und so die Frage offen lassen, ob und wie die Mundart auch ohne Beziehung zum Dialekt sein kann. Es hieße drittens aber, dem Dialektischen eine einmalige, besondere Bedeutung zuerkennen und leicht das Bild der Gesamtsprache und der Gesamtdialekte aus dem Auge verlieren. Gerade darin aber liegt die Hauptaufgabe unserer Untersuchung und zumal des vor allem hier berücksichtigten Teiles, ein Gesamtbild von der Schriftsprache der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu entwerfen von dem Standpunkt aus, der durch die Gegenüberstellung Mundart—Schriftsprache angezeigt ist.

Einteilungsprinzip ist darum der Sprachkörper selber. Wir richten uns dabei in der Regel nach herkömmlichen Einteilungsweisen. Die Abgrenzungen selber sind keineswegs scharf gezogen. Die einzelnen Erscheinungen sollen durch diese Einteilungen nicht ihrem Wesen nach charakterisiert werden und sind keinswegs an diese helfenden Klassen gebunden. So erklären sich Unterbringungen, die mit gleich guten Gründen anders vorgenommen werden könnten. Aber wir brauchen es nicht als unsere Aufgabe anzusehen, hier in eine Auseinandersetzung einzutreten über Richtigkeit und Anwendbarkeit dieser oder jener Einteilungsart.

Denn das Wesen des Mundartlichen, so wie wir es auffassen, und damit auch das Wesen der mundartlichen Spuren in der Schriftsprache, entzieht sich im Grunde jedem

Einteilungsprinzip und jedem Bemühen zur Vereinzelung. Die Aneinanderreihung einzelner mundartlicher Spuren, die nun einmal im Rahmen unserer Untersuchung weithin unerläßlich ist, gibt nur insofern einen Begriff von dem wirklichen, besonderen Fluidum, das jedes Denkmal in eigentümlicher Weise umgibt, als wir ihr von vornherein mit dem Bewußtsein gegenübertreten, daß erst die harmonische Zusammenwirkung der jeweiligen, einzelnen Erscheinungen das Mundartliche in der Schriftsprache in seiner ganzen Fülle ausmacht. Das Mundartliche ist ein Komplex von Erscheinungen. Diese zu vereinzeln ist ein Unternehemen, das nie den Blick auf das Ganze vergessen darf, um über die einzelne Erscheinung hinaus imstande zu sein, das Abbild des wirklichen Sprachlebens unseziert und unzerlegt lebendig zu verspüren. Als ein Teil dieses Gesamtbildes erst gewinnt das einzelne Sinn und rechte Beurteilung.

Damit haben wir die erste Hälfte unserer weiteren Darlegung kurz umrissen. Die andere Hälfte muß gewidmet werden der Frage nach den Spuren der Schriftsprache in der Mundart. Denn die „Wechselseitigkeit“[1]) der Einwirkung zwischen Mundart und Schriftsprache ist für uns doch gewiß. Diese Hälfte der Arbeit müßte sich als notwendiges Seitenstück an die erste anfügen. Wir brechen vorläufig mit dieser bloßen Andeutung ab. Wir stellen uns aber schon jetzt vor, daß es gewichtige Fragen sind, die am Eingang dieses Teiles der Beantwortung harren werden. Wir werden in erster Linie überhaupt nachweisen müssen, daß Versuche, die Mundart aufzuzeichnen, in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched tatsächlich unternommen worden sind. Wir werden, wenn dieser Nachweis gelingen sollte, zu zeigen haben, welches Gewand diese Versuche tragen, welcher Mittel sie sich bedienen, welchen Formen

[1]) S. Scherer, Vorträge und Aufsätze. (1874) S. 45f. — Holder S. 129.

sie sich unterwerfen. Wir werden erst dann fragen können, in welchem Verhältnis die Schriftsprache zu diesen mundartlichen Aufzeichnungen steht, um zum Schluß entscheiden zu dürfen, ob die nachgewiesenen Versuche, Mundart zu schreiben, als gelungen angesehen werden können, oder ob sie nichts anderes als verkappte schriftsprachliche Aufzeichnungen sind, an denen nichts als die ursprüngliche Absicht auf die Mundart hindeutet.

B. MUNDART IN DER SCHRIFTSPRACHE.

I. MITTEL DER ERKENNTNIS.

Zur Erkenntnis des Lautes stehen uns im großen und ganzen zwei Mittel zur Verfügung:

1. die Schreibung,
2. der Reim,

das erste als das Medium, in dem uns historische Sprachzustände überhaupt vor Augen treten, das andere als das am sichersten, natürlich auch wieder mit aus der Schreibung, erkennbare Kunstmittel, das in stärkstem Maße phonetisch fundamentiert ist[1]). Daß die Angaben der Grammatiker und Poetiker hier nur hilfsweise in Betracht kommen können, liegt im Sinne dieses Teiles unserer Untersuchung.

Zur Vorsicht gegenüber den Grammatikerangaben zwingt aber auch bereits die starke, auffallende Diskrepanz zwischen Sprachregel und Sprachpraxis überhaupt, die Sprachzeugnissen unserer Epoche ihr spezifisches Aussehen verschafft[2]). Lassen wir hier noch ganz die Frage außer Beachtung, inwiefern die Mundart Ursache dieser Diskrepanz ist und als unaufhaltbare Kraft die theoretischen Übereinkünfte über den Haufen wirft! Wir ent-

[1]) Vgl. Beyträge II. S. 254.
[2]) Vgl. Hankamer, die Sprache, Bonn. (1927). Einleitung.

scheiden auch nicht, wie weit der Drucker verantwortlich gemacht werden muß, wenn wir etwa bei Dunckelberg (S. 87 des Schulzeigers) die Regeln für die Anwendung von „vor" und „für" dem heutigen Gebrauch genau entsprechend antreffen, und doch wenige Seiten vorher (78, 63) seine tatsächliche Haltung diesen selber formulierten Regeln widerspricht[1]). Aber auch Gottsched muß unter denen genannt werden, deren Sprachpraxis sich nicht immer mit der Sprachregel deckt[2]). Was über Hunold-Menantes gesagt worden ist, läßt sich auf die allermeisten seiner Zeitgenossen anwenden: „Er erkennt und tadelt bei andern das Falsche, ohne es selbst besser zu machen. Er stellt Regeln auf und vergißt, sie zu befolgen[3])."

Diese Erwägung führt uns hinüber zu einer kritischen Wertung der Schreibung als Erkenntnismittel des Sprachlautes überhaupt. Läßt schon an und für sich keine Schreibung ohne weiteres erkennen, wie das gegenwärtige Verhältnis von Schriftsprache und Mundart lautlich sich darstellt, weil sie belastet ist durch die graphische Tradition, so ist zumal die Rechtschreibung unserer Zeit zwischen Leibniz und Gottsched ein Erkenntnismittel, das nur mit der größten Vorsicht herangezogen werden kann. „Was allein ausschlaggebend wäre, das gesprochene Wort... ist verweht und für uns verloren[4])." Natürlich ist es, daß in der Regel von vornherein die Erkenntnis der expiratorischen Betonung ausgeschlossen ist und uns darum in der schriftlichen Tradition ein sehr wichtiger Teil der Mundart einfach nicht zugänglich und nicht beurteilbar

---

[1]) „... ein Brieff vor ruhiges Geleit ...".

[2]) S. K. v. Bahder. Indogermanische Forschungen. IV. (1894). S. 364. Anm. I. — Boucke, S. 33.

[3]) Vogel, S. 117. — Vgl. auch Flemming RL. S. 404.

[4]) Adolf Becker, die Sprache Friedrichs v. Spee. Diss. Berlin (1912) S. 3.

wird[1]). Wir vergegenwärtigen uns aber, daß die Einführung einer allgemeinen orthographischen Aufzeichnungsart, — und das nun zu verstehen als Aufzeichnungsprinzip —, noch keineswegs durchgeführt ist. Wir haben gesehen, wie Gehör und Gebrauch, das ist Gegenwärtiges und Vergangenes, um die Herrschaft ringen und so das jetzt vielleicht klare Spiegelbild der Mundart in der Schriftsprache verwischen und verdunkeln. Denken wir nur an dieses grundsätzliche Gegenüberstehen von Gebrauch und Gehör und stellen wir soweit die Streitigkeiten um das Einzelne völlig zurück! Es ist verständlich, daß der Haupteindruck, den man von dem graphischen Bild dieser Epoche gewinnt, seine Buntheit und Vielfältigkeit sein muß. Wenn man sich aber dieser Unsicherheit und dieses Schwankens bewußt ist, so wird man auf die Aufstellung stets gültiger Betrachtungsweisen der graphischen Aufzeichnung verzichten müssen.

Hermann Paul[2]) charakterisiert die Schrift so: „Man muß eingestehen, daß es ein erheblicher Teil der dialektischen Differenzen ist, der in der Schrift nicht zur Geltung kommt. Gerade das macht die Schrift als Verständigungsmittel für den großen Verkehr besonders brauchbar... (denn) die Schrift ist nicht nur nicht die Sprache selbst, sondern sie ist derselben auch in keiner Weise adäquat[3])... Sie verhält sich zur Sprache etwa wie eine grobe Skizze zu einem mit der größten Sorgfalt ausgeführten Gemälde."

In den Zustand unserer Epoche führen uns einige Äußerungen. Im Vorbericht der PdN. VI. heißt es entschuldigend: „Was die Orthographie in diesen Theilen anbetrift, so wird ... ersuchet, dieselbe nicht mit... Strenge zu beurtheilen: weil es theils bey der grossen

[1]) Vgl. Kretschmer, Wortgeographie, Einleitung S. 4.

[2]) Prinzipien, S. 354.

[3]) Ebenda, S. 349.

Mannigfaltigkeit der Schreibart in den uns zugesandten Stücken, theils auch bei der ... Geschwindigkeit des Drucks ... nicht ... möglich gewesen ist, die ... Gleichheit ... derselben zu beobachten." Das ist ein Eingeständnis, welches durch das graphische Bild, und nicht nur durch das graphische Bild jenes Teiles der PdN., auf Schritt und Tritt bestätigt wird. In dieser Zeit der Unentschiedenheit und Unklarheit, in der auch noch die Form des Buchstabens zu erbitterten Kontroversen Anlaß geben kann[1]), schafft sich ein jeder seine „Leib- und Hausorthographie"[2]). „Zu beklagen ists / daß so viel Spaltungen in der Schreiberey verhanden / und daß jeder schreibt / wie ihm gut dünkt[3])." Diese Klage wird lange vor Beginn unserer Epoche erhoben. Mit der orthographischen Unsicherheit und der aus ihr sich ergebenden Willkür des Schreibers, des Druckers, des Herausgebers, müssen wir also jederzeit rechnen. Dafür lassen sich zahllose Belege beibringen[4]). „Der Vorwurf kann fast allen Schriftstellern jener Periode gemacht werden, daß sie ... bei ihrer Schreibung auf das Auge des Lesers fast gar keine ... Rücksicht nehmen ... (man) sieht die Schrift als ein Instrument an, das (man) für die Fixierung seiner Gedanken gebraucht, und welches nur dem Klang des Wortes im allgemeinen entsprechen soll[5])." Wir haben in unseren früheren Ausführungen gesehen, daß dieser

---

[1]) Vgl. Bodmer, Jacob u. Joseph (1754) (!) Vorrede. Bödiker[(3)], S. 20. Ästhetik, S. 425, 456ff.: das Schweizerische y.

[2]) Gottsched, Sprachk. S. 621.

[3]) Neumarck, Poetische Tafeln. (1667). S. 323.

[4]) Vgl. Kehrein. I, S. 5. — Boucke, S. 33. — Groschupp, S. 68ff. — Blanckenburg, S. 69. — Schmarsow, QF. 23, S. 7. — Reichel, Gottsched II, S. 689ff.

[5]) Guhrauer, Leibnizens deutsche Schriften. I, S. XVII.

Standpunkt wichtige Einschränkungen erfahren muß, wenn man die theoretischen Bemühungen der Zeit mit heranzieht. Das Schriftbild allein kann jedenfalls leicht zu einem solchen Urteil führen.

Wir hatten an dieser Stelle auch gesehen, daß auch dem Reim die Aussprache zugrunde gelegt wird. Das ist in seiner konsequenten Durchführung ein Zugeständnis, das an den willkürlichsten Partikularismus heranreicht. Wir hatten weiter gesehen, wie die Sehnsucht zur Einheit da allmählich vermittelnd sich einmischt und wie der letzte Schluß der ist, daß man sich solcher Reime bedienen solle, die überhaupt gleich klingen.

Wichtig für uns ist in erster Linie die Frage, ob man sich auch wirklich allgemein an diese Forderung des Anschlusses an die Mundart hält, und ob wir im Reim also ein unfehlbares Zeugnis der Aussprache sehen dürfen, sei es nun der eigenen Aussprache oder sei es der Aussprache, die von andern übernommen worden ist. Wir hatten bezüglich der Orthographie diese Frage verneinen müssen. Aussprüche unserer Epoche geben Antwort auf die Frage nach der Zuverlässigkeit des Reimes: „Aber hier fragt sichs, ob man denn keine Reime in Poeten finde, die nach ihrer Landes-Art unfehlbar vor falsch zu schätzen? Allerdings, gar viele[1]).“ Wir können daraus entnehmen, einerseits wohl, daß man sich im Reim an die Artikulation anderer Gegenden anschließt, was im Zeitalter der Sprachseinigung nicht verwunderlich ist, andererseits aber auch, daß sich Fälle vermuten lassen, in denen der Reimzwang von der Richtschnur der Aussprache wegführt. Einerseits ist das der Sprachgebrauch, den Praschius in seinem Diskurs (S. 9) mit für maßgebend erklärt. Er gestattet den Reim, „wann die Gleichschreibung unlaugbar vor-

[1]) *Musophili* ... Zeitvertreib. S. 281.

handen, nach der man sich in der Aussprache offt richtet[1]), und von rechts wegen richten solte, voraus in Reimen." Weiter geht Drollinger, wenn er zu dem Reim „Fleisse-Speise erklärt[2]), die Unrichtigkeit sei nicht so groß, „daß sich ein Poete, welcher der Schule entwachsen, selbige sollte anfechten lassen." Es ist im Grunde unwesentlich festzustellen, daß diese Äußerung getan ist, um eine dialektische Besonderheit der Aussprache zu erklären, und daß sich also im Grunde der Dichter enger an die Aussprache klammert, als er es selber wahr haben möchte. Wichtig ist nur festzustellen, daß man sich hier innerlich durchaus von der Unerläßlichkeit der Reimreinheit gelöst hat und den unreinen Reim nicht nur für theoretisch zulässig, sondern sogar für ein Vorrecht des erprobten Poeten erklärt.

Wir folgern aus diesen Erwägungen, daß auch der Reim als Erkennungsmittel der Aussprache mit allem Vorbehalt aufgenommen werden muß. Es muß aber gesagt werden, daß genaue Untersuchungen über das Prinzip der Reimreinheit noch nicht vorliegen. Auch das Neumannsche Buch beantwortet die Frage nicht. Solange solche Untersuchungen noch nicht angestellt sind, haben wir auf Grund bereits unserer unzureichenden Hinweise und auf Grund unserer Erkenntnis, daß der Weg von der Regel zur Praxis zumal in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched immer weit ist, die Pflicht, den Reim wenigstens mit der Annahmemöglichkeit zu betrachten, daß auch eine Unrein-

[1]) Vgl. PdN. I. S. 8. Brockes: „Man muß sprechen, wie man schreibet. Das ist: Man muß 1. nicht weniger und nicht mehr Buchstaben aussprechen, als man geschrieben findet. 2. Keinen Buchstaben in der Zusammenfügung verändern." — Vgl. auch Antesperg, S. 294. — Es bliebe darauf hinzuweisen, daß Gottsched (Grundl. S. 505) die Reime: Sinnen: künnen, sonnen: Brunnen für Verwandlungen im Interesse des Reimes erklärt.

[2]) S. 86.

heit, die mit der Aussprache nichts zu tun hat, sondern aus der Reimnot entspringt, eine gewisse Rolle spielt. Das ändert an der hohen Bedeutung des Reimes für die Erkennung von mundartlichen Spuren nichts, die einmal so ausgesprochen worden ist und, in unsere Terminologie übersetzt, auch von uns anerkannt werden darf: „Wie wenig nun auch im Deutschen einzelnen unreinen Reimen für dialektische Störungen ohne weiteres Beweiskraft zugesprochen werden darf...die Mundart bekundet sich in der Schrift besonders augenfällig durch den Reim[1])." —

Diese Kritik müssen wir an Schrift und Reim, als unsere vorzüglichsten Erkennungsmittel anlegen, ehe wir unsere Untersuchung der Sprachpraxis beginnen. Entgeht uns auch meistens die Möglichkeit, im einzelnen nun den Fragen nach der Zuverlässigkeit der Schreibung und des Reimes nachzuforschen, so ist doch die grundsätzliche Erkenntnis ihrer Zweideutigkeit von Wert. Auch befähigt uns diese Erkenntnis und ihre Anwendung, unter Umständen den Ergebnissen früherer Untersuchungen kritisch gegenüberzutreten und die aus ihnen gezogenen Folgerungen mit einem vorläufigen Fragezeichen zu versehen.

Unsere Arbeit war in dieser Hinsicht unterstützt durch mannigfache Vorarbeiten. Es haben eine Reihe von Untersuchungen vorgelegen, die sich mit der Sprache einzelner Persönlichkeiten oder einzelner Werke beschäftigen. Vermochten diese Arbeiten auch nicht alles Material zu liefern, so konnten wir uns doch im großen und ganzen auf die Verwertung der dort gesammelten Belege und auf Verweise auf sie beschränken. Natürlich müßte eine endgültige Untersuchung den Rahmen viel weiter spannen. Einiges von dieser zu leistenden Arbeit ist geschehen.

[1]) Eugen Wolff, ZfdU. VIII, 3. S. 224 f.

Ich führe von den verwerteten Arbeiten folgende an, die im weiteren Verlauf mit dem Verfassernamen zitiert werden:

Birlo, Hans: die Sprache des Parnassus Boicus. Diss. München. (1908/09).

Blanckenburg, Curt: Studien über die Sprache Abrahams a Sta. Clara. Diss. Halle. (1897).

Boucke, Ewald: Pater Augustin Dornblüths Observationes. Diss. Freiburg (1894/95).

Groschupp, Herm.: Die Sprache Johann Christian Güntherrs. Diss. Leipzig (1900).

Hildebrand, Sune: Die Discurse der Mahlern und der Mahler der Sitten sprachlich verglichen. Diss. Uppsala (1909).

Hintringer, Paul: Sprach- und textgeschichtl. Untersuchungen zu Hofmanns von Hofmanswaldau. Diss. Breslau. (1908).

Hummerich, Hermann: Beiträge zur Sprache König Friedrich Wilhelm I. von Preußen. Diss. Greifswald. (1910).

Käslin, Hans: Albrecht von Hallers Sprache in ihrer Entwicklung, Diss. Freiburg. (1892).

Paulus, Eberhard: Zur Geschichte der Schriftsprache in Schwaben im 18. Jahrhundert. Diss. Leipzig (1906).

Pfleiderer, W.: Die Sprache des jungen Schillers in ihrem Verhältnis zur nhd. Schriftsprache. PBB. 28 (1903) S. 273 ff.

Rosenmüller, Max: Johann Ulrich v. König. Diss. Leipzig. (1896).

Urbach, Adolf: Über die Sprache in den deutschen Briefen der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans. Diss. Greifswald (1899).

Vogel, Hermann: Christian Friedrich Hunold. Diss. Leipzig. (1896).

Zagajewski, Karl: Albrecht von Hallers Dichtersprache. QF. 105. Straßburg. (1909).

Die Arbeit mußte darunter leiden, daß Untersuchungen über die Sprache Reuters und Christian Weises ebenso wie solche über die von uns auch herangezogene Rechtssprache fehlen. Für diese Teile sind wir völlig auf eigene Sammlung angewiesen. Es verträgt sich aber mit der Art unserer Arbeit nicht, daß Belege in allzu großer Zahl angehäuft werden.

II. DIE SPUREN.

1. Unbetontes e und Endnasal.

Wir beginnen unsere Untersuchungen mit der Betrachtung zweier Komplexe von Erscheinungen, die für das Sprachbild unserer Epoche von großer Wichtigkeit sind. Wir stellen sie an den Anfang, weil manche später zu besprechende Erscheinung nachgewiesener oder vermuteter Maßen durch eine von ihnen bedingt ist. Es handelt sich um die Behandlung der schwachbetonten Vokale, vor allem um Synkope und Apokope des e, und um die Behandlung der Endnasale. Wenn wir bedenken, daß sowohl die verbale als auch die substantivische Flexion sich des Endnasals und des schwachbetonten e entweder ausschließlich oder doch zum allergrößten Teil bedient, und daß andere Flexionsmittel daneben stark zurücktreten, so können wir ermessen, wie mannigfach die Auswirkungen ihres Verhaltens sind. Bringt doch z. B. F. Wrede die nhd. Diphtongierung und Monophtongierung mit der Beseitigung des schwach betonten e in Zusammenhang[1]). Ebenso wird die häufige, vor allem oberdeutsche Aufgabe des einfachen Präteritums aus der durch e-Ausfall bedingten Gleichwerdung des schwachen Präteritums mit dem Präsens erklärt[2]). Wundt[3]) stellt die Lautschwächung und den Lautausfall am Wortende in Zusammenhang mit einer allgemeinen Erscheinung, die durch Tempo und Betonung verursacht wird. Wir finden also hier Dinge,

---

[1]) ZfdA. 39. (1895) S. 266, 299.

[2]) Vgl. Aug. Kaiser, Studien zur Bildung des Präteritums in den deutschen Mundarten. Diss. Gießen (1910). S. 5. — Adolf Lange, Sprache der Gottschedin. Diss. Uppsala. II. S. 45. — Hans Reis, Beiträge zur Syntax der Mainzer Mundart, S. 13. — Reis, Der Untergang der einfachen Vergangenheitsform. GRM. II. (1910). S. 382 ff.

[3]) Völkerpsychologie I. Die Sprache. 1. Teil Leipzig. (1911[(3)]) S. 501.

deren Wesen zu tiefst mundartlich ist, da sie von Verhältnissen der Rede abhängig sind. Weitergehend können wir schließen, daß das Bild der Einheitsschriftsprache uns in seiner geschichtlichen Entwicklung zeigt, wie diese mundartlichen Erscheinungen sich mit der schriftlichen Fixierung so oder so auseinandergesetzt haben.

Schwaches e und Endnasal werden zu einer orthographischen Angelegenheit. Für das e sind die Zeugnisse in dieser Hinsicht offen zutage. Das treffendste ist die Tatsache, daß die Frage des e-Ausfalls zum Gegenstand metrischer Regeln gemacht wird, die in allen Poetiken wichtige Teile ausfüllen[1]). Indem aber metrische Rücksichten möglich werden, müssen die sprachlichen stark zurückgetreten sein. Das ist möglich, da die gesprochene Sprache, die die Tendenz zum Ausfall hat, keinen zuverlässigen Anhaltspunkt gibt. Weil es sich aber hier um eine Tendenz handelt, die im Prinzip nichts mit der dialektischen Bedingtheit zu tun hat, so können wir die jeweilige Behandlung des e als eine von Allen verwendete poetische Stütze antreffen. „Während (Hunold-Menantes) selber seinem Gegner Wernicke vorwirft, daß sich bei ihm ‚fast keine Zeile finde, in der er nicht gantze Silben oder Buchstaben weggeworffen', ist er selbst von dieser Schwäche durchaus nicht frei, ebensowenig ... wie alle andern Schriftsteller seiner Zeit." Und das bei einem Dichter, der sonst erfolgreich sich der größten Korrektheit befleißigt[2]). Wir verweisen daneben auf die bereits mhd. vorhandene Erscheinung des paragogischen e vor allem im prät. 3. P. S. der st. v. Dieses e ist häufig, und gerade am häufigsten und am längsten in Gegenden, deren dialektische e-Apokope unzweifelhaft ist, in Oberdeutschland,

---

[1]) Vgl. Paulus, S. 18. — Boucke, S. 46. — J. Minor, Nhd. Metrik (1893). S. 173ff.

[2]) Vgl. Vogel, S. 115.

erhalten geblieben[1]). Wir können in ihm darum keine unmittelbare Wirkung der Mundart erblicken, wohl aber eine, die allein ermöglicht wird durch die ursprünglich mundartlich bedingte Unsicherheit in der Wiedergabe des Lautes. Dabei sind die näheren Umstände und Ursprünge dieses paragogischen e für uns nicht von Wichtigkeit[2]). Zu diesem Bilde paßt dann auch das Schwanken selbst Gottscheds in bezug auf das Svarabhakti-e[3]). Verfolgen wir aber die Geschichte des paragogischen e weiter, so stoßen wir auf eine Äußerung Weinholds bezüglich Schlesiens: „Das Präteritum hat in früherer Zeit, heute nur noch vereinzelt im Munde alter Bürger, in der 3. Person sing. das falsche Flexions-e[4]). " Wir erblicken hier, eine wie große Gewalt die schriftliche Tradition und die in sie eingegangenen Besonderheiten haben können, auch über die gesprochene Sprache, eine Einwirkung, die in diesem besonderen Fall natürlich durch die schlesische Erhaltung des End-e begünstigt worden sein mag[5]).

Von dieser prinzipiellen Erörterung wenden wir uns den besonderen Verhältnissen unserer Epoche zu. Der Kampf um das lutherische e ist charakteristisch für diese Zeitspanne, und seine Austragung beschäftigt die Gram-

---

[1]) Vgl. Paulus, S. 55.

[2]) Vgl. Kehrein I. S. 221. f. — Blanckenburg, 72. — Boucke, 47. — Groschupp, 43. — Molz, PBB. 27, 320 f. — Heilborn, zum Wortschatz der sog. ersten schles. Dichterschule. Diss. Berlin (1890). S. 29f. — Pfleiderer, S. 381. — Paulus, 25. — Vogel, 93. Paul, Gramm. I. S. 119.

[3]) Vgl. PdN. III. S. 26. „... item der Bauern Pferde Arbeit kann ... so wol von ‚Arbeit der Bauern-Pferde' als von ‚Pferde-Arbeit der Bauren' verstanden werden". — Die oberdt. Schreibung „l" statt „el" belegt Blanckenburg, S. 27. — Ähnliches im Parn. Boic. und W. H.

[4]) Schl. S. 126.

[5]) Hans Reis, die deutschen Mundarten. S. 64.

matiker[1]). Der Wichtigkeit dieser Frage entsprechend ist den Einzelheiten bereits öfter nachgegangen worden[2]). Die dialektischen Bedingungen sind bekannt: die Apokope ist verbreitet im größten Teil Hochdeutschlands mit Ausnahme vor allem der ostmitteldeutschen Gebiete. Die Setzung des End-e über den einheitssprachlichen Gebrauch hinaus ist dann, für den Oberdeutschen, ein „Lipsian Idiotism"[3]), der Ausfall des ostmitteldeutsch bedingten End-e der Einheitssprache aber ein mundartliches Kennzeichen für den Oberdeutschen.

Die Sprachpraxis Ostmitteldeutschlands daraufhin zu prüfen, ist durch Vorarbeiten nicht erleichtert. Die ganze diesbezügliche Untersuchung Groschupps[4]) ist hinfällig, wenn man in Betracht zieht, daß sie sich lediglich gebundene Sprache vornimmt. — Ich lege Material aus Reuter[5]) und aus den „Erznarren"[6]) vor:

Reuter: Da dencke nur ein Mensche (5) ... mit einen Pack Damascke (13) ... ins Gesichte (16) ... wieder Unglücke (19).

Erznarren[7]): Der Kerle (13) ... geriethen in ein Gespräche (17) ... ins Gesichte (19), der lausigte Kerle (19) ... ein fremder Kerle (23) ... an die Thüre (31) ... hatte ich lauter Glücke (34) ... ein steinern Hertze (45).

---

[1]) Vgl. Socin, S. 437. — Boucke, S. 41ff. — Oskar Brenner, Mundarten u. Schriftsprache in Bayern. Bayr. Bibl. 18 (1890). S. 32.

[2]) Vgl. Bahder, e-Abstoßung bei dem nhd. Nomen. PBB. IV, S. 352. — Boiunga, Entwicklung der nhd. Substantivflexion, Diss. Leipzig 1890. — Reis, 63f. — Luick, PBB. II, S. 492ff. — 14, S. 127ff. — Behaghel, Germania XXIII. 264 ff. — Willy Friedrich, die Flexion des Hauptwortes in den heutigen dtsch. Ma. Diss. Gießen. (1901). S. 7f.

[3]) Käslin, S. 16. — Auch Reis, S. 64. — Kehrein, II. S. 1ff.

[4]) Ebenso bewußt die Bemerkungen Käslins, S. 26.

[5]) H. N. 90, 91.

[6]) Ebenda 12—14.

[7]) Der Kerl (36), alles Unglück (35).

Auf dem Apokopierungsgebiet liegen die Verhältnisse einfacher. Aus Boucke, Blanckenburg, Urbach sind die Belege zahlreich erreichbar. Wir können weiter verweisen: im alemannischen Gebiet auf den Antipatrioten, die Discourse der Mahlern[1]), auf bayrisch-österreichischem Gebiet auf Schreger und Stranitzki. Daß sich die Rechtsquellen dem nicht ausschließen, ist nur natürlich. Überall auf oberdeutschem Gebiet erkennen wir ein Verhalten, das bezüglich der Apokope viel weitergeht, als es das Ideal der Einheitssprache zuläßt.

Diese Beobachtung wird näher gekennzeichnet, wenn wir die Regel heranziehen, die der Österreicher Antesperg für die Behandlung des End-e gibt. (S. 59 ff.)

1. Das Maskulinum schwankt.
2. Für das Femininum wird das End-e empfohlen.
3. Das Neutrum hat kein End-e.

Antesperg hat sich, das entnehmen wir aus diesen Regeln, nicht nur von der ihm geläufigen oberdeutschen Apokopierung freigemacht, er vertritt auch, bezüglich des Neutrums, gegenüber den Ostmitteldeutschen die Tendenz der sich weiter entwickelnden Einheitssprache.

Wir sehen aber zugleich, wie der schriftsprachliche Gebrauch an grammatische Regeln gebunden wird, die damit die Spuren des Mundartlichen zurückdrängen. Die ordnende Hand des Grammatikers[2]) nimmt sich der Regelung von Erscheinungen an, die ursprünglich mundartlich gewesen sind. Mit dem Augenblick der Regelgebung findet das Mundartliche ein Ende. Eine Folge dieser schrift-

---

[1]) Haller apokopiert nicht. — Vgl. Käslin, S. 26. — Vgl. Hildebrand, 28ff.

[2]) und Metrikers. Wernickes einzelne Ausgaben deuten darauf. Pechel, S. 113: „*Die in der vorigen Ausgabe angemerckte Abschneidung des Buchstabs E. am Ende der Wörter, ohne dass ein Selbstlautender Buchstab .... folge, hat man ... gehoben.*"

sprachlichen Tradition, — mit andern Worten eine indirekte Wirkung des Mundartlichen —, erkennen wir dann auch in der häufig sich zeigenden übermäßigen Verwendung des End-e im Oberdeutschen. Wir führen aus der Breitingerschen Dichtkunst, aus den Discoursen und aus dem Sittenmahler[1]) an:

> Prophete, Moraliste, Geschmacke, Gebiethe, Gemüthe, Frühstücke, Stücke, Gedichte, Gemische, Gebrülle, bequeme, dreiste. — Saate, Morale, Bancke, Bache. — Bette, Gespräche, Gesichte, Morale, Hertze, Hande, Viehe, zuerste. — Abschiede, Affecte, Barbare, Beweise, Brieffe, Berge, Dienste, Brette, Buche, Fleische, Gelde, Hause, Lande, Rehe, Spiele, Wercke, Worte, Weibe, Ziele, Brette, Schlaffe.

Halten wir daneben die oben erwähnte Tatsache, daß das paragogische e im Prät. sing. der starken Verben nicht am wenigsten gerade in Oberdeutschland auftritt[2]), so erkennen wir, daß die zwischen mundartlicher Apokope und schriftsprachlicher Erhaltung eintretende Diskrepanz eine Unsicherheit der Schreibung hervorruft, die einerseits wohl mit der Struktur der Mundart nichts zu tun hat, andererseits aber doch ihre Entstehung indirekt der Mundart verdankt. Die Spuren der gesprochenen Sprache, sagen wir, können sich in der geschriebenen in zweierlei Weise ausdrücken: einmal zeigt sich das Mundartliche unmittelbar mehr oder weniger deutlich in der Schrift. Zum andern kann es Erscheinungen in der Schriftsprache hervorrufen, die formal nicht mit ihm identisch sind, vielleicht ihm auch widersprechen, die aber dem Ursprung nach zu ihm gehören. Die oberdeutsche Apokope rechnen wir zu der ersten Art. Wir sehen in ihrem Erscheinen in der Schriftsprache eine Spur der Mundart, weil kein Zweifel darüber besteht, daß dieser e-Abfall wirklich

---

[1]) Vgl. Hildebrand, S. 31. — Auch Molz, PBB. 31, 323.

[2]) Lauchert, Alemannia, 17, S. 84 belegt die starken Imperative bei Abraham: nimme, gebe, sihe, lese, vernehme.

gesprochen worden ist. Daß man daneben auch von einem „schriftdialektischen Gebrauch" reden muß, hat damit dem Wesen nach nichts zu tun. Wir rechnen zur zweiten Klasse den übermäßigen e-Antritt in oberdeutschen Zeugnissen, der in der gesprochenen Sprache nicht auftritt, der in der geschriebenen möglich ist, erstens weil eine schriftsprachliche Schreibtradition wirkt, zweitens aber auch, weil der mundartliche e-Abfall eine Unsicherheit des Gebrauchs hervorruft.

Mit Beispielen auf die schon erwähnte zersetzende Wirkung der Unsicherheit in der e-Setzung einzugehen, ist überflüssig, wenn wir auf die zahlreichen bereits gegebenen Belege sowohl der Apokope als auch der Synkope hinweisen[1])

Wir gehen näher nur auf das reiche Material ein, das sich bezüglich der Vorsilbe ge- bietet[2]). Das Niederdeutsche, das die Vorsilbe ge- im part. prät. nicht hat[3]), scheidet aus[4]). Während sich nun für die Synkope dieses e aus den Mahlern kaum Belege beibringen lassen[5]), sind sie für den Parnassus Boicus in weiterem Umfang nachgewiesen, ebenso wie für Abraham[6]). Wir selber belegen weiter:

---

[1]) Vgl. Kehrein I. 220ff. — Schmeller, Ma. 50ff. — Blanckenburg, S. 76. — Aug. Kaiser, Studien zur Bildung des Prät. in den dtsch. Ma. Diss. Gießen (1910). S. 5ff. — Friedr., Die Flexion des Hauptwortes in den heut. dtsch. Ma. Diss. Gießen. (1901). S. 7f. 40f. — Urbach, 39ff. — Boucke, 40ff, 56ff. — Paulus 19ff.

[2]) Über be-: Hittmair, die Partikel be-. (1882). S. 13ff. — Birlo, 25.

[3]) Richey, PdN. III (33f.) „Am allerhäufigsten aber finde ich die *Praeterita aphaeretica* in der Nieder-Sächsischen Sprache. Denn da geschiehet es auch in solchen *Verbis*, die kein Hoch-Teutscher nachahmen wird. Z. E. ick hef schreven."

[4]) Christian Weise hat in den Erznarren: bracht, kriegt, vorbracht, kommen, blieben, gangen usw. Belege dieser Art aus Günther: Gröschupp S. 15.

[5]) Hildebrand, 25. — Auch Schmeller, Ma. S. 51ff. — DWB. IV, 1 a. 1598f.

[6]) Vgl. Birlo, 24ff. — Blanckenburg S. 28.

Schreger: Gwalt, z'gmein, angnehm, Gfahr, bstecken.
Stranitzki: angfangen, gwiß, Gnick, vergwissert.
Öst. W.: gricht, gmein, gwähr, gfahr.
Schw. R. Q. (14 I, 1): gricht, gmeinet, neben gemeindt, bhuf, qualtig, glach.
W. RQ. S. 91: quand.

Vor Verschlußlauten führt die Synkope zum völligen Ausfall der Vorsilbe[1]). Wir belegen da:

umbkert (W. H. II. S. 175).
kommen (Harrach. 1683. S. 231).
gangen (Maria Anna 198).
angrifen (Ö. W. VII. S. 92).
gessen (Harrach. 1683. S. 247. — El. Charl. 88, 331. — Maria Anna, S. 202).
ankauft (Künßberg, Öst. S. 36).
kauft (Grimm II. S. 283).
einzeunt (Grimm VI. S. 154).
zeunt (Ö. W. VII. S. 313).
nothzwungen (Ö. W. VII. S. 92).
traid (Ö. W. VII. S. 315).

Prüfen wir die angeführten Fundorte, so erkennen wir schon aus diesen wenigen Beispielen, daß es sich durchweg um eine ganz bestimmte Art von Zeugnissen handelt. Es sind, vor allem was den vollständigen Ausfall des Präfixes angeht, in erster Linie Briefe und Rechtsquellen[2]). Wir bezeichnen diese vorläufig als unliterarische Zeugnisse

---

[1]) Schmeller, Ma. S. 52: „Vor den Schlaglauten (= Verschlußlaute und Affricata z.) fällt, wenn das e unausgesprochen bleibt, nothwendig auch selbst das g weg." — Vgl. Castelli, S. 30. — G. Maier, ZfdW. I. S. 284f. — Nagl, Conj. 13, 25. — Sütterlin, S. 471ff. — Muth, S. 32f. — Wilmanns III, 1. S. 17. — Zu Groschupps (S. 95) Ausführungen üb. die schlesischen Verhältnisse vgl. G. Maier ZfdW. I, S. 295 über die allgemeine Bewegung gegen das Präfix ge: „in ihrem ganzen Umfange hat die Bewegung nur im Oberdeutschen gewirkt, und zwar überall gleichmäßig .... im Mitteldeutschen blieb sie im großen und ganzen unwirksam." — Auch Lauchert, Alemannia 17, S. 84. — Paulus, S. 57.

[2]) Zu Parnassus Boicus vgl. Birlo, S. 25.

und stellen fest, daß ihre Verbundenheit mit dem mundartlichen Gebrauch viel enger ist als dies bei literarischen Quellen der Fall ist. Diese Feststellung hat in dieser Formulierung nichts Überraschendes. Wir sprechen sie aus, weil wir später, von hier ausgehend, das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache in den einzelnen Quellen zu besprechen haben werden.

Von hier aus werfen wir noch einen kurzen Blick auf die Schwächungen der Nebensilben überhaupt. Wir lassen die allgemein üblichen: Zürch, bayersch, Schlessch, Lateinsch, Engelsch, Fransch, lepsch[1]) beiseite, zumal auch hier wieder die häufige Überlieferung im Vers mit einer starken Rücksichtnahme auf metrische Interessen und vielleicht auch mit einer noch im einzelnen festzustellenden Beeinflussung der graphischen Gewohnheit durch diese metrischen Interessen rechnen läßt. Aus ähnlichen Erwägungen gehen wir auch nicht auf die Kontraktionsmöglichkeiten bei den Präpositionen[2]) ein, zumal ihrer sich auch bereits die ordnende Hand des Grammatikers bemächtigt hat. Wir halten uns an die Fälle, die in ihrer Form so ungewöhnlich sind, daß das Wirken irgend einer graphischen Tradition völlig ausgeschlossen erscheint:

See-Kranckt (Schellm. S. 35)
Heimbte (Schellm. S. 82. — DWB. IV, 2, S. 864f.)
abtecke (El. Charl. 88, 105. — DWB. 1, 537.)
freullen (El. Charl. 88, 24. — WDB. IV. 1 a S. 90.)
relion (Briefe Sophie. S. 91.)

Diese Beispiele erfahren eine starke Vermehrung, wenn wir nur etwa auf das Verzeichnis bei Urbach (39) hinweisen. Für die Vertretung der Silbe „zu" durch „ze" und deren allmähliches Verschwinden gibt Birlo (25) zahlreiche

[1]) DWB. VI, S. 200.

[2]) Gottsched, Grundl. S. 128, Sprachk. S. 167 billigt: aufm, widrs, zun, auff, ausm, und tadelt lediglich an(n), in(n)!!. — Dazu Vogel, S. 94.

Beispiele. Wir können aber auch in all diesen Fällen feststellen, wie ihr Auftreten an die Natur der Quellen gebunden ist und wie die allzu starke Verbindung der Schwächung mit dem Dialekt, — oder anders gesehen ihr allzu großer Abstand von der einheitssprachlichen Gewohnheit —, allmählich zu ihrer Zurückdrängung führt. Ähnlich ist das Bild beim Ausfall ganzer Endsilben. Wir belegen sie vor allem bei „zusammen“:

zusamm zu schreiben (Schreger, Vorrede)
zusamm gehauet (W. H. I. 15, 242)
zusammziehung (Parn. Boic. I, 461)[1])
zusambrollen (Parn. Boic. I, S. 521).

Indem wir dies ausscheiden, rühren wir aber bereits an Fragen, die sich wegen der Behandlung des Endnasals erheben, und es ist nötig, daß wir ihnen im Zusammenhang nachgehen.

„*Nonnullis pluraliter placet casus I. s. in e. e. g.* Meine liebe Töchter pro lieben. Die barmhertzigste Weiber... pro die barmhertzigsten[2]).“ Gottscheds Wunsch, alles auf dialektische Einwirkung zurückzuführen, verleitet ihn dazu, auch an dieser Erscheinung „gewissen Landschaften“ die Schuld zu geben[3]). Tatsache ist es, daß wir starke anstatt schwacher Deklination des Adjektivs in zahllosen Fällen bei Vertretern des ganzen Gebietes antreffen[4]). Haller, Breitinger, die Diskurse, Duttenhofer, Schreger, Stranitzki, die Wiener Haupt- und Staatsaktionen, der Undeutsche Catholick, König, die Poesie der Franken,

[1]) Vgl. Schmeller, Ma. II S. 276. — Weitere Belege gibt Urbach S. 34.

[2]) Pölmann, Donat. (1671). S. 12.

[3]) Grundl. S. 205. — Sprachk. S. 290: Thüringer, Schwaben, Franken.

[4]) Blanckenburg, 82. — Groschupp, 83. — Urbach, 62. — Birlo, 89. — Hintringer, S. 33. — Rosenmüller, S. 160. — Zagajewski, S. 20.

Liselotte, Schönaich, Weise, Reuter, Stoppe, Feind, Morhof, Beccau, Abel, die Poesie der Niedersachsen, Bock, alle haben es. Selbst Gottsched ist davon nicht frei[1]). Die Planlosigkeit geht so weit, daß es dem Herausgeber der Freundschaftlichen Lieder unmöglich erscheint, „in den Gebrauch des starken und schwachen Adjektivs Ordnung zu bringen[2])." Für uns ist es im Grunde gleichgültig, festzustellen, welche Ursachen dieser Gebrauch hat[3]). Wichtig ist für uns die Tatsache der Planlosigkeit, aus der heraus wir auf ein mangelndes Gefühl für den Endnasal schließen dürfen, deren sichtbaren Ausdruck Antesperg (87) liefert, wenn er für die 1. und 3. p. plur. und voc. des Adj. „einen zweyfachen Ausgang nach Belieben" zuläßt.

Fragen wir uns, in welchen Gegenden wir eine mundartliche Entsprechung für fehlenden Endnasal erwarten dürfen, so erkennen wir, daß es sich vornehmlich um Süddeutschland und um Ostmitteldeutschland handelt[4]). Wir weisen dabei darauf hin, daß Gottsched das starke statt dem schwachen Adjektiv auch den Thüringen, Schwaben und Franken zugeschrieben hat[5]). Wollen wir Zeugnisse dieser Gegenden auf mundartliche Spuren in bezug auf den Nasalabfall prüfen, so müssen natürlich die attributiven Adjektive ausfallen, weil ihre Form doch bereits schon in starkem Maße der grammatischen Regelung überlassen ist. Wieder halten wir uns an solche Erscheinungen,

---

[1]) „Diese scharfsinnige Kunstrichter . . . " Dichtk. Vorrede. „. . . alle große Buchstaben . . ." Sprachk. S. 70.

[2]) August Sauer. H. N. XLVI. — zu Menantes: Vogel, S. 98.

[3]) Vgl. Paul, Mhd. Gramm. § 226, S. 107. — Kauffmann, Gesch. der schwäb. Mundart. § 107, S. 113. — Paulus, S. 43.

[4]) Paul, III, S. 99. — Sütterlin, S. 288ff. — Reis, S. 52f. Kehrein I. §. 344, 373. — Boucke, S. 49. — Weinhold, Bayr. 172 — Friedrich, S. 12.

[5]) Sprachk. S. 290.

die in ihrer Ungewöhnlichkeit mit keiner schriftsprachlichen Tradition in Verbindung gebracht werden können. Ein reiches Material bietet uns da Liselotte, von dem wir einiges anführen[1]):

biß wir Euch hir haben würde
Nun komme wir
würde sie ihn mehr fürchten
Die kamme mitt einer großen mihe
es kan Euch nicht fehle
ich kan nicht glaube
es wird ein schlimm Endt nehmen solle
zu andtworde
konte ich nie müde werde
wen ich es erfahre werde
muß man . . . nicht suche

Wir finden diese Erscheinung auch in unliterarischen Quellen wieder[2]). Aber unsere Belege sind — wenn wir nicht Schreibfehler annehmen wollen, was in diesem Umfange sicherlich nicht angeht —, unzweifelhaft mundartlichen Ursprungs. Keine graphische Gewohnheit kann diese Formen stützen.

Wir erkennen also, daß der Endnasal, sei es durch mundartliche Übung, sei es auch durch eine schriftsprachliche Tradition, in seinem Bestande bedroht ist. Das Gefühl für den Endnasal ist gelockert. Das zeigt sich zuletzt auch in dem Verhältnis der auslautenden m und n untereinander. Daß es an „Assimilationen" der Nasale nicht fehlt, braucht nur vorübergehend angemerkt zu werden (Pemsel)[3]). Auch das trägt zur Verwirrung in etwas bei. Dann aber bemächtigt sich die Nasalvermischung der Flexionssendungen.

---

[1]) Urbach, S. 33.

[2]) Bad. W. S. 108: „ein Glöckge".

[3]) PdN. IV, S. 178. DWB. II, S. 563. — Bianchi, S. 75. — Strigl I, 16. — Schm. I, S. 393.

In einem niederdeutschen Rechtschreibungsbüchlein aus dem Jahre 1711 heißt es: „XXIX. Was ist das andere? Es betrifft den rechten Gebrauch der 2 Buchstaben m und n. In einem wirds übersehen, in dem andern wirds unter die grösten Fehler gerechnet ... Wenn aber DEM die Ehre soll erwiesen werden, DEN die gantze Stad ehret, da schreiben etliche umgekehrt, und also liegt alles am *accusativo* und *dativo* ... In *plurali* hats seine Richtigkeit. Der *accusativus* hat im *plurali* DEN. In *singulari* liegt die Sache, und wer gelehret wird, daß er die Rede in MICH und MIR zu verwandeln weiß, der kan die Kunst[1])." „Selbst das m in der Flexion des Dativ sing. des Artikels und der Adjektive wird gerne zu n wie schon vor Jahrhunderten das em des Dativs plur. ... zu n geworden ist." So berichtet Schmeller für das bayrische Gebiet[2]). Aber die Erscheinung ist ebensogut aus dem übrigen oberdeutschen Gebiet belegt. Für das Mitteldeutsche ist sie so geläufig, daß man sie in etwas beschränkter Engsichtigkeit für „spezifisch mitteldeutsch" erklärt hat[3]). Wir verweisen da nur auf die „merkwürdigen" Kontraktionen

zum Füßen liegen
bis zum Sternen
am Hüfften,

die Gottsched (Sprachk. S. 159) obersächsisch nennt, zur Dativ-Akkusativverwechslung in Parallele stellt, und die Minor (nhd. Metrik S. 177) noch aus Lessing belegt[4]). Widerspricht auch, wenigstens beim attributiven Adjektiv, die Tendenz zur Nasalapokope dieser Tendenz zum Über-

[1]) Die Kunst teutsch zu schreiben ... Chemnitz. (1711). Einl.

[2]) Ma. S. 118, 124ff. — Vgl. Weinhold, Bayr. S. 142, 175. — Al. § 203. — Sütterlin, S. 277. — Reis, S. 52. — Friedrich, S. 36. — Birlo, S. 31.

[3]) DNL. 39. Vorrede. — Vgl. Hintringer, S. 35.

[4]) Vgl. auch Vogel, S. 94.

gang des m zu n, so liegen doch noch in der Behandlung des Pronomens die Anfänge zu einer hochdeutschen Kasusvermischung, die der auf niederdeutschem Gebiet verbreiteten[1]) nicht nachsteht. Wenn Birlo aus dem Parnassus Boicus anführt[2]):

Von den grausamen Hunnen-König
in den fünfften Saeculo
von den . . . Erd-Schatten
auß den Wegg
auß den Barometro
auff den Grund
auß den Griechischen Grund-Text
in den 4. Theil
auff den Ausspruch
ausser den Castro
vor den . . . Creutz-Altar
neben den Salpeter
ausser den . . . Marckt
nach den Vorgeben
unter den Namen
unter den . . . Ablehn
unter den Titul
zu den Predig-Ambt
auff den Reichs-Tag war
bey diesen Gefäß
über den Wasser

und im Anschluß daran ähnliche Belege für m an Stelle von n[3]), so ist das in der Tatsache, wenn auch nicht dem Ursprung nach das gleiche, wie wenn Hummerich aus

---

[1]) Vgl. Friedrich, S. 32. — Bödiker[(3)]. S. 331.

[2]) S. 31. — Vgl. Payer von Thurn. W. H. I. 40. Vorrede.

[3]) „Es scheint nun, daß dieses Schwanken zwischen dem und den, diesem und diesen, einem und einen etc. zu einer Verwirrung geführt hat, derart, daß nicht selten die Flexionsendungen auf em irrtümlich für die korrekten gehalten werden, sie tauchen auch dann auf bei Adjektiven. Sogar der Dativ plur. wird davon betroffen . . .“

Friedrich Wilhelm I. die bekannten nd. Kasusverwechslungen anführt[1]):

auf den Landtag erscheinen
auf den Halße sein
auf den Schlosse
aus den Felde
aus den überschuhs
bey den Regiment
bey den Herren von Ilgen
in meinen Nahmen
in Ihren garten
in guhten stande
mit Ihn
mit den feldtzug
mit den Reich
mit den Köhnig
nach den tirgarten
nach den neuen Anschlage
von den Winter
von den vortell
von meinen Herren
wegen den ausMarsch
zu meinen zweg
zu meinen lieben Successor
nach den Köhnig[2])

Das Niederdeutsche ist dann auch das treffendste Beispiel für die Ausdehnung der Kasusverwechselung über die Nasalendung hinaus. Die Rektion der Verben und der Präpositionen müßte bei einer Behandlung der syntaktischen Verhältnisse auf die Wirkungen auch dieser Lockerung des Kasusgefühls geprüft werden. Wir begnügen uns hier mit der Feststellung, — die unsere früher bei der Behandlung des schwach betonten e gemachten

[1]) Hummerich, S. 47. — Vogel, 108. — Schiødt-Larsen, S. 23. — K. Kinzel, Einige Fälle d. pronominalen Dativs auf n . . . ZfdPh. XI, S. 73.

[2]) Vgl. auch PdN. I, S. 13: „. . . mit kindlich holdem Scherz und schwachen Tritt . . . .“.

Beobachtungen ergänzt und bestätigt —, die Mundart zeigt sich in der Schriftsprache unmittelbar, — in unserem Falle z. B. durch den Übergang des m zu n oder umgekehrt. Indirekt ruft sie durch diese Erscheinung eine Lockerung des Kasusgefühls hervor, das sich in einer Verwischung der Kasus auswirkt.

Wir werfen noch einen Blick auf das, was die Grammatiker zu diesen Verhältnissen zu sagen haben. Wieder können wir beobachten, wie eine Tendenz zur Regelung und Ordnung sich dem Mundartlichen, das als ein Fremdkörper in der Schriftsprache empfunden wird, entgegenstellt. Die Grammatik erscheint als Sicherheitsventil der Schriftsprache gegen ein Auftreten der Mundart, das wir in unserem Falle als durchaus zersetzend und auflösend für die bestehenden Flexionsmittel erkannt haben.

Der Österreicher Antesperg (89) lehnt die n-Schreibung durchaus ab, ohne auf die geographische Verbreitung des Näheren einzugehen: „Anmerkung, *daß man also recht schreibe*, guthem Rath ist zu folgen, *nicht* guten: *Dann der Artickel ist hier postpositivus, das ist, er wird dem Adjectivo gleichsam nachgesetzet.*“ Gottscheds Stellungnahme schließt sich an diese an. Ihre geographische Bestimmung aber ist unbeholfen und unbestimmt: „Es ist... auch falsch, wenn einige hier in Obersachsen, auch wohl im Reiche, in der dritten und sechsten Endung der einzelnen Zahl, beym männlichen oder ungewissen Geschlechtsworte, ein n; in der mehrern Zahl aber ein m sprechen oder schreiben[1]).“ Wir dürfen Gottscheds Ortsbestimmung nachhelfen, denn wir können die Erscheinung auch aus Niedersachsen belegen:

von Deinem wehrtstem Kind (Nicolai von Bostel ... Poetische Nebenwerke [1708].)
im niedersächsischem (Bödiker(1). S. 139).

[1]) Sprachk. S. 167.

Als dritten Michael Richey mit seinem Kompromißvorschlag! Seine Stellung weicht von der der beiden vorigen ab, indem er auch das n im Dativ anerkennt. Aber er ist Niederdeutscher. „Man sagt mit lahmen Fuße, nicht mit lahmem Fuße, aber mit gutem Mute[1])."

2. Umlaut.

Bemerkenswert ist das Verhalten der Umlautung gegenüber. Ihre Betrachtung bedarf indessen einiger Hinweise auf die Drucker und Schreibverhältnisse unserer Epoche. Gottsched äußert sich so[2]): „Es ist die Armuth einiger Schriftgießer, die keine solchen Stämpel von diesen Doppellauten haben ..., daß man seit einiger Zeit Egypten, für Ägypten, Ol für Öl, .. Ubel für Übel gedrucket." Diese Äußerung gewinnt an Wichtigkeit, wenn wir hören, daß Groschupp (S. 28) bei den Güntherschen Formen „uberall, uberfluß" in handschriftlichen Quellen auf die Wahrscheinlichkeit einer Schreibnachlässigkeit hin deutet. Hildebrand kommt dann auf Grund seiner Untersuchungen zu dem Schluß: „Der Schreibung auch einen lautlichen Wert beizumessen, ist wohl nicht zulässig, da in den meisten Fällen umgelautete Formen denen ohne Umlautbezeichnung zur Seite stehen[3])." Mag diese Folgerung in ihrer Konsequenz auch sicherlich zu weit gehen, so ist doch soviel gewiß richtig, daß die Umlautschreibung nicht imstande ist, uns ein wirklich getreues Bild von der tatsächlichen Umlautung zu verschaffen, und daß also die Erkenntnis des Mundartlichen in der Schriftsprache hier auf sehr große Schwierigkeiten stößt. Sicher ist weiter, daß einzelne Quellen — und wir denken dabei an die Briefe der Liselotte und Friedrich Wilhelm I. von Preußen — der

[1]) PdN. III. S. 54ff.

[2]) Grundl. S. 47.

[3]) Hildebrand, S. 13.

ganzen Art ihres Entstehens halber mit besonderen Vorbehalten müssen aufgenommen werden[1]).

Wichtig ist weiterhin, festzustellen, daß eine Reihe von allgemein angewendeten Nichtumlautungen und Umlautungen, die wir in dem uns geläufigen Sprachstand nicht kennen, von vornherein ausgeschieden werden.

Groschupp[2]) belegt aus Günther, Pietsch, König, Hunold und den Wörterbüchern zahlreiche solche Fälle:

> gläuben, Jüden, Gemürmel, drüm, üm, kündig, wöllen, färbig, Mäurer, bähnen, lüstig, klärer, behäglich, schärtig, zücken, worüm, sönnen, gläuben, Häubt. — gedruckt, verruckt, Glaubiger, Haring, verschwarzen, murrich, Furst, Stumper, Sud, ruren, tummer, offendlich.

Es ist unmöglich, bei der allgemeinen Verwendung solcher Formen festzustellen, wo eine mundartliche Spur angenommen werden darf und wo diese noch nicht durch die ordnende Hand des Grammatikers verwischt worden ist.

Betrachten wir nun die verschiedenen uns zur Verfügung stehenden Untersuchungen von Einzelsprachen unserer Epoche auf das hin, was sie über den Umlaut zu sagen haben, so stellt sich als erste Tatsache fest, wie gering rein zahlenmäßig die Nichtumlautungen auf niederdeutschem Gebiet, z. B. bei Friedrich Wilhelm[3]), im Vergleich zu denen sind, die uns aus Oberdeutschland berichtet werden[4]). Wir erkennen in dieser Tatsache eine Spur der Mundart in der Schriftsprache[5]), indem wir ein starkes Abnehmen des Umlauts im Dialekt gegen Süden dazu

---

[1]) Vgl. Urbach, S. 44. — Hummerich, S. 8.

[2]) Groschupp, S. 28. — Vogel, S. 93. —

[3]) Hummerich, S. 8.

[4]) Vgl. Blanckenburg, 30. — Boucke, S. 39. — Birlo, S. 18. — Hildebrand, S. 13. — Urbach, S. 44.

[5]) Vgl. Bahder, Grundlagen, S. 199f. — Wilmanns I, 281. — Paul, Mhd. Gramm. S. 25. — Kehrein I, S. 48, 71, 87, 114.

in Parallele stellen können[1]). Lassen wir all die zu Anfang gemachten Einschränkungen auch für die Belege aus dem oberdeutschen Gebiet gelten, so muß man doch die große Zahl der Fälle betonen, so daß, über eine graphische Unsicherheit und über die Folgen einer langen schriftdialektischen Tradition hinaus, immer doch lebendige Spuren der Mundart hier erblickt werden dürfen. So fallen denn auch die Verbesserungen, die die Oberdeutschen an ihren Schriften bezüglich des Umlautes vornehmen, durchaus mit denen anderer mundartlicher Besonderheiten zusammen[2]). Es ist selbstverständlich richtig, daß hinsichtlich der Umlautung von einer oberdeutschen Schreibtradition gesprochen werden kann, die vor unsern Augen der hochdeutschen Schreibtradition weichen muß[3]). Indem aber die in der oberdeutschen Schriftsprache sich findenden Formen ebenso gut ihre Entsprechungen im Dialekt haben, der täglich gesprochen wird, so dürfen wir neben und mit der schriftsprachlich-traditionellen Wirkung eine mundartlich impulsive erschließen, ohne entscheiden zu wollen, welche von beiden an Bedeutung und Wirkungsfülle an erster Stelle steht.

Nach allem dürfen wir kein einheitliches Schriftbild, auch innerhalb eines und desselben Denkmales nicht, erwarten. Prüfen wir das vorliegende Material, so zeigt sich, daß das Fehlen des Umlaut-u zahlenmäßig an erster Stelle steht[4]).

---

[1]) Vgl. Sütterlin, S. 119ff., 129. — Muth, S. 16. — Reis, S. 66. — Weinhold, bair. S. 43, al. S. 30. — Kauffmann, S. 149f. — Boucke, S. 39.

[2]) Vgl. Käslin, S. 30, 42. — Zagajewski, S. 25. — Hildebrand, S. 13. — Blanckenburg, S. 33.

[3]) Vgl. Blanckenburg, S. 30.

[4]) Vgl. Anm. 2. — Birlo, S. 18. — Boucke, S. 39.

Rucken, Ruckweg, zuruck, Mucke, Brucke, Stuck[1]), Krucken, schmucken, — nutzen, nutzlich, schutzen, — gulden, Huft, geduncken, (rumpfen, hupffen, sturmen, kussen), murrisch, funffzig, Burger, — Fruhe, — Heiligthumer, Willkur. — Kuchel, Kummernuss.

raumen, saumen, schaumen, traumen, — laugnen, — Saul[2]). — Rauber, Taufer, Vorlauffer, Verkauffer, Sauffer.

schamen, Unverschamtheit, unverschamt, Gwachs, Schanckkung, unzahlbar, verharten, beschrankt, Blaser, Fanger, Gartner, Buchhandler, Graber, Trager, Verachter, Wachter.

gewohnlich, kostlich, offentlich, wochentlich, — offtermalig, — schoppfen.

Elsassisch, Franckisch, Pfaltzisch, Saxisch, Westphalisch.—

Mannlich, nachtlich, buchstablich, formlich, figurlich, erkandtlich, sambtlich, hausslich, eigenthumblich.

Bekanntnuß, Betrangnuß, Behaltnuß, Erkanntnuß, Gelobnus, Verstandnus[3]).

Lamml, Gassel, Stadtl, Handl.

Der Widerstand gegen die Umlautung ist hartnäckig und seine Spuren sind noch gegen Ende des Jahrhunderts deutlich sichtbar[4]). Folgenschwer ist es aber, daß die mangelnde Umlautung sich in der Flexion bemerkbar machen kann. Ausgeliefert sind ihr die 2. und 3. p. sing.

---

[1]) Auch alte Doppelbildungen: rucken, bucken, verzucken, eindrucken, ertrucken, abtrucken, zerstucken. — Zusammenruckung, Verzuckung.

[2]) Zu Zaun (pl.) Blanckenburg, S. 36. — Vgl. Braune, ahd. Gramm.(3) § 216, Anm. 3.

[3]) Die Form der heutigen Endungssilbe -nis ist obd. allgemein: —nus. — nüss häufig bei Haller. — Boucke, 67. — Birlo, S. 21. — Blanckenburg, S. 86. — Zagajewski, S. 29. — Molz, PBB. S. 31, 299. — In Schlesien fehlt — nuss fast völlig s. Heilborn, S. 18. — Vogel, S. 91. — Interessant ist, was Tiemeroth (Kurtze und deutliche Anführung zur deutschen Poesie [1732] S. 70) bemerkt. Er verlangt die Schreibung — nüss. „Denn ich habe gehört, daß die in Franckfurt am Mayn und, welche dort herum wohnen, die letzte Syllabe gantz, wie ein u aussprechen: Begebnus: Betrübnus."

[4]) Vgl. Paulus 30. — Pfleiderer S. 295f.

präs. starker Verben, wobei vor allem das a beteiligt ist[1]), die Pluralbildung mit dem Mittel des Umlauts und die Komparation[2]).

er haltet, er fallt, er wachset, er fangt an, er tragt, er fahrt, er blaset, er laßt, er schlaffet, er schlagt, er tragt, er lauft.
Plur.: Vattern, garten, Faden, Spasse, Storche, vasse.
hartest, klarer, jungste.

Hier stoßen wir wieder auf eine Wirkung der Apokope des e. Die bei Mask. und Neutr. dadurch schwindende Kennzeichnung des Plurals führt zu einer ungewohnten Anwendung des pluralischen Umlauts im Oberdeutschen[3]):

Täg, Läst, Böck, Ärme, Hünde, Kösten, Bögen, Brünnen, Wägen, Mönde, Nähmen, Gärben, Fäsern, Dänck, Unförm.

Auch diese Erscheinung hat mundartlich-dialektische Entsprechung. Ebenso liegen die Dinge bei einer Schreibung:

Grätz, Päsing, Schwäbing, bräff, begnädigen, blämieren. —
Gräß, purpurfärbig, mannigfältig, halsstärrig, Gärmisch, Pärtenkirchen, Schärnitz[4]),

die sich als Versuch der Wiedergabe des hellen bayrischen a darstellt.

Auch die folgenden Erscheinungen sind modern dialektisch belegt:

Jüppe (Antipatriot. — Schw. Jd. III, S. 53.)
Stößen (Elis. Charlotte. — Schm. II, S. 789).
Göttheit (W. H. — Schm. I, 962)
Pflästern (Württemb. RQ. — DWB. VII, 1726.)
Märter (W. H. I, 370. — DWB. VI, 1077. Schm. I, 646.)
Äder (W. H. I, 424. — Schm. I, 35.)

---

[1]) Vgl. Blanckenburg, S. 33.

[2]) Vgl. Lauchert, Alem. 17, 81. — Sütterlin, S. 420. — Hildebrand, S. 55f., S. 69f. — Boucke, S. 52. — Birlo, S. 20. — Oskar Brenner, Bayr. Bibl. 18, S. 42.

[3]) Vgl. Birlo, S. 50. — Boucke, S. 57. — Hildebrand, S. 55. — Friedrich, S. 43. — Molz, PBB. 27, S. 218, 279.

[4]) Vgl. Birlo, S. 23.

verräthen (Antipatr. — Schm. II, 169).
Gätter (Strigl. I, S. 127).
Rhein-Gäu (Haller, Tgb. — Parn. Boic. I, 327: Attergöw. Schm. I, 852.)

Es muß weiter dahingestellt bleiben, wie weit die[1]) durch die mundartliche Umlautfeindlichkeit eingetretene Schreibunsicherheit Setzung falscher Umlaute herbeigeführt hat. Die Unzulänglichkeiten der graphischen Aufzeichnung machen es sehr schwierig, darüber einwandfreie Feststellungen zu treffen. Wir dürfen jedenfalls nach unseren früheren Erfahrungen ein solches indirektes Auftreten der Mundart auch für den Umlaut annehmen[2]).

Wir haben bereits erwähnt, daß der oberdeutsche Widerstand gegen den Umlaut noch das ganze Jahrhundert ausfüllt: „Infolge des Einflusses der mitteldeutschen Literatursprache sind zwar auch in die oberdeutsche Schriftsprache viele umgelautete Formen eingedrungen; aber daneben erscheinen im 18. Jahrhundert noch oft die spezifisch Oberdeutschen ohne Umlaut[3])." Bedenkt man, daß zu Ende des Jahrhunderts der Widerstand gegen die mitteldeutsche Einheitssprache innerlich doch aufgegeben ist, so erscheinen uns diese oberdeutschen unumgelauteten Formen doch in erster Linie als Zeugnisse eines mundart-

---

[1]) Urbach, 45 belegt aus Liselotte: mißtreuisch, ungläublich, leunisch usw. — Natürlich finden sich auch außerhalb des eigentlichen oberdeutschen Gebietes noch zahlreiche Fälle dialektisch belegter Umlautungen. — Hintringer (S. 29) über umgelautetes u vor r.

[2]) Für folgende Umlautungen habe ich dialektische Belege aus dem gesprochenen Gebrauch nicht finden können. Ob sie deshalb tatsächlich falsche Umlautungen im obigen Sinne sind, wage ich nicht zu entscheiden: Schmück (Mahler I, S. 525), Ausdrück (Breitinger, Dichtk. S. 133), Vörderwelt (Bodmer, 4 Ged., S. 4, später o), Widersächer (Mahler I, S. 218).

[3]) Pfleiderer, S. 295. — Vgl. Kasch, Sprache des jungen Schiller. Diss. Greifswald (1900). S. 48ff.

lichen Sprechgebrauchs, und wir erkennen in ihnen in erster Linie Spuren der Mundart, in zweiter Linie Nachwirkungen einer provinzialen Schreibtradition.

3. Diphtongierung und Monophtongierung.

Der Übergang zur neuhochdeutschen Sprachepoche ist vornehmlich gekennzeichnet durch die Diphtongierung der langen Vokale î, û, iu. An dieser Diphtongierung haben das Alemannische und Teile des Westmitteldeutschen nicht teilgenommen[1]). Diesen dialektischen Verhältnissen entsprechend können wir aus Rechtsquellen des alemannischen Gebietes belegen[2]):

schriber (1724, 98)
gerichtsschribery (307).
verschribung (1780, S. 629)
Widen (S. 98)
glich (S. 577)
grift (3. p. s. präs. S. 577)
stümplin (Schw. RQ. I, 1, 1. S. 193)
krut, gebruchen, usserhalb (S. 577)
uf (S. 577, Schw. RQ. I, 1 S. 18. — Künssberg, S. 351)
crütze (Grimm. IV, S. 129).

Aus dem westmitteldeutschen Gebiet:

uf (R. W. II., 2 S. 31. — L. W. S. 88, Grimm VI, S. 532)[3])
uspleibd (Grimm I S. 614)
glich (Grimm I, S. 616)
Wien (= Wein. Grimm I, S. 616)

Auch das undiphtongierte i bei Liselotte darf für die Mundart in Anspruch genommen werden:[4])

gelichen, schriben, hirby, verblibe.

---

[1]) Vgl. Reis, S. 83. — Wilmanns, I, S. 300ff. — Kehrein, I, S. 56, 58.— Sütterlin, S. 132ff.

[2]) Schw. RQ. 14, I. 1.

[3]) Überhaupt bleiben „us", „uf" lange. Vgl. Reinhold Bechstein, die Luzerner Mundart und die nhd. Schriftsprache. Z.f.d.U. VIII, S. 568.

[4]) Urbach, S. 43.

Ebenso dürfen wir die fehlende Diphtongierung bei Friedrich Wilhelm I. als eine Spur seiner Mundart in seiner Schriftsprache ansprechen[1]):

gelich, flissig, verblibe, schriben, siedt (= Seite), gebruchen, durtte, duget nit, hushalte, daruf, darus, herus.

Die nhd. Diphtonge erfahren dann auf weiten Gebieten eine neuerliche Monophtongierung (au > ō, ei > ē). Wir stellen, ohne auf die Herkunft der einzelnen Diphtonge näher einzugehen, in unseren Quellen eine weit verbreitete Diphtongfeindlichkeit fest, in der wir wiederum eine Spur des mundartlichen Gebrauchs erkennen dürfen, nicht zuletzt deswegen, weil diese, wie die bisher besprochenen Erscheinungen, in erster Linie in unliterarischen Quellen auftreten, während literarische Quellen in der Regel sich unter den Zwang der Schriftsprache beugen[2]).

Wir beginnen auf niederdeutschem Gebiet:

Hummerich (S. 9): wachtmester, hoffmester, gelehse, kener, däwetter (Schulte S. 150).

Kurfürstin Sophie: sten, schlefe, mester, ehns, ehnmal, das ehne[3]).

Elisabeth Charlotte (Urbach, S. 41): rassen, allen, kenen, kän, entzig, ene, gesundhed, ich weß, gester, men (= mein), rech (= reich), verglechen, kan (= kaum)[4]).

Wir belegen weiter aus oberdeutschen Quellen[5]):

---

[1]) Hummerich, S. 10. — Reis, S. 83. — Hummerichs Belege (9): lutte, schlude, getrue, frundt möchte ich doch eher für den alten Monophtongen mit mangelnder Umlautsbezeichnung halten.

[2]) nur: müte (Mahler I, S. 319), Winsberg (Mahler II, S. 134).

[3]) Wie schwankend die Schreibung ist, beweist: „Ehn complement in einer handt undt ein dreck in die andre". Sophie, S. 116.

[4]) zahm (= zaum), Abraham. Vgl. Lauchert, Alemannia 17, S. 81.

[5]) Vgl. Weinhold, bair. S. 51, § 38. — Muth, S. 18. — Castelli, S. 5: „au, wenn ... ein Mittelbuchstabe folgt ... so hört man in der Mundart statt au nur ein reines hohes a ... Lab ... zam ... affa ..."

pämb (Ö. W. I, S. 146, Grimm VI, S. 154. — Schw. I. IV, S. 1230)
gemändtholz (Schw. RQ. 14, I, 1, S. 14. — Schw. I. IV, S. 299)
häbt (Ö. W. V, S. 538)
läbschäb (Ö. W. V, S. 538)
Sträbüchsen (Strigl VI, S. 34)
verdähung (Parn. Boic. I, S. 474).

Wir erblicken in diesen Erscheinungen Spuren in der Schriftsprache für jenen mundartlichen Gebrauch, den Gottsched für sein Obersachsen einmal folgendermaßen rügt: „In Meißen sagt man Kleeder statt Kleider[1]).“

Die andere Erscheinung, die in der Schriftsprache mundartliche Spuren hinterläßt, ist die nhd. Monophtongierung der mittelhochdeutschen Diphtonge ie, uo, üe. Diese Monophtongierung ist in Oberdeutschland durchgängig im dialektischen Gebrauch nicht angewandt[2]). Die eingetretene Entrundung, von der ja noch ausführlich die Rede sein wird, hat dabei vielfach einen Zusammenfall von ie und üe bzw. deren Entsprechungen herbeigeführt. Daß das e des Diphtongs für die Nichtoberdeutschen in dieser Epoche längst zum nichtgesprochenen Längezeichen geworden ist, ist ohne Zweifel. „Es haben einige das e in ie im Schreiben angefangen auszulassen, weil es doch nicht gehört werde im lesen[3]).“ Ebenso unzweifelhaft ist es, daß die Oberdeutschen auch in der Schreibung ie nach wie vor den Diphtongen sehen. Einerseits verwirft der Pater Dornblüth mit aller Entschiedenheit das Dehnungs-e als eine „affectierte Seltsamkeit der Sachsen“, wenn auch sein eigenes praktisches Verhalten dem nicht völlig entspricht[4]). Zum andern wehrt sich der Parnassus

[1]) Sprachkunst, S. 23. [2]) Reis, S. 73ff.

[3]) Bödiker (1723). S. 31. — Ein Beispiel dafür ist: Grüwel, hochteutsche Vers-Reim- u. Dichtkunst. Neuenruppin. (1709).

[4]) Vgl. Boucke, S. 36.

Boicus gegen die Kürzung der Diphtonge ie zu i: „Es pflegt dise zweyte Art der Teutschen Sprach-Verderbung / so wir die gezwungne Red- oder Schreib-Art nennen / verschydner massen begangen zewerden. Und zwar erstlichen durch Stimmlung derjenigen Vocalen oder selbstlautenden Buchstaben / die der Sprach eine Leicht- vnd Lieblichkeit geben / als wie / wann sie sprechen oder schreiben di, si vor die, sie ...[1])."

Die Folgen dieser Einstellung sind die konsequenteste Trennung des mhd. Diphtongen vom mhd. kurzen i und dementsprechend die durchgängige Anwendung des h als Längezeichen. Dürfen wir bei diesem Verhalten auch wiederum ein Wirken der oberdeutschen Schreibtradition und der eben angeführten oberdeutschen Grammatikertätigkeit erblicken, so werden wir doch daneben das Vorhandensein einer dauernden Stütze dieser Tradition durch die täglich gesprochene Mundart annehmen können. Auch die Mundart trägt dazu bei, wenn bei einem Niederdeutschen wie Friedrich Wilhelm I. die Dehnung des i durchgängig durch e und wenn sie bei den Oberdeutschen häufiger durch h wiedergegeben wird[2]).

Noch deutlicher erkennbar ist die erhaltene Diphtongierung von u. Am verbreitetsten ist die Schreibung ue:

> Buech, Schuel, Schueler, Schueh, Schuech, Stuel, Behuef, Fueg, fuegsam, befuegt, Fuess, genuegsam, Gluet, Guet, Hueb, Huesten, Huet, Landshuet, klueg, Rueder, Ruef, ruehen, Versuech, Wueth, truege, schluege, dazue, Zuestand, Zuenahmen, Zuelauff

finden wir im Parnassus Boicus. Bei Abraham zeigt sich ein ähnliches Bild (Blanckenburg, S. 40). Stärker als bei ihnen dürfen wir die Folgen der Mundart bei Stranitzki

---

[1]) Vgl. Birlo, S. 16.

[2]) Vgl. Hummerich, S. 16. — Hintringer, S. 32: vier, mier. — dehme, er wahr.

Stuedte, Gueth, Fuess, ruefen, guetachten, Fueg, betrüeben, Brüederschafft

und in den Briefen der Herzogin Maria Anna

guetten, grues, genuech usw.

einschätzen, deren Verbindung mit der schriftsprachlichen Tradition sehr gering ist.

Rechtsquellen des Gebietes bringen uns dann auch Formen, die den älteren Stand des Diphtonges widerspiegeln:

buoch (Schw. RQ. 14, I, 1, S. 499. [1730])
güöter (ebenda)
güeter (ebenda S. 92, 628)
müassen (ebenda, S. 92).

Auf niederdeutschem Gebiet sind die Entsprechungen der nhd. Diphtonge die alten Monophtonge e (und o)[1]). Ich belege einige schriftsprachliche Erscheinungen, die sich zu diesem dialektischen Verhalten in Parallele stellen:

Beest (Fr. W. S. 366)
Beester (Abel II, S. 258)
egalisert (Fr. W. S. 454)
freden (Grimm VI, S. 633)
lebern (Grimm I, S. 613).

Oberdeutschland und Niederdeutschland sehen wir in verschiedenartigen Entwicklungen stehen. Nicht schärfer wird diese Verschiedenheit beleuchtet als durch das, was auf niederdeutschem Gebiet zur Dehnung durch e möglich ist. Das oberdeutsche diphtongische ue findet im Niederdeutschen seine Entsprechung in einem ue, das wir etwa immer wiederkehrend in den brandenburgischen Schöffenstuhlakten antreffen. Die gleiche Schreibung zeigt uns den oberdeutschen Diphtongen und den niederdeutschen gedehnten Monophtong[2]).

[1]) Vgl. Reis, S. 80, 86.

[2]) Vgl. Becker, die Sprache Friedrich v. Spee. Diss. Berlin. (1912) S. 12.

4. Gerundete und ungerundete Vokale.

„Reine Reime sind / welche in der Schrifft und Außrede gleich seyn / als: Land / Hand ... Unreine Reime sind / die in der Außrede zwar gleich lauten / aber in der Schrifft ungleich seyn / weil sie nicht einerley Buchstaben haben. Als: Mir, für; Schweigen, zeugen; Strick, glück; verliehren, führen ... Diese und dergleichen mag man wol setzen / ... aber sparsamlich[1])." Praschius, in seinem Discurs[2]), der Oberdeutsche, erklärt diese Reime für „undisputirlich und gemein". Dem entspricht es, wenn Johann Samuel Wahl[3]) feststellt, daß ein Reim ie: ü „garnichts verschläget, weil es außer dem *Accent* aufs Gehör ankömmt, und beyde *Diphtongi* übereinklingen, so gar, daß man aus der Aussprache die unterschiedliche Schreib-Art nach der hochteutschen Muttersprache garnicht abnehmen kan, ob sich gleich die Nieder-Sachsen bemühen, hierinnen einen Unterscheid zu machen[4]"). Wir können Wahls Aussage dahin ergänzen, daß die Niederdeutschen wohl dialektisch mit der Gleichsetzung von gerundeten und nichtgerundeten Vokalen nicht übereinstimmen, daß sie aber allmählich sich solcher Reime als einer willkommenen Bequemlichkeit bemächtigen. Dann wird das, „was obersächsisch eigentlich keine Reimfreiheit war"[5]), in Niedersachsen eine poetische Lizenz. Die Neumannschen Sammlungen belehren uns dessen, und ein Niedersachse selber, Brockes, erklärt ausdrücklich die Reime i : ü für zulässig[6]). Damit

---

[1]) M. Theodori Kornfeldi ... Poesie ... (1686) S. 26. — S. 25: „Man mag wol in die Reimen bringen ungleiche *Vocalen*, die im Außspruch aber einen ziemlich gleichlautenden Thon machen / als Sitzen / Schützen; Lieben / üben; Finden / gründen ..."

[2]) Von der Natur des Teutschen Reimes (1686) Abschnitt 8.

[3]) Gründliche Einleitung ... (1725) S. 18.

[4]) Ähnlich: Kurtze und leichte Methode grammaticam Latinam ... der .. Jugend byzubringen ... von J. A. Frohnio. S. 412.

[5]) Neumann, S. 103 § 51. [6]) PdN. I, S. 26.

ist aber auch bereits gesagt, daß die Reime kein ganz einwandfreies Mittel zur Erkenntnis der tatsächlichen Aussprache mehr sind[1]).

Die dialektischen Verhältnisse gibt Reis folgendermaßen an (85): „Die Entrundung findet sich vorwiegend im Mittel- und Oberdeutschen (südfränkisch, schwäbisch, niederalemannisch, bayerisch). Das Ostfränkische, Hochalemannische und Ripuarische, das Niederdeutsche haben jedoch meistens die gerundeten Laute der Schriftsprache[2])."

Wir lassen die Frage ganz beiseite, ob tatsächlich im älteren Neuhochdeutschen ö und i mit weniger energischer Lippentätigkeit gesprochen worden sind[3]). Eine graphische Verwirrung zwischen ö und e, i und ü, eu und ei ist schon für das 13./14. Jahrhundert feststehend[4]). In den Schreibungen unserer Epoche erblicken wir die Ausläufer dieser Verwirrung, die immer wachgehalten wird dadurch, daß die täglich gesprochene Mundart auf weiten Strecken keine Anhaltspunkte für die Schreibung geben kann[5]). Die Mundart als mitwirkendes Element dürfen wir also auch hier annehmen. Wir erkennen das ganz deutlich, wenn für die Handschriften der Hofmannswaldauschen Gedichte festgestellt wird, daß sie, weil weniger als der Druck mit geordneter Schreibtradition verbunden, diese Verwirrung viel stärker bekunden als die gedruckten Ausgaben[6]).

In diesem Sinne sprechen die Verhältnisse Oberdeutschlands. Oberdeutschland, das der nhd. schriftsprachlichen

---

[1]) So sind anzusehen die Reime, die Zagajewski S. 75 aus Haller anführt.

[2]) Vgl. auch Bahder, S. 180. — Sütterlin, S. 162.

[3]) Vgl. Groschupp, S. 51.

[4]) Vgl. Weinhold, mhd. Gramm. § 126.

[5]) Vgl. Groschupp, S. 50. — Vogel, S. 91, 117. — Hintringer, S. 28. — Rosenmüller, S. 169.

[6]) Vgl. Hintringer, S. 28. — Vgl. Wilhelm Metzger, Logaus Sprache. S. 16f.

Tradition bis zu einem gewissen Grade fernsteht, zeigt in bezug auf Rundung und Nichtrundung völlig außerhalb dieser schriftsprachlichen Tradition stehende Erscheinungen. Wieder wirkt hier gewiß eine provinziale Schreibgewohnheit. Nach allem, und in Anbetracht des weiten Umfanges, der Hartnäckigkeit und der Dauer, mit der sich diese Erscheinungen halten[1]), dürfen wir auch hier mit Spuren des mundartlichen Gebrauchs rechnen.

Urbach, S. 41:
gutte und bösse leydt, verseimbt, freindin.
steuff, verleutstu mir.

Birlo, S. 13f.:
Beilen, Feichtigkeiten, schleinigen, freidenreich, Freindschafft, Zeignuss, unfreindlich.
Flette, Gressen.
dinn, Pfitzen, untichtig, schitten, Zerrittung, schittlet, zertrimmern, gebirend, fiegete, erschitterte, verwiestete, zugefiegten, gefligelte, Beschitzer, spieren.

Maria Anna:
bemieht, Mihe, gliclich, wintschen, griessen, rieren.
schen, erter, klester.
leit, kreitz, freid, teitsch.

Bei Abraham[2]) und Stranitzki ist das Bild kein anderes.

Boucke, S. 38:
zerrittet, krippelhaft, zertrimmern, Gribelgeist, Getimmel, Hilsenfrüchte.

Ein Beispiel wie „Hilsenfrüchte" beweist aber auch, wie sehr die Frage Rundung oder Nichtrundung eine orthographische geworden ist. Denn die Mundart des Schreibers hat natürlich ungerundeten Vokal in beiden Fällen. Für die Hilflosigkeit der Oberdeutschen spricht eine Klage

[1]) Vgl. Paulus, S. 14. — Kasch, Mundartliches in der Sprache des jungen Schiller. Diss. Greifswald (1900) S. 39f. Pfleiderer, S. 300f.

[2]) Vgl. Lauchert, Alemannia 17, S. 81f. — Blanckenburg, S. 49f.

im Parnassus Boicus: „Denn was wird man für eine Regel geben können, daß ich z. E. bey, sey, frey und nicht bei, sei, frei oder gar beu, seu, freu schreiben soll? Es läßt sich keine aus der Aussprache, noch aus der Etymologie, noch aus der Analogie erzwingen: man muß sie also durch die Lesung guter Bücher unterscheiden lernen.“[1])

Einerseits also für eine indirekte Folge der Mundart dürfen wir Schreibungen des gerundeten Vokals im Oberdeutschen ansehen. Daneben müssen wir aber noch eine unmittelbare Wirkung des mundartlichen Gebrauchs in Rechnung setzen, die darauf beruht, daß das Alemannische und Bayerische Rundung des Vokals kennen, wo die Einheitssprache ungerundete Vokale hat. Diese Bewegung ist also der Entlabialisierungstendenz entgegengesetzt. Ihre Anfänge reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück[2]). Es bleibt dahingestellt, ob diese gerundeten Laute phonetisch identisch sind mit den alten. Die Schreibung hatte zu ihrer Bezeichnung nichts als die alten Mittel zur Verfügung.

Vom Österreichischen erklärt Castelli: „Am meisten wird statt des e ein ö gehört. Z. B. lös'n, wöda, göb'n.“ ü kennt er nur vor l[3]). Damit ist schon angedeutet, daß die Rundung abhängig ist von der konsonantischen Umgebung. Meines Wissens ist eine nähere Feststellung der Rundungsbedingungen noch nicht erfolgt[4]). Nach unseren Belegen können wir den Eintritt der Rundung sicherlich nach Labialen annehmen:

Parnassus Boicus (Birlo S. 14):
Weitschüchtig, Stüfftung, kürchen, Güfft, bewürcken, gürende, Geschwüster, Münderjährigkeit, verwürre und verwückle, Verwürrungen, würdet, Fürmung, langwürig,

[1]) Vgl. Birlo, S. 15.

[2]) Vgl. Weinhold, al. S. 29.

[3]) S. 7, 12, 14, 16.

[4]) Vgl. Boucke, S. 37. — Oskar Brenner, Bayerns Mundarten. I. S. 139. — Kehrein, I. § 77f. — Blanckenburg, S. 45. — Muth, 18.

wür, begührig, Sütz, Schwürigkeiten, Würthschafft, Stüfft, Mitglüd, Tiefsünnigkeit, Kütt.
wötzte, Schmölzung, Bewögungen, Würkungen, Außdönen, entpören, gespörrt, erwöhlt, erhöbet, erhöblich, verzört, sönliche.
leuchter, Zeutungen, Breute (= Breite).

Observationes (Boucke, S. 37):
Wür, Würth, Wütterung, Würbel, Kürche, Bezüchtigen, Verpflüchtung.
Wöhre, gewöhr, erwöhlen, Schwöfel, Vöste, Schörge, verzöhren.

Die Schweizer (Hildebrand, S. 8):
wüssen, entrünnen, Wüssenschaft, Küssen, Gebürge

Bei Abraham ist das Bild das gleiche[1]). Wenn Blanckenburg das eu bei Abraham als ein schwäbisches Element in seiner Sprache erklärt, so ist dem entgegenzuhalten, daß Stranitzki, dessen Verbundenheit mit irgendeiner schriftsprachlichen Tradition nicht sehr groß gewesen sein kann, als Österreicher die gleichen Rundungen hat:

Lüst, Küsl, Schmüncke, Gebütherin, wür, wünden, münder, Gewünn, begünnen, wüchtig, verlühren, müsfahlen.
erwöhlt, Körkher, erströcken, Pöltze, schwölle, quölhen, verzöhren, Gewöhr, mörcken.
geschreu, Beul, Keul, Freuheit, beutschen.

Ebenso in Rechtsquellen:

wüssen, wür, zwüschen, Stüfft (Schw. RQ. 14, I, 1, S. 94).
würklich, fünger, wüssen (Ö. W. VI, S. 459).
wüss, Geschürr (W. RQ. S. 241ff.).
schöllen, stöllen (Ö. W. VI, S. 459).

Wir können denn auch Belege für die oberdeutsche Vokalrundung, sei es nun, daß sie eine graphische Verwirrung, sei es auch, daß sie eine formale Anlehnung oder sei es schließlich, daß sie ein tatsächliches unmittelbares Zeugnis der

---

[1]) Vgl. Blanckenburg, S. 44, 48. — Lauchert, Alemannia 17, 81f. — zu Haller: Käslin, S. 13.

gesprochenen Sprache darstellt, bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts hinein antreffen[1]).

Auf niederdeutschem Gebiet treffen wir dann Belege für eine Vokalrundung, deren Verwurzelung im gesprochenen Dialekt unzweifelhaft feststeht, zumal wenn Belege aus einer so unliterarischen Quelle wie Friedrich Wilhelm I. angeführt werden[2]):

nach den türgarten
ich habe ühm geantwort
die feuersprützen
sein sie ümmer mein freundt
tohtfeund
5 fenris und gefreuthe

Die Frage bleibt offen, ob man auch eine Schreibung wie „dü glückliche Zeitung"[3]) in den Briefen des Hamburger Bürgermeisters Johannes Schulte hierher rechnen darf, oder ob man darin eine Verschreibung durch Vorwegnahme des folgenden ü zu erblicken hat.

Daß diese Belege aus unliterarischen Quellen entnommen werden können, verleiht ihnen eine besondere Beweiskraft, da für sie die Wahrscheinlichkeit einer schriftdialektischen Beeinflussung sehr gering und, wenigstens für Friedrich Wilhelm, die in ihnen verwirklichte Absicht zu phonetischer Schreibung um so feststehender ist.

5. e-Laute.

Im Rahmen unserer Untersuchung ist es völlig unmöglich, die e-Laute und ihre Beziehung zueinander zu behandeln. Soweit es nicht schon geschehen ist, müßte eine ganz gesonderte Arbeit diese Aufgabe unternehmen. Friedrich Neumann (S. 8) bezeichnet die Verhältnisse im Reim so, „daß im 17. und noch im Anfang des 18. Jahrhunderts

[1]) Vgl. Paulus, S. 14.
[2]) Vgl. Hummerich, S. 14.
[3]) S. 133.

die meisten namhaften Dichter, jeder in seiner Weise, die Unterschiede der Qualität deutlich zum Ausdruck bringen."

Wir beschränken uns hier nur auf Feststellungen einiger weniger Erscheinungen, die mit dem mundartlichen Gebrauch zweifellos in Verbindung gebracht werden können[1]).

Alemannisch dialektisch ist der offene e-Laut. In der Schreibung zeigt er sich durch ä[2]):

Haller (Zagajewski, S. 27):
lähr, lär, gelährt, gelärt, schwär, entbähren, dähnt, entwähnen, drähn, ungedrähet. —

Im Reim: Seelen: erzählen, währen: lehren, Ehre: Altäre, Ehre: wäre, fehlet: quälet, zählte: fehlte, begehren; währen, vermähle: Seele, Nebel: Schnäbel, schmähet: flehet.

Die Schweizer (Hildebrand, S. 2):
Mähl, Wällen, Kähle, entbähren, wegschären, stählen, Gespänster, Hächel, Gesätze, Gärber[3]).

Mit der Unsicherheit in der Schreibung mischt sich ein etymologisches Prinzip der Orthographie. In solchen Fällen kann allenfalls nur noch von mittelbaren Spuren der Mundart die Rede sein.

Aus dem bayrischen Gebiet dürfen dazu ä-Schreibungen für das dialektisch helle a gerechnet werden[4]). Soweit nicht schon auf S. 120 einige Fälle angeführt sind, gibt Birlo (S. 15) Belege aus dem Parnassus Boicus. Die Wirkung der gesprochenen Sprache auf die Reimtechnik noch Schillers hat Pfleiderer nachgewiesen[5]).

---

[1]) Hummerich (S. 11) gibt zahlreiche Belege für die Unfähigkeit Friedrich Wilhelms, zwischen geschlossenem und offenen e zu unterscheiden.

[2]) Weinhold, al. § 13. — ZfhdM. I, S. 13ff.

[3]) Schw. RQ. I, 1, 1 S. 18. (1697): fäld, sächs. — Drollinger: Mähl, Beschwärde, schwär, sälig, Ruhmräthigkeit.

[4]) Vgl. Castelli S. 4.

[5]) S. 300ff. — Vgl. auch Paulus, S. 16.

Die bereits oben mit Beispielen belegte rationalisierende, auf Analogien ausgehende Rechtschreibung verdunkelt natürlich für die Erkenntnis der e-Qualitäten das Schriftbild um ein bedeutendes. „Die *Nomina* und *Verba Derivata* müssen im schreiben nach ihren *Primitiva* und *Original*-Haupt-Wörter gerichtet werden; als: Wälder / und nicht / Welder / weil es her-kompt von Wald[1])." Überhaupt bezeichnet der Eintritt in die Periode der analogischen Grammatik[2]) eine starke Abschwächung der Verbundenheit mit dem gesprochenen Wort[3]). Indem dieses mundartliche Wort nicht mehr zuverlässig genug ist, die Orthographie zu bestimmen und indem zwischen Mitteln der Schreibung und Tatsachen der Aussprache eine Diskrepanz eintritt, die das urteilende Gehör nicht mehr überwinden kann, ist die Analogie der letzte Maßstab, an den man sich zu klammern weiß.

Diese häufig auftretende grundsätzliche phonetische Bedeutungslosigkeit der Schreibung ä oder e können wir an dem Verhalten den ä : e-Reimen gegenüber erkennen: „ä und e machen einen Reimschluß, als: .... fähret, zehret, stärket, merkket[4])." Für Frohnius, der diese Feststellung macht, ist der ä : e-Reim phonetisch zulässig, und die Schreibung spielt für die Reimreinheit keine Rolle[5]).

6. „Extrem"-Vokale.

Die beiden Extremvokale i und u sind in den Dialekten mannigfachen Berührungen mit den ihnen benachbarten

---

[1]) *M.* Theodori Kornfeldi .... Alt-Neue Poesie .... (1686). S. 87.

[2]) Vgl. Jellinek, I. S. 132f.

[3]) Vgl. Groschupp, S. 48.

[4]) Kurtze u. leichte Methode .... von J. A. Frohnio. S. 412.

[5]) Vgl. zu dem vorstehenden Abschnitt: Wilh. Braune, Zu den deutschen e-Lauten. PBB. XIII. S. 573ff. — Luick, PBB. XI. S. 412, XIV, S. 127.

Vokalen e und o ausgesetzt[1]). Hier für uns eine einheitliche Normalisierung dieser dialektischen Verhältnisse herbeizuführen, erscheint überflüssig und zudem sehr gefährlich. Wir verzichten darauf, das ganze Material zu bieten, da das auf eine bloße Aneinanderreihung der schriftsprachlichen Zeugnisse nebst ihren dialektischen Entsprechungen hinauslaufen müßte und greifen einige Beispiele heraus, die uns geeignet erscheinen, einen Ausschnitt aus den hier sich erhebenden Fragen zu bieten. Für das Bayrische ist eine dialektische Vertretung des einheitssprachlichen u durch o ebenso wie die des einheitssprachlichen o durch u nachgewiesen[2]). Wir belegen dementsprechend aus bayrischen Quellen:

Forcht (Abr. 4, 26)
Schnopftuch (Ollapatrida S. 241)
Stockadorengel (W. H. I. S. 346).
schnopfen (Ollapatrida, S. 241).
ropffen (Ollapatr. S. 352)
gronzen (W. H. I, S. 431).
trummel (Ollap. S. 13. — Schm. 1, 664).
besunder (Strigl, II, 83).

Für das alemannische Gebiet sind die dialektischen Bedingungen ähnlich[3]). Hildebrand (S. 6) führt aus den Schweizern an: forscht, trucken, trutzen, Abkonfft, Zusammenkonfft. Dem entsprechen dann auch die Belege für einen Wechsel zwischen ö und ü. Die Form der Rechtsquellen paßt dazu. (sunst, Künßberg, S. 151). Es ist etwa anzuführen die Verschreibung „Kirchentron" für „Kirchentorn"[4]). Schließlich fügt sich Liselotte hier an[5]):

---

[1]) Vgl. Reis, S. 71ff. — Virgil Moser, PBB. 41 (1916) S. 437f.

[2]) Vgl. Schm. MA. S. 75, 68. — Castelli, S. 13. — Paulus, S. 11ff.

[3]) Vgl. Weinhold, al. S. 26.

[4]) B. W. S. 115.

[5]) Urbach, S. 41.

blundt, gewunen, geschwul, thumb, thun (= ton), thut (= tod), dorch, geschlochst, auffzumontern.

Am Beispiel Liselottes können wir auch Spuren des mundartlichen Schicksals des andern Extremvokals i feststellen[1]). Der vielfach mitteldeutsche Wechsel zwischen e und i äußert sich in ihren Briefen[2]): schwirmen. Gottsched stellt im Anblick der Verwirrung, die für ihn in den einzelnen Gegenden Deutschlands herrscht, fest[3]): „...nichts ist gewöhnlicher als in der gemeinen Sprache das o in u, und ö in ü zu verkehren." Wir können also auch für die Schreibung der Extremvokale und ihrer Nachbarlaute feststellen, daß die regelnde Grammatik sich der ordnenden Arbeit angenommen hat und daß damit die Spuren der Mundart bereits verwischt zu werden beginnen.

Wir werfen hier noch einen Blick auf die Verhältnisse des Reimes[4]). Wir greifen da als Beispiel die schlesischen Verhältnisse heraus. Weinhold (S. 31) erklärt über den Ersatz des alten i durch dialektisches e: „Dieses e für i ist aus dem Niederdeutschen in das Mitteldeutsche eingedrungen. Die meisten mittelrheinischen und mitteldeutschen (Dialekte) haben es noch heute... Es findet sich jedoch auch oberdeutsch." Ebenso bezeugt er dialektischen Ersatz des einheitssprachlichen ö durch i.

In der schlesischen Reimtechnik äußern sich diese dialektischen Verhältnisse durch die i : ö Reime. Sie fangen von Opitz ab bei den Schlesiern an und weichen

---

[1]) Vgl. Reis, S. 76.

[2]) Urbach, S. 43. — Vgl. Schm. MA. 69f. — Kerschbaum, (Abr. 100), erden (Strigl, III S. 71) — Pembsel (Strigl, I S. 14) — lidern (Strigl, II. S. 351.) — zum irsten (Grimm I. S. 619: Eifel), brengen (Grimm III. S. 809: Mosel), ehr (= ihr. Grimm III. S. 586).

[3]) Beob. S. 121. — Vgl. Bahder, Grundl. S. 187.

[4]) Vgl. Neumann, S. 117.

erst allmählich dem e : ö-Reimgebrauch der nicht labialisierenden Obersachsen[1]). Aber noch Günther hat diese dialektischen Reime trotz des Rufes seiner Sprachreinheit[2]). Wir haben also in der schlesischen Artikulation des ö als i eine sehr hartnäckige dialektische Sonderheit zu erblicken. Um so bemerkenswerter ist es, daß wir sie wohl im Reim, keineswegs aber etwa auch in der Schreibung feststellen können. Hier bei Günther erweist sich also die Schreibung für den Dialekt unzugänglicher als der Reim. Das ist in Schlesien nicht immer so gewesen. Aus Logau sind andere Schreibungen durchaus belegt[3]).

Ebenso schlesisch dialektisch sind die o : u-Reime. Auch sie werden nach Opitz allmählich zurückgedrängt. Aber diese Zurückdrängung ist bei weitem erfolgreicher als die andere. Nicht erst Günther räumt mit den dialektischen Reimen auf, aber er ist gänzlich rein. Wir gehen darum nicht fehl, wenn wir die in seiner Sprache auftauchenden wechselnden Schreibungen[4]) für o und u in Beziehung setzen zu jener allgemeinen Berührung der beiden Laute, die Gottsched beklagt. Die i-e-Schreibungen haben ein solches allgemeines Schwanken nicht. Erst da, wo die schriftsprachliche Tradition allgemein gelockert ist, d. h. wo sie nicht einheitlich und gradlinig ist, gestattet sie der Mundart in stärkerem Maße Einlaß in die Schreibgewohnheit des Einzelnen.

---

[1]) Vgl. Dunckelberg . . . Zur teutschen Prosodi Vierstuffichte Lehr-Bahn (1703). S. 24.

[2]) Vgl. Groschupp, S. 26. — Anleitung zur Poesie. Breslau. (1725), S. 85 „Der Herr von Logau hat auch nicht so offt wider den *Dialectum* als Günther verstossen."

[3]) Vgl. Wilhelm Metzger, Logaus Sprache, Diss. München (1904). S. 22.

[4]) Vgl. Groschupp, S. 31.

7. Die Quantität[1]).

Die Schreibung vermag uns über die Vokalkürze oder -länge nicht immer ein eindeutiges Bild zu verschaffen[2]). Das beweist die eine Tatsache bereits, daß wir bei Abraham (S. 44) neben der zweifellosen Diphtongierung „mueth" die Schreibung „muttwillen" antreffen. „Die Quantität ist in den seltensten Fällen aus der Schreibung sicher zu erkennen. Selbst Konsonantenverdoppelung ist vielfach kein Kriterium für Kürze[3])." Der Reim ist aber gerade hier um so unzuverlässiger, als er nicht nur entweder gar keine lautliche Gleichheit darstellen kann (unrein), wie wohl die Forderung der Reimreinheit auch hier mit allem Nachdruck erhoben wird[4]), sondern als er auch auf den ersten Blick hin die Frage offen läßt, ob zwei phonetische Kürzen oder zwei phonetische Längen im Reim gebunden sind[5]). Wir werden also wiederum all die Fälle auszuscheiden haben, in denen die Deutung der Überlieferung nicht ganz einwandfrei geschehen kann.

Das dialektische Bild der beim Übergang zum Neuhochdeutschen vollzogenen Vokaldehnung ist kurz dieses, daß die Dehnung vom Alemannischen aus sich über das ganze hoch- und niederdeutsche Gebiet in verschiedenen Ab-

---

[1]) Vgl. Ritzert, die Dehnung der mhd. kurzen Stammsilbenvokale in den Volksmundarten. PBB. 23, S. 131ff. — Paul, Vokaldehnung und Vokalkürzung. PBB. IX, S. 101f. — Auch PBB. II, S. 561.

[2]) Vgl. Metzger, Logaus Sprache, S. 1.

[3]) Paul, PBB. IX, S. 103. — Groschupp, S. 46f.

[4]) Vgl. J. J. Praschens Discurs ... Vorrede. — M. Theodori Kornfeldi ... Alt-neue Poesie ... S. 27. — Conr. Dunckelberg, ... Lehr-Bahn (1703) S. 28.

[5]) Neumann, S. 144: „Das Band ab: Grab ist graphischer Ausdruck für lautlich ganz verschiedenen Reime. Es kann sich aufbauen auf Länge āb: Grāb, kann aber auch bezeichnen ăb: Grăb."

stufungen erstreckt[1]). Für das Oberdeutsche ist Erhaltung der Kürze, vor allem vor t, dialektisch bezeugt[2]), und wir haben keinen Grund, Konsonantenverdoppelung in diesen Fällen nicht für eine Wiedergabe der mundartlichen Übung zu halten, neben der eine provinziale schriftsprachliche Tradition natürlich immer angenommen werden muß[3]).

Abraham (Blanckenburg, S. 17):
Vatter, tretten, Antrettung, Botte, gebotten, verbotten, Zotte, betten, Vorbotte, ich thätte, Knotten, Krotte, Stutte, Stuttereyen, schmitten.
nemmen, aufnemmen, abnemmen, wahrnemmen, kamme, namme, sich schammen, Schemmel, Hann.
Taffel, Keffich, Schweffel, Ziffer (= Geziefer), Zwiffel (= Zwiebel).
spillen, hollen.

Haller (Käslin, S. 13, Zagajewski, S. 25f.):
Vatter, Vatterland, Gebett, Zotten, — entschlaffen.

Die Züricher (Hildebrand, S. 19): Gebotte, verbotten, anerbotten, gebetten, Anbetter, Vatter, Vatterland, vätterlich, Zotten, Knotten. — Taffel, Offen, Müllenstein, — Eckel, Orackel, Spectackel.

Ebenso: Liselotte (Urbach, S. 45): vatter, dinnen, schöller, entwetter, gestrafft, ahngebotten, kammen, schifferstein, Petter.

Dialektischer Gebrauch neben analogischer Anlehnung und neben einer graphischen Unsicherheit mögen dann auch die Doppelungen im Auslaut herbeiführen:

Gestatt, Gebott, Verbott, Hoff, Hollweg, Spill, Woll (bei Abraham).
Höfflich, Höfflichkeit (bei den Schw. u. bei Haller), Graß (W. RQ. S. 247.)

---

[1]) Reis, S. 59. [2]) Schm. MA., S. 691.

[3]) Indem sich diese Kürzen allgemein bei den Österreichern finden, wird Laucherts Feststellung (Alem. 17, S. 81 f.), daß es sich um alemannische Besonderheit handle, hinfällig.

Diese oberdeutschen Kürzen erhalten sich noch das ganze Jahrhundert hindurch[1]). Sie fallen zusammen mit der Vokalkürze in geschlossener Silbe auf niederdeutschem Gebiet[2]), die wir mit einigen Stellen belegen können:

Hoff (Beccau)
Gramm, Moss (PdN.)
Glaß (Bostel)
Graß (PdN. — Caspar Abel)
Schleßwig (PdN. — Beccau)

Neumann belegt die Kürze im Reim an Hand eines reichen Materials und zeigt auch das Verhalten der Ostmitteldeutschen an, so daß sich ein näheres Eingehen auf diesen Punkt hier erübrigt[3]).

Für das Oberdeutsche dürfen wir denn auch weiterhin eine Anzahl von Spuren mundartlicher Länge in Schrift und Reim anführen[4]). Neumann (S. 361) geht auf die Reimverhältnisse der Oberdeutschen im besonderen ein. Nach allem dürfen auch in der Schriftsprache Spuren des mundartlichen Gebrauchs angenommen werden. Die Spuren mundartlicher Länge in „an", „hin" und bei dem Vokal des starken Präteritums lassen sich bis zu Schiller hin noch feststellen[5]). Als ein ganz unzweifelhaftes Auftreten mundartlicher Länge in der Schrift führen wir nichts als den Gebrauch bei Liselotte an, die durchgängig „ahn"

---

[1]) Vgl. Paulus, S. 17. — Pfleiderer, S. 306.

[2]) Vgl. Paul, PBB. IX, S. 112. — Die Belege, die Hummerich S. 33ff. aus Friedrich Wilhelm anführt, verdienen besondere Vorsicht bezüglich ihrer phonetischen Ausdeutung, da die Orthographie des Schreibers gerade hinsichtl. der Konsonantenverdoppelung sehr willkürlich ist.

[3]) S. 184. S. 354ff.

[4]) Vgl. Zagajewski, S. 26, 74. — Hildebrand. S. 20. — Blanckenburg, S. 22.

[5]) Siehe Paulus, S. 17. — Pfleiderer, S. 305. — Kasch, Mundartl. i. d. Sprache d. jung. Schill. S. 35.

und „ahm“ schreibt[1]). Denn in dem Miteinanderwirken von schriftdialektischen Reminiszenzen, mundartlicher Gewohnheit und einheitssprachlichen Bemühungen, zu denen man noch die allgemeine orthographische Unsicherheit hinzurechnen muß, erscheint es unmöglich, auch nur andeutungsweise angeben zu wollen, wo wirklich Spuren der Mundart zu erkennen sind.

Es ist hier nicht überflüssig, einen kurzen Blick zu tun auf die oft angewandte Methode phonetischer Ausdeutung der Orthographie und des Reimes.

Wie gering das Schriftbild als phonetisches Zeugnis geschätzt werden muß, beweist das Beispiel aus Morhof, der reimt: jetzt : erhitzt[2]), wobei allerdings die Frage offen bleibt, ob diese Schreibung auf das Konto der Schreibgewohnheit des Verfassers oder auf das der Tätigkeit seines Druckers gesetzt werden muß. Oder es ist nur anzuführen die Erwägung, die Musophilus in seinem in Obersachsen gedruckten „Vergnügten Poetischen Zeitvertreib“ (1717. S. 282f.) anstellt. „In manchen Städten als in Leipzig, habe wohl gehöret, daß sie, er fängt an, aussprechen, als würde es mit einem doppelten nn, wie das Wort Mann geschrieben, aber sie reimen gleichwohl auch auf an: Bahn, Plan. Diesem nach muß unstreitig eines von beyden nach ihrer eigenen Mund-Ahrt falsch gereimet seyn, ja ich weiß fast nicht, wie sie sich desfalls entschuldigen wollen.“

Groschupp (S. 23) schließt aus der Schreibung „niehm, nihm, nim“ auf Länge, obwohl „nimm“ daneben steht. Unserem Erachten nach könnte aus einer solchen Mannigfaltigkeit der Schreibung nur eines bewiesen werden: näm-

---

[1]) Vgl. Urbach, S. 45.

[2]) Unterricht, 726. — Vgl. Neumann, S. 137. — Becker, Sprache Fr. v. Spee, S. 19 führt den Reim vieh: je als Beweis der Länge von je an.

lich eine sehr auffallende orthographische Unsicherheit. Andere Schlüsse dürfen auch sicherlich nicht aus einer Schreibung „Schried“ und aus den Reimen „trit : Schritt, Schritt : mit“ gezogen werden.

„Besonders in oberdeutschen Drucken“, erklärt Blanckenburg (S. 20) zu Abraham, „wird in mehreren Worten nach alter Länge, die heute noch in hochdeutscher Aussprache erhalten ist, öfter der Konsonant t verdoppelt. Man könnte geneigt sein, hier einfach graphische Consonantenhäufung anzunehmen, wie sie in dieser Zeit noch üblich war ... Doch dürfte sich ... tt nach einfacher Länge im 17. Jahrhundert nicht häufig finden. Auch gibt Kehrein derartige Beispiele nur aus dem 14.—16. Jahrhundert. Ohne weiteres lautliche Kürze in diesen Fällen anzunehmen, ist auch nicht erlaubt, da die Schreibung mit t oder th zum Teil sogar in denselben Drucken, welche auch tt haben, vorkommt. Dieses Schwanken möchte ich vielmehr zurückführen auf das eigenartige Schwanken in der Aussprache gebildet reden wollender Österreicher und Bayern. Schmeller führt nämlich als Eigenheit des Bayrischen Folgendes an. Wenn Eingeborene ihrem Dialekte sich enthebend rein hochdeutsch sprechen wollen, so geben sie zwar die meistens diphthongische Aussprache der Längen auf und lassen ein reines a, ä, e, i, o, u vernehmen, es widerstrebt aber ihrem Sprachgefühle, sie vor geschärften Konsonanten zu dehnen. Sie sagen also: brăchen statt brāchen; rĭchen statt rīchen; Bŭcher statt Būcher etc. und nach dieser Analogie auch: rătten statt rāten, spătter statt spāter, blŭtten statt blūten, Stŭtte statt Stūte. Abraham kam schon in seinem 12. Jahre nach Bayern und wird hier wie manche auch diese Eigenart angenommen haben.“

Es ist dieser Gegenüberstellung mundartlicher Gewohnheit und schriftsprachlichen Gebrauches folgendes zu entgegnen:

1. wäre festzustellen, daß diese mundartliche Gewohnheit des Schwankens in der Aussprache auch für die Zeit Abrahams gilt und

2., daß Abraham selber ein solcher „gebildet reden wollender Österreicher" gewesen ist.

Selbst wenn sich aber dies feststellen ließe, läge noch kein Grund vor, in dem schriftsprachlichen Schwanken allein eine direkte Folge des mundartlichen Gebrauches anzunehmen. Es ist auffallend, daß auch Blanckenburg, von wenigen Fällen der Liquiden abgesehen, die Doppelung nur bei t belegen kann. Es ist nicht einzusehen, warum das mundartliche Schwanken gerade auf die Vokale vor t sich beschränkt haben sollte. Vielmehr darf hier immer doch nur die orthographische Unsicherheit als Ursache der vorliegenden Schreibungen angesehen werden. Wir hatten sie am Anfang dieses Abschnittes mit der Schreibung „Mutt" neben „Mueth" bei Abraham belegen können. Über die graphische Hilflosigkeit hinaus einen Grund suchen zu wollen, ist nicht erforderlich, und die Blanckenburgische Ansicht setzt eine auffallend große Treue in der phonetischen Wiedergabe voraus.

8. Medien und Tenues.

„Das 1. *Requisitum* ist die *Orthographia*, das man wisse die Teutschen Wörter rechtmäßig / dem Buchstaben nach / zu schreiben / als / daß man keinen D vor T . . . schreibe."[1]) Aber wie soll man den Unterschied zu machen wissen, wenn das Ohr keinen Anhaltspunkt bietet? „Leichtlich kan ein B für ein P gesetzet werden / ob der genauen Verwandtschafft der Buchstaben / als *Präutigam*, *Plut*, *Pruder* . . .[2])" Und auch „Das weiche d hat grose Verwandschafft mit dem harten t / und geschicht dahero

[1]) M. Theodori Kornfeldi . . . Vers-Kunst (1686) S. 1.

[2]) Die Kunst Teutsch zu schreiben . . . . (1711) S. 172.

eine grose Vermischung[1])." Selbst die gutturalen Verschlußlaute sind vor einer Verwechslung nicht sicher[2]).

Indem die Mundart einfach nicht die Mittel hat, sich mit den vorhandenen Schriftzeichen auseinanderzusetzen, sucht man nach anderen Stützen. Man findet sie allein für den Auslaut[3]). Für alle anderen Fälle bleibt nichts als die „fleißige Inachtnehmung, wie die Teutschen Wörter von bewehrten *Authoren* geschrieben seyn." Den Auslaut aber erkennt man „aus dem Wachsthum der Wörter in den *Casibus*, *Temporibus et personis*, als das Geld, mit D, weil man in *Genetivo* sagt des Geldes ...[4])"

„Viel nutzets", nämlich, „wenn man die Wörter verlängert[5])." Frohnius gibt also für den Reim folgende Regel: „T und d machen in Weiblichen keinen Reimschluß, als Helden, gelten. Melden, selten. Weiden, leiten. ... In Männlichen aber gehets wol an, als: Held, Welt usw.[6])." Die Reimregeln weisen denn auch die Ununterscheidbarkeit im Auslaut nach. Dunckelberg erklärt die Reime Bein : Pein, Drat : trat, Drüber : Trüber, für „ungereimt", weil die Konsonnanten nicht unterschieden sind[7]). Männling, der Schlesier, widerspricht dem: „daß man teer und der / deßgleichen *p* und *b*, als paar und bahr nicht

---

[1]) Ebenda, S. 176.

[2]) Omeis, Gründliche Anleitung ... (1715) S. 314.

[3]) Vgl. Wilhelm Wundt, Völkerpsychologie, I, 1, S. 501.

[4]) Kornfeld S. 1.

[5]) Die Kunst Teutsch zu schreiben ... Chemnitz (1711) S. 172, 176, 190.

[6]) Kurtze und leichte Methode ... von J. A. Frohnio. S. 412. — Für b, p erklärt er aber: „B und P geben weder in Männlichen und Weiblichen einen Reim-Schlus, ..." — ebenso Männling, Parnassus (1685) S. 39.

[7]) Lehr-Bahn (1703) S. 26. — Wokenius, Anleitung ... S. 8 „Bein und Pein gibt auch einen guten Reim, ob es gleich von etlichen auf eine Art ausgesprochen wird."

könne reimen ... ist meines Erachtens nicht zu *observi*ren / sintemahl es besser klinget / als g und k gern und kern / welches er (— nämlich Zesen —) gereimt will wissen / doch läst man einem ieden seine freye Meinung / iedoch wolte ich eher sagen, das denckt und sprengt angehe / wie es *Caspari* und andere brauchen / ob es gleich nicht allzu lieblich klingt[1]).“

Für die Orthographie ist das Ergebnis ein völliges Schwanken[2]). Das steht vor allem für das niederdeutsche Gebiet fest[3]). „In den schlesischen und anderen deutschen Literaturdenkmälern aus dem 17. und dem beginnenden 18. Jahrhundert ... treten die Zeichen der homogenen Laute häufig für einander ein[4]).“ Caspar Stieler gibt die Vermischung der Buchstaben in der Schreibung sehr resigniert zu und weiß nichts als ein „rechtschaffen Wörterbuch“ zur Abhilfe zu empfehlen[5]). Am gefährlichsten ist die Verwechslung vor Liquiden und Nasalen. Die Schreibung gestattet da oft die irreführendsten Mißverständnisse. Liselotte hat[6]):

> ... bekleidt sie nur, umb in ihre Landt ... zu reissen ...
> blauttern, geblärr, geblagt, praff, klück, —
> wie ein enckel von kopff bis zu füssen ...
> 2 landtgartten von der belagerung in Norwegen.

Auf oberdeutschem Gebiet, wo die schriftsprachliche Tradition der Einheitssprache am schwächsten wird, sind die Folgen der dialektischen Annäherung der Tenues an

---

[1]) Parnassus. (1685). S. 39

[2]) Vgl. Reis, S. 44. — Castelli, S. 15. — Paul, Gramm. I, S. 105, 263. —Schm. MA. S. 399, 438, 668. — Bahder, Grundl. S. 224ff. -— Wilmanns I, S. 105. — Weinhold, al. S. 113f.

[3]) Vgl. Hummerich, S. 22f.

[4]) Groschupp, S. 63. — Vogel, S. 95. — Weinhold, Schl. S. 72, 75. — Hintringer, S. 30.

[5]) Sprachschatz III. S. 38.

[6]) Urbach S. 31

die Medien vor allem auffallend und deutlich[1]). Hier hält das Schwanken noch bis gegen Ende des Jahrhunderts an[2]). Die Belege entsprechender schwankender Schreibungen sind aus unseren Quellen unzählig. Es wird aber unmöglich sein, zu entscheiden, wo wir in diesen Belegen ein Zeugnis für die wirklich gesprochene Mundart vor uns haben und wo diese Schreibungen Hilflosigkeiten des Schreibers und des Druckers darstellen. Schreibungen wie: trähen, trohen, Pischof, Pistum, Pruck, entpöhren[3]) werden wir sicher mit dem oberdeutschen Sprachgebrauch in Verbindung bringen dürfen. Schreibungen wie: Gelt, Gestatt, Dulten, Gedult dagegen z. B. werden wir für die graphische Verwirrung in Anspruch zu nehmen haben, da diesen oberdeutschen Fällen gleiche aus anderen Gegenden gegenüberstehen. Die graphische Verwirrung wurzelt zu tiefst in der lautlichen Vermischung. Aber indem sie entsteht und wie alles, was mit der Schriftsprache in Beziehung tritt, nach seiner eigenen Gesetzlichkeit strebend sich von den Bedingungen der Mundart freimacht, fängt auch sie bereits an, die ihr zu Grunde liegenden Quellen der Mundart zu verbergen und zu verleugnen. Wir werden feststellen können: in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched bestehen mannigfache mundartliche Übergänge zwischen Medien und Tenues. Ausgewiesen wird das u. a. durch die Reimregeln. Wir werden weiter feststellen können: in der Zeit zwischen Leibniz und Gottsched besteht eine graphische Verwirrung bezüglich der Schreibung b, p, d, t. Diese Verwirrung wird ausgewiesen durch die Form der Denkmäler. Sie ist am stärksten in Oberdeutschland. Wir werden daraus schließen dürfen: die Vermischung der Laute in der Mundart

[1]) Vgl. Blanckenburg S. 52f.

[2]) Vgl. Paulus S. 29.

[3]) Vgl. Birlo S. 28f.

verstärkt, erhält und stützt diese graphische Verwirrung. Aber es dürfte gefährlich sein, zu schließen, daß noch in dieser Epoche die graphische Verwirrung ein alleiniges Ergebnis der mundartlichen Übung sei. Wäre dem so, dann könnte gar nicht von einer graphischen Verwirrung die Rede sein, sondern allein von einem dem mundartlichen Gebrauch entsprechenden orthographischen Zustand. Die Verwirrung wird erst hineingetragen durch die Tendenz zur Gesetzlichkeit, die innerlichst mit dem Wesen aller Schriftsprache verbunden ist.

Allenfalls dürfen wir, was schon öfter betont worden ist, den Belegen aus unliterarischen Zeugnissen eine engere Gebundenheit an die Mundart zutrauen, die nicht den vielfachen Überlieferungsprozeß der literarischen Quellen durchgemacht haben. Das Schriftbild allerdings ist, abgesehen von der kaum zu ermittelnden und auch von mannigfachen anderen Ursachen abhängigen Häufigkeit, ein gleiches.

9. Verschlußlaut und Reibelaut.

Dicht neben den soeben besprochenen Übergängen steht die Erweichung einzelner Verschlußlaute zu Reibelauten. Es handelt sich hier nicht um einen isolierten Vorgang speziell deutscher Sprachentwicklung, sondern um eine Erscheinung, die auch in anderen Sprachen, etwa in der Geschichte der romanischen Sprachen, eine hervorragende Rolle spielt.

Als erstes finden wir die Erweichung des labialen Verschlußlautes. Modern-dialektisch, — von dem Lautstand der heutigen Einheitssprache aus gesehen —, zeigt sich eine solche Erweichung von b zu w auf dem ganzen Sprachgebiet, mit Ausnahme weiter Teile des Westoberdeutschen, in der Stellung vor Vokal. In anderer Stellung ist f häufig,

vor allem im Niederdeutschen[1]). Der Verfasser unserer schon öfter erwähnten „Kunst zu schreiben" (S. 172) meldet Schreibungen wie „weten" für „beten", „wetrübt" für „betrübt" und fährt fort: „Und ich spreche doch das B in etlichen Wörtern wie ein W aus / als: ich lebe / ich schreibe / ich treibe / ich habe / ein lieber / ein grober Gesell / *pro* liewer, grower ... und Löwe wird überall so / und nirgends wo Löbe geschrieben / ob es schon unterschiedlich *pronuncirt* wird / und aus diesem *principio* mag es kommen / daß etliche *Ingwer* und *Wittwe* / etliche *Ingber* und *Wittbe* schreiben ..."

Einer solchen Äußerung gegenüber, die auf die allerschlimmste orthographische Verwirrung schließen lassen sollte, ist das Bild der Schriftsprache tatsächlich ein ganz anderes. Sehen wir von den Schreibungen wie Pöbel[2]), Haber, Wittwe und ähnlichen, die der theoretischen Auseinandersetzung in starkem Maße ausgesetzt sind[3]), ab, so bleibt in der literarischen Sprache kaum mehr etwas zu erwähnen. Wir können allenfalls die folgenden Belege aus unliterarischen Quellen anführen:

erwen (Grimm. IV, S. 781 ripuarisch) Erffgüter (Grimm II, S. 107), liweren (L. W. S. 329), liebern (Grimm II, S. 107)
hobgeding (Grimm VI, S. 586)
zwiffeln (Abr. S. 22)[4])
schrauffen (Ö. W. IV. S. 209. — Schm. II, S. 598. — MA. S. 80).

Dazu müßten noch die ostmitteldeutschen und niederdeutschen Schreibungen „Büfgen" treten[5]) und allenfalls

[1]) Vgl. Reis, S. 48. — Wilmanns I. S. 107ff. — Schm. MA. 80, 83. — Castelli, S. 6. — Weinhold, Schl. S. 72, Al. S. 118f.

[2]) Vgl. DWB. VII, S. 1950.

[3]) Vgl. Hintringer, S. 30. — Groschupp, S. 66f.

[4]) s. Castelli, a. a. O. — Blanckenburg, S. 86. — Strigl I, S. 59, II, S. 129. — Schm. II. 1174. — MA. S. 80. — Antesperg, S. 63 nennt die Form bäurisch.

[5]) Vgl. DWB. II, S. 457.

das „met verloff" bei Liselotte[1]). Dieses allerdings mit der Bemerkung dabei, daß hier schon eine bewußte Wiedergabe der Mundart vorliegt.

Nach solchen Ergebnissen können wir das zeitgenössische Urteil nicht als ausschlaggebend und bezeichnend für den tatsächlichen Zustand in unserer Epoche ansehen. Es bleibt noch im einzelnen festzustellen, ob diese scharfe Äußerung ihre Grundlagen in älteren, unverändert übernommenen Regeln anderer Schreiblehren hat, oder ob der Verfasser seinen Ausdruck besonders stark wählen wollte, um den Zweck seines Unterrichtsbüchleins zu erfüllen. Mit unseren Feststellungen stimmt überein, daß auch Neumann (S. 258) nur ganze drei b—w-Reime auftreiben kann.

Wir betrachten daneben den Wechsel zwischen j und g. Daß da eine mundartliche Berührung stattfindet, ist aus Gottsched zur Genüge bekannt: „Jahr, Gabe" fordert er, nicht aber etwa „Gahr, Jabe"[2]). Der Verfasser der Chemnitzer „Kunst Teutsch zu schreiben" ist hier ganz besonders ratlos, weil er gar keine lautliche Unterscheidung den beiden Buchstaben zur Seite stellen kann[3]). „Um die *pronunciation* sind hier viel bekümmert / und ich urtheile / in den ersten Syllaben müße man die Sachen *ex usu* begreiffen / und müste der sehr aufmercksame Ohren haben / wer aus dem Klang wolte entscheiden / ob beßer jejangen oder gegangen geschrieben würde? der es redet / müste seine Zunge ungemein geübet haben." Eine solche Mischung gilt natürlich nicht für das ganze Sprachgebiet[4]). Neben den Formen, die aus Günther[5]) bekannt sind,

---

[1]) Vgl. Urbach, S. 38.

[2]) Grundl. S. 20.

[3]) S. 187.

[4]) Vgl. Reis, S. 49. — Wilmanns, S. 102. — Ferd. Wrede, Sprachl. Adoptivformen. Festschr. f. Behaghel. Heidelberg. (1924) Germ. Bibl. II, 15, S. 83f.

[5]) Vgl. Groschupp, S. 57. — Weigand, I. S. 622.

Jäscht, jähnt, gejoren,

und zu denen wir noch fügen können

Jeck (Weise, Esau, S. 19. — Wernicke, S. 118, 266. — vgl. Weigand, I S. 641)

sind nennenswert nur die Belege aus den Aufzeichnungen und Briefen Friedrich Wilhelms I.[1]), die nun allerdings die auffallendsten Mischungen der Schreibungen zeigen:

wierdts mir recht nahe jehen
habe groß Abjang gehat
jejaget
verjangen Jahr
habe jar gerne ersehen
die jünjen Herren
Jur Marck
geger (= Jäger)
gegaget, iegaget.
gehet ga gewis recht gut
ein fangüncker
sehr guhng (= jung).

So können wir auch hier wiederum eine sehr starke orthographische Verwirrung feststellen. Der Eindruck wird noch vertieft, wenn wir auch die Fremdwortschreibung heranziehen:

kannalge, algirten, artilgerie, campange, Battalge.

Abgesehen von Friedrich Wilhelm kennen wir ähnliche Schreibungen nur aus „Lilge" und „Gauche," das sich bei den Niedersachsen[2]) und bei Günther[3]) findet. Aber die Schlüsse, die wir aus dieser graphischen Verwirrung ziehen dürfen, sind wesentlich anderer Art als die früheren. Wir hatten damals alle Bedenken laut machen müssen gegen die unbedingte, ausschließliche Wirkung der Mundart bei der Wiedergabe der Verschlußlaute. Jetzt sind die Dinge anders. Die Ursache liegt in der Natur unserer Hauptquelle.

[1]) Vgl. Hummerich, S. 31.

[2]) So: PdN., Abel, Beccau. — Amaranthes, S. 516.

[3]) Vgl. Groschupp, S. 68. — Dort auch Belege aus Steinbach.

Friedrich Wilhelm I., dessen Schriftsprache uns vorliegt, gibt uns keinen Anlaß, zu vermuten, daß er allzu sehr in einer schriftsprachlichen Tradition verstrickt ist. Die ganze Färbung seiner Schreibart weist das aus. Das Verhältnis seiner Schriftsprache zur Mundart ist darum viel unmittelbarer, als wir das bei der großen Anzahl der Quellen in früheren Fällen haben annehmen dürfen. Die Mundartlichkeit, das ist die Impulsivität seiner Schriftsprache, ist also stark in Rechnung zu setzen. Es stehen ihm zur Schreibung zwei Zeichen zur Verfügung, für die er in vielen Fällen nur einen einzigen Laut hat. Damit ist die Verwirrung gegeben.

Das Bewußtsein der verschiedenen lautlichen Geltung der beiden Zeichen wird auf zweierlei Wegen hergestellt: 1. durch die Fälle, in denen Friedrich Wilhelm selber einen anderen Laut spricht, 2. durch fremde Schriftbilder. Durch das Medium dieser fremden Schriftbilder tritt der Schreiber in Beziehung zu der schriftsprachlichen Tradition. Mit ihr müssen wir in erster Linie die Tatsache in Verbindung bringen, daß er doch in den weitaus meisten Fällen die „richtige" Schreibung hat. Denn über die Stellung, — die Verbundenheit oder Ferne —, seiner Mundart zum Dialekt sind wir aus anderen Quellen als der seiner Schriftsprache nicht unterrichtet.

10. Gutturale.

Die Aussprache-Varianten für das orthographische Zeichen „g" sind im ganzen Sprachgebiet sehr mannigfacher Art. Inlautend ist in sehr weiten Teilen des Niederdeutschen und Mitteldeutschen Reibelaut, stimmhaft oder stimmlos, üblich. Ähnlich verhält es sich mit dem Auslaut. Das Oberdeutsche hat allgemein die Tendenz zum Ver-

schlußlaut[1]). Auch das Schlesische hat Verschlußlaut[2]). Besonders stark ist der Trieb zum Verschlußlaut nach Liquiden und Nasalen[3]). Wir werden auf Grund solcher dialektischer Verhältnisse Berührungen des g mit ch und k zu erwarten haben.

Für Kornfeld ist denn auch das „1. Requisitum" nicht nur die Unterscheidung von d und t, sondern auch, „daß man keinen g vor ch schreibe[4])." Und was den Reim angeht, so bemerkt er: „Man mag auch wol am Ende ... mit ungleichen End-*Consonan*-Reimen, die auff gleichen Thon außgehen, als: Schmaragd / bedacht / gebracht; Danck / gang / lang ...." Schärfer protestiert der Schlesier Männling[5]) nicht nur gegen die g : ch-Reime im Inlaut, sondern auch darüber hinaus gegen „Tag : nach" und gegen das eigene schlesische „Werck / Berg", „wiewol dieses letztere etliche annehmen / so aber gleichwol nicht vor gut zu sprechen ist..." Das stimmt zu den Feststellungen, die Neumann bezüglich der Reimpraxis gemacht hat, und wir erkennen, daß nicht nur Brockes, als Vertreter Niedersachsens, sich für neutrale Reime sowohl in bezug auf die niedersächsische als auch ostmitteldeutsche Artikulation einsetzt[6]), sondern daß in der gleichen Weise auch die Schlesier deutlich genug ihrer Absicht Ausdruck geben, wenn daneben auch die einseitigen Proteste der Mitteldeutschen gegen niederdeutsche Spiranten nicht fehlen[7]).

---

[1]) Vgl. Reis, S. 48. — Neumann, S. 289f. — K. Bohnenberger, Auslautend g im Oberdeutschen. PBB. 31 (1906) S. 393ff. — Castelli, S. 11: „Am Ende eines Wortes geht das g manchmal ganz verloren, manchmal vernimmt man statt demselben ein ch."

[2]) Vgl. Weinhold, Schl. S. 83.

[3]) Vgl. Neumann, S. 296f.

[4]) Alt-neue Poesie (1686) S. 1.

[5]) Parnassus (1685) S. 40.

[6]) Neumann, S. 293.

[7]) Albrecht Chr. Roth, Vollständige Deutsche Poesie. Leipzig. (1688) II, § 8.

Die Spuren zeigen sich deutlich genug auch in der Schreibung. Der Verfasser unserer „Kunst Teutsch zu schreiben" empfiehlt für den Auslaut wieder sein Mittel der Wortverlängerung, sogar für die Unterscheidung der mannigfach differierenden Schreibungen der Silben -ig und -lich[1]).

Die Belege aus Friedrich Wilhelm zeigen ein deutliches Bild der Vermischungen[2]). Der Verschlußlaut im Auslaut und seine Schreibung zieht dann auch Schreibung des Verschlußlautes im Inlaut nach sich:

anfank, anfanck, anfancken, stranck, fortgank, hertzenancks, schlack, anschlack, vorschlack, Donnerschlack, schwerdtschlack, dack, Vortrack, weckreissen mack, anschluck.

krang, handtwerg, starg, zweg, gebrant, marg.

dach (= Tag), mach (= mag), Anschleche, leuchen (= leugnen).

knegte, schwag, schlagt, schlagten, gedagt, allerhögste, mit negsten.

Die Schreibungen legen uns die Frage nahe, ob wir in ihnen wirklich nur mehr eine graphische Verwirrung sehen wollen oder ob sie doch etwa ein Zeugnis für den mundartlichen Gebrauch Friedrich Wilhelms abgeben können. Wir hätten dann gewissermaßen aus seiner Schriftsprache auf seine Mundart Schlüsse zu tun. Im vorliegenden Falle müßte dann geschlossen werden, daß Friedrich Wilhelms Aussprache zwischen Spirant und Verschlußlaut dauernd schwankt. Bei den Erfahrungen, die wir bisher mit der Schriftsprache unserer Epoche gemacht haben, müssen wir uns allerdings auf diese bloße Vermutung und Andeutung beschränken. Den Reimen entsprechend finden wir dann auch bei den Mitteldeutschen[3]) Spuren vor allem

[1]) S. 190.

[2]) Hummerich, S. 30f.

[3]) Hintringer, S. 32. — Groschupp, S. 58. — Vogel, S. 95.

der Verhärtung des auslautenden g. Bemerkenswert sind wieder die Verhältnisse bei Liselotte, bei der wir auch für den labialen Verschlußlaut spirantische Aussprache hatten feststellen können[1]).

folche, licht, gerechnet für folge, liegt, geregnet.
kammermacht, sachte, machen, auch für kammermagd, sagte, magen, auge.[2])

Und die umgekehrte Schreibung:

tischtüger, ums leben bragt, abscheuliche sagen, schwag undt matt, regnet (= rechnet), schlagt (= schlacht), wogen (= wochen).

Auf oberdeutschem Gebiet zeigen sich, von ganz wenigen Erscheinungen abgesehen, kaum unzweideutige Spuren der Mundart in dem schriftsprachlichen Gebrauch[3]). Der Schreibung der Endsilben -ig und -lich darf nicht allzuviel Wert beigemessen werden, da allgemein eine orthographische Unsicherheit herrscht. Noch weniger Anhaltspunkte bietet das Deminutivum. Ist dieses schon in Mittel- und Niederdeutschland in seiner Form sehr stark schwankend, um wieviel mehr dann auf oberdeutschem Gebiet, wo es nicht mehr als eine poetische und sprachliche Adoption darstellt, für deren graphische Wiedergabe mundartliche Anhaltspunkte gar nicht vorhanden sind.[4])

Neben dem Wandel und Wechsel des gutturalen Verschlußlautes steht die Entwicklung des Reibelautes. Hier können wir schon im Althochdeutschen[5]) eine allmählich durch die Schwächung der alten Spirans zum Hauchlaut begründete Diskrepanz zwischen Aussprache und Schreibung feststellen. Das so einsetzende Schwanken der Schreibung

---

[1]) Urbach, S. 31. — Vgl. Hans Reis, Germania (1892). S. 424f.
[2]) eichen' (= eigen) B. W. S. 90. (1775).
[3]) Vgl. Birlo, S. 31: hinweck.
[4]) Vgl. Zagajewski, S. 30.
[5]) Vgl. Braune, ahd. Gramm. [5] S. 131.

reicht sozusagen bis in unsere Zeit mitten hinein[1]), und wir müssen darum darauf verzichten, überall in dem Schriftbild eine Folge der ihm vielleicht entsprechenden Verhältnisse des gesprochenen Dialekts[2]) zu erblicken. Wir brauchen da nur auf den Schreibgebrauch Friedrich Wilhelm I. zu verweisen[3]), bei dem h für nhd. ch bei weitem zahlreicher ist als ch für nhd. h, und wo aus der Schreibung gar nicht abgelesen werden kann, welcher Laut mit den wechselnden Zeichen ch und h wiedergegeben ist. Wir übergehen auch die wenigen Belege, die Urbach (S. 38) aus Liselotte beibringt, und die sich zweifellos vermehren ließen.

Klarer sehen wir erst wieder im Oberdeutschen[4]). Für das Bayrische bezeugt Castelli (S. 7): „Oft wird in der Mundart ch statt des einfachen h gebraucht[5])." Während aber die Belege aus dem Schweizerischen[6]) (hoch, rauch) infolge ihrer Berührung mit einheitssprachlichen Formen vollständige Sicherheit noch nicht geben, ist diese bei bayrischen Belegen zweifellos:

> Lechen, verleichen, nache, Rech, Schelch, Schuch, Schwächer, versachen, mächen, weychen, zäch, ziechen. — leyh (= Leiche), Abweyhung (= Abweichung), hauptsehlichen.[7])

Abraham und Stranitzki haben ähnliche Fälle.

11. Zur Lautverschiebung.

Hummerich (S. 24) belegt aus Friedrich Wilhelm folgende Schreibungen:

---

[1]) Vgl. Kehrein I, § 220.
[2]) Vgl. Reis, S. 40.
[3]) Vgl. Hummerich, S. 32.
[4]) Vgl. H. Fischer, § 62. — Weinhold, al. S. 189, 191.
[5]) Vgl. Weinhold, bair. § 187. — Schm. MA. § 495. —
[6]) Vgl. Hildebrand, S. 42. — Zagajewski, S. 30.
[7]) Vgl. Birlo, S. 27. — Blanckenburg, S. 67.

Perde, Plaster, Paffen, plidt (= Pflicht), plügen, 3 Pünder Kanonen, Kop, Schnupen, droppe, stoppen.

Daß bei dem Übergang der graphischen Zeichen b und p ineinander auch b eintritt, verwundert nicht:

strumbwehber, strumbmacher, strumbstühl, stumb.

Es lassen sich hinzufügen aus den Briefen:

kopwehtahge (55)
tapper (162)
appell (229)[1])
ankloppen (522)

Dazu können wir nur wenige literarische Belege zufügen[2]):

stampen (Wernicke, S. 313)
Schnuppe (Abel II, S. 250. — DWB. IX, S. 1387f.)
Plugschar (Wernicke, S. 201. — Neben Pflug)
gestoppt (Wernicke, S. 220. — Sonst gestopfft)
bewapnen (Abel II, S. 154, Schulte 79. — DWB. XIII, S. 1973f.)

Dazu kommen noch aus Rechtsquellen:

penden (Grimm VI. — Eifel, S. 633)
opperung (R. W. I, S. 136. 1753)[3])
padt (R. W. II, 2, S. 31).
Pinsten (BR. Sophie S. 27)
Dusseldorp (BR. Sophie, S. 103)
Appel (BR. Sophie, 207, 228)
geplückt, pundt, Palz, droppen (Urbach, S. 30)

Für die Ostmitteldeutschen[4]) können wir neben

Zippel (Weise, Erznarren, S. 170)
Kupperstücke (Erznarren, S. 83)
Napp (Stoppe, N. F. I, 245. — Weise, Überflüss. Ged. 671)
Näppe (Reuter, Schellm. S. 24)
Blaster (bei Lohenstein DNL. 37, 746).

---

[1]) *plantzen* (Acta Borussica, Seidenindustrie. I, 2. S. 2.) Einfluß von planter?

[2]) Zu Schöffe, Schöppe: DWB. IX, S. 1441.

[3]) Sonst „opferung". S. 141, 151.

[4]) Die dialektischen Bedingungen: Weinhold, Schl. S. 73. — Drechßler, S. 29.

das Groschuppsche Material (S. 56) aus Günther anführen:

Köpchen, Schöppe, Schipper, Köppen.

Weiteres Material liefert Liselotte (Urbach, S. 30):

perdt, potte, portner, plaster, schnupen, zerklopen, grampen.

Bei dem Vorwiegen der unliterarischen Quellen dürfen wir diese Erscheinung als Folgen der nicht vollzogenen Lautverschiebung auffassen. Die dialektischen Bedingungen sind bekannt[1]). Die Identität unserer Fälle mit ihnen liegt auf der Hand. Wir können als Gegenstück und Ergänzung zu diesen direkten Spuren der Mundart, — zu denen natürlich noch die vor allem bei Friedrich Wilhelm[2]) belegte Ersetzung des pf durch f zu fügen wäre —, die falschen Schreibungen anführen, die in ziemlich großer Zahl belegt sind.

Ein klassisches Beispiel ist dafür:

Papfengezenck (Sophie S. 391).

bei Friedrich Wilhelm (Hummerich, S. 24):

pfeldt, pfahren, pfertig, anpfandt, hundespfott.

Wir fügen zu:

Pfeipffchen (Beccau, Weltl. Ged., 174)
krümpfen (Wernicke, S. 227)
knapf (Eccard, Nebenstunden S. 36, S. 87)
Popfen (Wernicke, S. 248. — Sonst poppen)
kampfe (Grimm VI, S. 736: Hannover)
wapfmahl (Künßberg, S. 117: Westerwald)
pfachten (R. W. S. 37, L. W. S. 8, Grimm VI, S. 588: Eifel)
schopffen (Urbach, S. 30)

Dialektische Grundlage[3]) können wir dagegen wieder für die bayrischen und alemannischen Formen:

---

[1]) Vgl. Reis, S. 36. — Sütterlin, S. 219.

[2]) Vgl. Hummerich, S. 24.

[3]) Vgl. Schm. MA. S. 93f. — Paul I, S. 286. — Vgl. auch Hildebrand, S. 36.

scharpff, schärpffe (Birlo, S. 31)
Harpffe, schärpfflich (Blanckenburg, S. 68)

annehmen.

Spuren der nicht vollzogenen Verschiebung außerhalb der Labialreihe sind sehr selten. Ich kann aus den Briefen des Hamburger Bürgermeisters Schulte nur zwei Fälle belegen: Tweback (206), Citrinken (57). Dazu kommen die Fälle, die Hummerich (29, 32) aus Friedrich Wilhelm anführt, wobei allerdings immer wieder auf die Möglichkeit des Schreibfehlers hingewiesen werden muß.

Jedenfalls ist das Bild, das der Überblick über das Material ergibt, charakteristisch für den Stand der von Mitteldeutschland ausstrahlenden schriftsprachlichen Tradition. Diese Tradition ist auf niederdeutschem Gebiet so stark, daß Spuren des Mundartlichen gerade aus den Teilen des Sprachkörpers, die den grundlegenden Unterschied zwischen den beiden deutschen Sprachen ausmachen, eine ganz verschwindend kleine Rolle spielen. Und nicht nur ist das für den Stand der schriftsprachlichen Tradition charakteristisch, sondern auch für ihr Wesen. Hier erkennen wir praktisch die große Spaltung und den gewaltigen Unterschied, der zwischen Hoch- und Niederdeutschland in bezug auf die Stellung zur Schriftsprache besteht[1]) Alle unsere bisherigen Feststellungen beweisen nur, wie eng die Beziehungen zwischen Mundart und Schriftsprache auf hochdeutschem Gebiet und vor allem auf oberdeutschem Gebiet sind. Für die Niederdeutschen ist die Rezeption der nhd. Tradition gewissermaßen ein willensmäßiger Akt. Die Schriftsprache erscheint in Niederdeutschland als ein losgelöstes, absolutes Einzelwesen. Der Niederdeutsche trägt keineswegs „seine Grammatik in

[1]) Vgl. Reinhold Bechstein, die Luzerner Ma. und die nhd. Schr.-Spr. ZfdU. VIII (1895) S. 562.

sich“[1]). Dafür findet er eine, und dann hat er ein Wissen von der Schriftsprache. Das ist die Art, die Schottel repräsentiert[2]). Damit ist der Begriff der Richtigkeit und der Unrichtigkeit gegeben. Das liegt in dem Ausdruck: lingua toscana in bocca romana. Aber für den Oberdeutschen ist das Verhältnis zur Schriftsprache in höherem Maße durch die augenblickliche Gestaltung bedingt und in höherem Maße von Impulsivität beherrscht. Für die Mundart bedeutet das eine gewisse innere Überlegenheit über die Schriftsprache, die auch ihr wirkliches Bild bestätigt.

So finden sich in unserer Epoche noch Spuren dialektischer Verschiebung des gutturalen Verschlußlautes gegenüber dem Stand der Einheitssprache[3]). Castelli (S. 12) berichtet für das österreichische über k: „Zuweilen klingt es in der Mundart wie ch; bach'n, melcha (Melken), G'schmach'n (Geschmack).“ Für das Alemannische erklärt Weinhold[4]) teilweise auftretendes k statt ch als dialektisch. Nach diesen Erwägungen geben wir die folgenden Belege, ohne entscheiden zu wollen, wo eine tatsächliche unmittelbare Spur der Mundart vorliegt, und wo die Verwirrung der Orthographie, natürlich ursprünglich fußend auf den mundartlichen Gebrauch, im Spiele ist.

Parnassus Boicus (Birlo, S. 30, 36): Kalch neben Kalk, Dracken neben ebenso oft Drachen[5]), Lacke, wohlgeschmacht, Abgeschmachigkeiten, Abgeschmackigkeiten, bachen, neugebachnen.

Die Schweizer (Hildebrand, S. 44): Kalch, Stechmuschel, ein Bloch von Stein.

---

[1]) s. Jellinek I, S. 116. — Viktor Hehn, Beilage zur allgemeinen Zeitung (1892) Nr. 242, S. 1.

[2]) Vgl. Jellinek I, S. 113.

[3]) Vgl. Reis, S. 34. — Schm. MA. S. 104.

[4]) S. 177. — Paulus, S. 28.

[5]) Vgl. dazu aber jetzt: Lutz Mackensen, Drache (Hdwb. des deutschen Aberglaubens).

Ich belege weiter aus eigenen Sammlungen[1]):

march (W. H. I, 99, Parn. Boic. V, S. 41)
Rauchwerch (Parn. Boic. I, S. 406)
Kalch (Schreger, S. 640, Ollapatr., S. 14)
Zwibach (W. H. I, S. 317)
bachen (Strigl IV, S. 370)
Bachtroch (W. H., S. 448. — Schm. I, S. 193).

Zum Schluß ist in diesem Zusammenhange noch zu verweisen auf die Schreibung des silbenanlautenden gutturalen Verschlußlautes im Ostoberdeutschen als kh oder ckh. Einige Belege:

Anckher (Abr. 155)
Körkher (Abr. 151)
Khlein (Abr. 160, 182)
denkhe (Stranitzki 179, 188)
bewirckhen (W. H. I, S. 274)
khlar (W. H. I, S. 283)
khleinmütig (W. H. I, S. 289)
Kheichen (Parn. Boic. VI, S. 262).

Die dialektischen Bedingungen für die Aussprache des anlautenden k „mit nachfolgendem vernehmbarem Hauch" „wohl in ganz Hochdeutschland" stehen fest[2]). Die auffallende Konsequenz der Schreibung in unseren Quellen berechtigt uns wohl dazu, anzunehmen, daß hier neben dem Wirken einer schriftdialektischen Tradition die Absicht der getreuen Wiedergabe des tatsächlich gesprochenen und gehörten Lautes vorliegt. Genau die Grenzen des Mundartlichen und des Schriftsprachlichen zu bestimmen, geht auch hier nicht an.

12. S-Laute.

Niederdeutsch-dialektisch und mnd. schriftsprachlich ist die Abneigung gegen sch[3]). Die Erscheinung erhält da-

[1]) Vgl. aber noch: Blanckenburg, S. 68.
[2]) Vgl. Schm. MA. S. 105f. — Reis, S. 34.
[3]) Vgl. Wilmanns I, S. 139. — Paul I, S. 142. — Agathe Lasch, mnd. Gramm. S. 173. — Schiødt-Larsen, S. 1. — Aron, zur

durch besondere Bedeutung, daß Schottel sich für die s-Schreibung vor Liquiden und Nasalen einsetzt[1]). So hat die s-Schreibung eine Geschichte in der Grammatik, und die orthographische Tradition konkurriert mit der Mundart.

Im ganzen sind in unserer Epoche die Fälle von s sehr selten. Ich belege nur folgendes:

Smeicheley (Abel, Boileau, S. 178)
Slösser (ebenda, S. 405)
Smerzen (PdN. I, 167)
Sluß (ebenda, S. 29)
Swerdt (ebenda, S. 47, neben Schwerdt)
snattern (Wernicke, S. 287. — 520: Schnattern)

dazu kommt „Sließlich" bei Menantes (S. 502), dem Mitteldeutschen, allerdings in dem Hamburger Druck von 1707. Aus den Briefen der Kurfürstin Sophie nenne ich Swerin[2]). Dann noch folgende beiden sehr vereinzelten Fälle:

Slage-uhren (Beyträge I, S. 132)
Swarte (Reuter, Schellm., S. 122).

Ein Urteil über diese sehr wenigen literarischen Zeugnisse abzugeben, kann nicht schwer sein. Wir müssen einerseits mit der Möglichkeit von Druck- und Schreibfehlern rechnen. Daneben kommt ein zufälliges Durchbrechen der Mundart in Frage, wobei es zu entscheiden bleibt, ob wir diese mundartliche Spur uns vom Schriftsteller ausgehend denken wollen, oder ob wir annehmen, daß sie sich im Laufe des Überlieferungsprozesses beim Abschreiber oder beim Drucker vollzogen hat.

S-Schreibungen in großem Umfange können wir wieder nur in den Briefen Friedrich Wilhelms feststellen. Seine Schreibung hat s auch anlautend vor Vokal. Ob wir da

---

Gesch. der Verbindung eines s bezw. eines sch mit einem Konsonnanten. PBB. 17, S. 225.

[1]) Vgl. Jellinek, I, S. 139. Anm. 1.

[2]) S. 286: Schwerin.

in allen Fällen eine tatsächliche mundartliche Entsprechung annehmen wollen[1]) oder eine Verwirrung der Orthographie bleibt dahingestellt:

sreiben, gesrieben, am geswindesten.
saffe, besaffenheit, selme, selmheit, sarf, sissen, sultern, surcken, sul, suldt, sultzen, söhne (= schön), aussicken, feldtsehr, übersüsse, abseilich, — urschahe.
fröslinge, taus, fleis, rahs, fris, neris, Preussis, wünset, falsser hundt, Mensl. (= mènschlich), mens, mars, hirs, wüns, fals, hübs.

Auf das Vorhandensein einer orthographischen Unsicherheit deutet die Schreibung „urschahe". Die mundartliche Entsprechung müßte man sich in Gestalt einer starken, allgemeinen lautlichen Ähnlichkeit zwischen sch-Lauten und s-Lauten vorstellen[2]). Aus anderen zeitgenössischen Quellen ist die s-Schreibung auch im In- und Auslaut nur wenig zu belegen:

bursse (Abel 1732 Vorrede)
morss (Menantes, S. 83)
Ditmarsen (PdN. II, S. 30)[3]).
Musseln (Schulte, S. 220)
marsiren (Schulte, 262)
Calesse (Reuter, Schellm. S. 101)
[Versche (Abel, Sat. Ged. S. 222)]

Im großen und ganzen ist Hochdeutschland allgemein der Tendenz zur sch-Schreibung unterworfen. Das entspricht den dialektischen Verhältnissen. Der Schlesier Männling hält die Auslassung des ch bei sch für eine Klügelei[4]). Schon das Schlesische hat dann auch bereits Zeugnisse für die Aussprache sch anstelle des heute normalen s[5]). Hofmanswaldau[6]) hat Schreibungen wie: Schlavin, Maschque,

[1]) Hummerich S. 28 tut das. — Vgl. Reis, S. 42.
[2]) Weinhold, Mhd. Gramm. § 210 berichtet s, ss, sz für sch aus dem md. des 14. u. 15. Jdts.
[3]) Beccau, Ehrenged. S. 2: Dithmarschen.
[4]) Parn. (1685) S. 13.
[5]) Vgl. Weinhold, S. 80.
[6]) Vgl. Hintringer, S. 31.

Perschonen. Günther ist durchweg frei. Reichere Ausbeute liefert dann Liselotte[1]). Einerseits hat sie die phonetisch exakte Schreibung „schpitze" und zeigt damit, wie eng in ihren Briefen die Bindung zwischen Mundart und Schriftsprache ist. Andererseits gewährt diese Treue der Aufzeichnung wenigstens in einzelnen Fällen die Erkennung von Spuren der von der Gemeinsprache abweichenden Aussprache: wüschte Zähn, wurscht. Aus Haller[2]) sind die Schreibungen Gemsch, Gemschen[3]) anzuführen. Aus dem bayrischen Gebiet[4]):

Verschen (W. H. II, S. 28. — Schm. I, 757)
Froschelln (Ollapatr. 301. — Schm. I, S. 416. DWB. II, 1435) —
Kirsner (Abr. S. 75)
Kerssen (W. H. I, S. 361. — Schm. I, S. 1295)

Dazu kommen einige Belege aus Rechtsquellen:

Bischtumb (B. W. S. 93)
perschohnen (Ö. W. II, S. 200). —
drist (W. R. S. 156. — Schm. I, S. 676)

Über das Verhältnis der s-Laute untereinander gestattet die Schreibung keine einwandfreien Feststellungen. Was den Reim angeht, so hat Neumann (298, 365) das Material dargeboten. Zu seiner Feststellung, daß auch diejenigen Mitteldeutschen, deren Mundart stimmhaftes und stimmloses s nicht scheidet (Obersachsen, Thüringen, Nürnberg), die s-ss-Reime stark meiden, so daß die Belege dafür nicht allzu zahlreich sind, füge ich hinzu, daß Albrecht Christian Rotth in seiner in Leipzig 1686 gedruckten „Vollständigen Deutschen Poesie" gegen die Reime des stimmhaften mit dem stimmlosen s protestiert[5]).

[1]) Vgl. Urbach, S. 36.
[2]) Vgl. Zagajewski, S. 30f.
[3]) Vgl. Schw. J. II, S. 321.
[4]) Vgl. Schm. MA. S. 146.
[5]) 2. Teil, § 8.

Er stellt den Reim weisen: beißen mit Reimen wie Nahmen: Ammen, blasen: hassen zusammen. Nicht also allein die Mundart mißt den Reim, sondern die Reimkunst schafft sich auch selbständige Maßstäbe[1]).

13. Einzelnes zum Lautstand.

Wir reihen in diesem Abschnitt einige verschiedene Erscheinungen aneinander.

Das auffallende Charakteristikum oberdeutscher, vor allem bayrischer Zeugnisse ist die Epenthese des b nach m. Die dialektische Entsprechung steht für das Bayrische fest[2]). Die Belege sind sehr zahlreich, wenn sie auch in literarischen Quellen geringer auftreten[3]). Bedenken wir aber, daß die Epenthese sich graphisch auch in anderen Denkmälern der Epoche findet[4]), so müssen wir einen großen Teil auch der oberdeutschen Erscheinungen wohl auf eine Schreibtradition zurückführen. Wir erkennen dann der mb-Schreibung nur in geringerem Maße phonetische Bedeutung zu. Wir sehen dann aber auch eine Erscheinung auftreten, die wir bereits beim paragogischen e beobachten konnten. Die Schreibtradition ihrerseits wirkt auf die Sprache[5]), vor allem auf die gehobene, und schafft so gewissermaßen eine sekundäre mundartliche Entsprechung für die Schriftsprache. Die causa movens ist aber eben schriftsprachlich, und wir dürfen allenfalls von einer Bildung der Mundart durch die Schreibung reden.

---

[1]) Vgl. Neumann, S. 298.

[2]) Vgl. Schm. MA. S. 17, 82. — Weinhold, al. 131.

[3]) Vgl. Boucke, S. 49. — Hildebrand, S. 46. — Zagajewski, S. 31.

[4]) Vgl. Groschupp, S. 61. — Hintringer, S. 30. — Drechssler, S. 32. — Weinhold, Schl. S. 75.

[5]) Vgl. R. Brandstetter, Die Luzerner Kanzleisprache 1250 bis 1600. Geschichtsfreund. XLVII. S. 892.

Zweifellos mundartliche Ursache dürfen wir aber den alemannischen[1]) Schreibungen:

anderst[2]), anderstwo, nebenst, benebent, geläufftig, vorläufftig[3])

und dem bayrischen: Geschenckt (W. H. II, S. 151. — Schm. II, S. 432) zuerkennen. Dazu wäre noch auf die Formen -igt und -icht zu verweisen[4]), worüber aber einwandfreie Schlüsse im Hinblick auf die mannigfachen Schwankungen gerade dieser Silben nicht angestellt werden können. Vereinzeltes belegt noch Groschupp (S. 60) aus Günther. Die Bedeutung, die die Zeit selber solchen Erscheinungen zumißt, erhellt aus dem Protest Bödikers gegen die allzu häufigen st-Schreibungen[5]).

Ein reicheres Material tritt uns aber erst aus den Briefsammlungen entgegen. Es erübrigt sich, im einzelnen auf das einzugehen, was Hummerich und Urbach aus Friedrich Wilhelm und Liselotte gesammelt haben. Zweifellos muß manches der dort aufgeführten Erscheinungen auf die Aussprache der Schreiber zurückgeführt werden. Ich denke da, um eine andere Gruppe von Erscheinungen herauszugreifen, an die „Assimilationen", die sich vornehmlich auf die Nasale erstrecken. Friedrich Wilhelm hat: ambau, ampfand[6]). Ganz abgesehen aber von dem stark umstrittenen Charakter der Assimilation überhaupt, ist sicherlich beiden Arbeiten der Vorhalt zu machen, daß sie der Zuverlässigkeit der Schreibung zu viel zutrauen. Was Hummerich sowohl als Urbach alles an konsonantischem

---

[1]) Vgl. Weinhold, al. S. 140, 146.
[2]) Vgl. Boucke, S. 49.
[3]) Vgl. Hildebrand, S. 46.
[4]) Vgl. Hildebrand, S. 46.
[5]) Bödiker. 3. Aufl. S. 163.
[6]) Vgl. Hummerich, S. 30.

Ausfall nennen, „auf die Aussprache zurückzuführen“[1]), besteht kein zwingender Grund. Jedenfalls ist von keinem der beiden unwiderlegbar dargetan, daß die Schreibung der Briefe unbedingt phonetisch ist. Allerdings versteht sich diese Haltung, wenn man bedenkt, daß sie aus der Opposition gegen die Editionstechnik der Herausgeber geboren worden ist. Im einzelnen aber geht diese Opposition viel zu weit, indem sie die Möglichkeit eines Schreibfehlers überhaupt kaum mehr in lautlicher Hinsicht gelten lassen will. Im einzelnen dieses Verfahren hier zu widerlegen, geht nicht an, zumal wirklich beweisende Gründe nicht angeführt sind. Aber es genügt wohl bereits, festzustellen, daß die weitaus meisten der gegebenen Belege für sehr ungewöhnliche „phonetische“ Schreibung darin bestehen, daß etwas geschwunden und zwar dazu noch meistens im Auslaut und in Konsonantenverbindungen geschwunden ist. Die Fälle der Annäherung an die Aussprache durch Ansetzen von Schriftzeichen ist viel seltener. Stellen wir uns auf den Standpunkt der beiden Bearbeiter, so erklärt sich das aus dem Grundprinzip mundartlicher Artikulation, die auf Verschleifung und Vereinfachung ausgeht. Halten wir aber daneben die ganze Art der Quellen als vor allem brieflicher Aufzeichnungen von Leuten, die mit dem ihnen zur Verfügung stehenden Schriftmaterial in oft recht willkürlicher Weise umgehen und rufen wir uns die ganze Unregelmäßigkeit und Ungleichmäßigkeit dieser Aufzeichnungen ins Gedächtnis, so liegt die Wahrscheinlichkeit des Schreibfehlers um vieles näher. Nimmt man all das zusammen, was die beiden Bearbeiter anführen und versuchen wir die Gründe für ihre Erklärung zu finden, so müssen wir folgern:

1. daß die beiden Briefschreiber über die Kenntnis der Buchstaben hinaus mit der schriftsprachlichen Tradition kaum jemals in Berührung gekommen sind,

[1]) Hummerich, S. 37.

2. daß sie in der Kunst phonetischer Wiedergabe ihrer Sprache eine bedeutende Fähigkeit errungen haben.

Nichts aber berechtigt zu diesen Annahmen.

14. Zur Substantivflexion.

Wir wenden uns der Betrachtung der substantivischen Flexion zu. Einiges, wie Umlaut und Behandlung von e und Endnasal, ist bereits besprochen worden. Die Zersetzung, die in der neuhochdeutschen Sprachepoche an den Flexionsmitteln geübt wird, bringt die mannigfachsten Berührungen der einzelnen Klassen und die Verwischung ihrer Unterschiede mit sich. In den Dialekten steht die Kasusflexion allgemein „nicht sehr weit von dem Prinzip der Zwei- bezüglich Einformigkeit“[1]). Die den erwähnten Zersetzungen allgemeiner Art sich zum Teil entziehenden Flexionsmittel des Plurals setzen infolge der dialektischen Sonderentwicklung ihrer Bestimmung Grenzen[2]).

Unsere Betrachtung selber muß dabei beachten, daß z. B. durch das fast völlige Schwinden des Genitivs aus der Mundart die schriftsprachliche Formung allein der schriftsprachlichen Tradition ausgeliefert ist. Indem den Genetivformen alle mundartliche Grundlage fehlt, sind sie aber auch den verschiedensten Angleichungen, Assoziationen und Verschiebungen in besonders starkem Maße ausgesetzt. Von einer Wirkung der Mundart kann da nur insofern noch gesprochen werden, als eben das völlige Fehlen des Genitivs im mundartlichen Gebrauch an Stelle des lebendigen Sprachgefühls ein Anklammern an die analogische Regel und an den überkommenen schriftsprachlichen Formenstand mit sich bringt. Wir werden diese Genetiverscheinungen also im großen und ganzen unter die indirekten Spuren der Mundart einzureihen haben.

[1]) Friedrich, S. 39.

[2]) Vgl. ebenda, S. 16f.

Unsere wenigen Beispiele wollen keineswegs als ein Beitrag zur Geschichte der neuhochdeutschen Substantivflexion gewertet sein. Die Geschichte der Substantivflexion, die wie jede Flexion in hohem Maße den Angleichungs- und Ausgleichungswirkungen ausgesetzt ist, kann nicht auf Grund einer so geringen Zeitspanne wie der unseren versucht werden. Es ist da auch auf die bis jetzt bereits vorliegenden Arbeiten, vor allem auf die von Klaudius Boiunga[1]) und die von H. Molz[2]) hinzuweisen. Vollständigkeit darf also von uns in diesem Abschnitt über die Flexion noch weniger erwartet werden als in dem, der die Lautlehre behandelt hat. Dazu kommt noch, daß die Beziehungen zwischen Flexion und Syntax eng und innig sind und manches, wie z. B. die Berührung der Dativ- und Akkusativformen, im Syntaktischen seinen Niederschlag findet.

Wir werden so vorgehen, daß wir zuerst die herausgegriffenen Fälle vorführen, in denen eine Verbindung der Schriftsprache mit der Mundart anzunehmen ist. Wir werden alsdann eine Liste aller der Substantive geben, deren Geschlecht schwankend ist oder vom neuhochdeutschen Stand abweicht. Die enge Verbindung von Genuswechsel und Flexionsverschiebung liegt auf der Hand. So vermag dieser Abschnitt über die Genusverhältnisse, wohl das eine oder das andere zu den ihm vorangehenden Teilen nachzutragen oder mindestens an seinem Teil einen Beitrag zu liefern zu der endgültigen Geschichte der neuhochdeutschen Substantivflexion.

15. S-Plural.

Die Hauptquelle des S-Plurals haben wir auf niederdeutschem Gebiet und in daran angrenzenden Teilen

[1]) Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion. Diss. Leipzig (1890).

[2]) Die Substantivflexion seit mhd. Zeit. 1. Masculina PBB. 27 (1902). S. 209ff. 2. Neutra, PBB. 31 (1906). S. 277ff.

Mitteldeutschlands. Er entspricht sowohl der mittelniederdeutschen Schreibtradition als auch dem Gebrauch des gesprochenen Dialekts[1]). Immerhin sind die Belege in literarischen Quellen nicht allzu zahlreich:

Hündchens (PdN. II, 339).
Staatsministers (ebenda III, 34)
Damens (ebenda III, S. 339, 367).
Mädgens (ebenda III, 367). —
Kerls (Weise, Unv. Seele, S. 282. — DWB. V, S. 572).
Mädgens (Reuter, Ehrl. Frau, S. 40).
Wercks, Titels, Mädchens (Groschupp, S. 81).

Aus Briefen ist zu belegen:

Calenders (Schulte 107)
Boddels (ebenda 107)
Schlüngels (ebenda S. 183)
Judens (Acta Borussica I, S. 30)
Fadens (ebenda II, S. 77)
angers, apostels, arbeitters, Barons, Battaillons, Bombardiers, Bürgers, deserteurs, deuffels, docktors, exempels, feldschers, fehnrichs, fleckfiebers, flügels, garnisons, gertners, gesichters, grenadiers, grohsprallers, Idees, Instruktions, jägers, Junckers, jungens, kadets, karacters, capteins, Kerrels, kommandeurs, korn Magasins, Lagers, Majors, Mans, Ministers, Möbels, Musquetiers, naht Bahrs, Namens, officiers, oberstwachtmeisters, Pachters, Pensions, Plans, Predigers, Proviantwagens, Reutters, sattels, schmeichelers, schoseinnehmers, schweitzers, schwimmers, spions, tamburs, tuchmachers, wetters, werbers[2]).

Wir führen all diese Beispiele aus Friedrich Wilhelm an, um darauf hinzuweisen, wie hier bereits sich zweierlei Ursprünge des Plural-s zu treffen scheinen. Einerseits liegt in den zahlreichen einheimischen Wörtern sicherlich ein Eindringen des von Friedrich Wilhelm tatsächlich ge-

[1]) Vgl. Agathe Lasch, Mnd. Gramm. S. 195, Anm. 3. — Paul, Prinzipien, S. 375. — Wilmanns III, S. 399f. — AfdA. VIII, S. 321f. — Schiødt-Larsen, S. 1. — Friedrich, S. 45.

[2]) Vgl. Hummerich, S. 40.

sprochenen s-Plurals vor; welches dann die geschichtlichen Ursprünge dieses Plural-s sind, interessiert uns nicht weiter. Auf der anderen Seite verleitet aber die s-Form bei den Fremdwörtern, deren Schreibung bei Friedrich Wilhelm doch auffallend korrekt ist, auf eine gewisse enge Bindung des Schreibers mit der französischen Schreibtradition zu schließen. Lediglich natürlich auf eine Bindung mit der Schreibtradition, da das französische Plural-s keinen phonetischen Wert hat. Hummerich schneidet diese Frage gar nicht an, und eine sichere Antwort läßt sich auf sie auch nicht finden.

Daß es an solchem zweifellosen Einwirken der französischen Schreibtradition nicht fehlt, beweisen s-Plurale aus Gebieten, in denen sie dialektisch nicht heimisch sind. Hierher gehören die Schreibungen der Schweizer: Zephirs, Officiers, Cavaliers, Dames (!)[1]. Unberührt bleibt davon das Eindringen niederdeutscher s-Plurale auch nach Oberdeutschland[2].

Besondere Beachtung verdienen die Belege aus Liselotte:

damens, teuffels, mahlers, mißgönners, cardinals, offeciers[3].

Die dialektische Entsprechung solcher Formen steht für das Rheinfränkische fest[4]. Es darf auch wohl angenommen werden, daß Liselotte solche s-Plurale gesprochen hat. Bedenken wir aber, daß sie jahrelang in Frankreich lebt und neben ihren deutschen Briefen sehr zahlreiche französische schreibt, daß also ihre Verbindung mit der französischen Schreibtradition sehr eng ist, so liegt die Vermutung, die wir soeben bezüglich Friedrich Wilhelms ge-

[1]) Vgl. Hildebrand, S. 59. — Kasch, Mundartl. in der Spr. des jungen Schillers. Diss. Greifswald (1900). S. 65.

[2]) Kerls, Hildebrand, S. 59. — Vgl. DWB. V, S. 572.

[3]) Vgl. Urbach, S. 57.

[4]) Vgl. Friedrich, S. 45.

äußert haben, bei ihr noch um vieles näher. Auch hier wird sich nicht die Wirkung der dialektischen Übung und der französischen schriftsprachlichen Tradition reinlich voneinander trennen lassen. Daß beide aber irgendwie nebeneinander stehen und zusammenwirken, besteht kein Grund zu bezweifeln. —

Wir kommen bei dieser Gelegenheit sogleich auf eine andere Erscheinung bei Liselotte zu sprechen. Es handelt sich um die bei ihr oft auftretende Verwechslung zwischen Akkusativ und Nominativ. Urbach (S. 45) belegt u. a.

der gutte hertzog . . . habe ich . . . gesehen . . .
Der marechalc . . . übernahm der schrecken . . .
Der hertzog . . . kenne ich woll . . .
der duc . . . wird es woll verdrossen haben . . .
der brieff . . . habe ich woll bestellt . . .
ich habe noch keiner gesehen. —
Ihr würdet einen gutten prediger sein
ein gerechten richter ist etwass rares.
den armen abbe . . . ist nicht erkand worden.
den elsten heist Rousillon
Den hübschsten . . . ist der mittelste[1]).

Die dialektisch im ganzen Reimgebiet vorkommende Vermischung der Akkusativ- und Nominativformen ist sicher[2]). Für uns ist es dabei gleichgültig, ob der Nominativ in den Akkusativ dringt oder der Akkusativ in den Nominativ. Wir werden aber gerade bei Liselotte nicht nur an diese dialektische Entsprechung zu denken haben, sondern auch an das Französische, und zwar natürlich an den französischen Sprechgebrauch. Tatsache ist: Liselottes Schriftsprache macht keinen scharfen Unterschied zwischen Akkusativ und Nominativ. Dem entspricht ihre Mundart.

---

[1]) Rätselhaft bleibt, wie Urbach (60) dazu kommt, die Schreibung „in" für „ich" als ein Eindringen des Akkus. in den Nomin. zu erklären. („in bin ein harter kniper." usw.) Da liegt doch wohl Verschreibung oder Lesefehler vor.

[2]) Vgl. Friedrich, S. 29ff.

Aber ihre Mundart setzt sich aus zwei Bestandteilen zusammen. Sie wird aus zwei Quellen gespeist. Das erste ist der pfälzische Heimatdialekt, das andere ist ihre französische Sprechsprache, ihre französische Mundart, oder sagen wir in Anlehnung an die Terminologie der deutschen Verhältnisse, ihre französische Umgangssprache. Diese zweiteilige Mundart Liselottes findet schriftsprachlichen Niederschlag in ihren Briefen. Aber die Mischung der beiden Bestandteile und ihr Ineinandergreifen ist in diesen Zeugnissen so untrennlich, daß sich keinem von ihnen sein unzweifelhaftes Teil zuweisen läßt.

16. er-Plural.

Die Ausbreitung des er-Plurals ist ebenso wie die starke Ausbreitung des pluralischen Umlauts in hohem Maße eine sekundäre Erscheinung, eingeführt als Ersatz für die zersetzten Flexionsmittel. Wie den pluralischen Umlaut werden wir also auch den ungewöhnlichen er-Plural, wobei wir zwischen den einzelnen Geschlechtern nicht scheiden, auf oberdeutschem Gebiet vor allem zu suchen haben[1]). Moderndialektisch führt das Bayrische[2]). Aber dialektisches Vorkommen ist allgemein.

So werden wir sicherlich die Beispiele aus Friedrich Wilhelm hierher rechnen dürfen:

> bergwercker, brücher, ender, hender, kamisöhler, Pattenter, pferder, tracktamenter, vorwercker, dinster, orter, schlicher, gelegenheiter, Rebeller.

Wir müssen aber auch bemerken, daß Gottsched Formen wie: Mäler, Kreuzer, Dörner, Flecker, Hälmer, Klößer, Pflöcker, Sträußer, Wercker hat[3]), daß also der Gebrauch

---

[1]) Vgl. Boiunga, S. 143. — Molz, PBB. 27, 242. — 31, S. 327f. — Wilmanns, III, S. 391. Paul, II, S. 24. — Muth, S. 28.

[2]) Vgl. Friedrich, S. 47, 54.

[3]) Vgl. Groschupp, S. 80.

der gemeinsprachlichen Schriftsprache von dem heute geläufigen Stand stark abweicht. Dabei darf nicht vergessen werden, daß Gottsched selber (Grundl. 187 f.) gegen Formen wie: Gewölber, Scheiter, Dörner, Flecker, Hälmer, Klößer, Örter, Pflöcker, Sträußer Verwahrung einlegt.

Wir stellen einige Belege aus der mittel- und niederdeutschen Literatur zusammen:

Gewölber (PdN., Freundschaftl. Lieder).
Dörner (PdN).
Thürmer (PdN. I, S. 14)
Steiner, Gewölber, Pfeiler (Vogel, S. 97)
Sträusser, Aesser, Officirer (Groschupp, S. 80).

Ich füge aus oberdeutschen Quellen hinzu:

Discurse: Seiler, Örter, Hemder, Klösser, Viecher[1]).
Haller: Stirner, Gewölber, Klösser[2]).
Antesperg: Pferder, Jöcher, Jesuiter.
Parnassus Boicus[3]): Beiner, Gebeeter, Gerichter, Gesänger, Gesimbser, Gewölber, Mistbether, Bistümber.
Stranitzki: Dörner, Haubter, Gewichter, Beiner, Steiner, Bäumer, Losamenter.
Dornblüth[4]): Gebetter, Beiner, Better, Gerichter, Dörner, Bergwercker.

Aus den Rechtsquellen die zahlreichen Belege beizubringen, erübrigt sich.

Alle diese Zeugnisse beweisen uns nur, daß über das ganze Gebiet hin eine vom heutigen Stand abweichende, vielfach in sich übereinstimmende Verteilung der er-Plurale vorhanden ist. Indem diese er-Plurale überall auftreten, ist es schwer zu entscheiden, wo sie mundartliches Kennzeichen, und wo sie schriftsprachliche Übung sind. Denn wir entbehren des Maßstabes, der uns bisher oft geleitet

[1]) Vgl. Hildebrand, S. 57.
[2]) Vgl. Käslin, S. 59.
[3]) Vgl. Birlo, S. 42.
[4]) Vgl. Boucke, S. 59. — Paulus, S. 38. — Blanckenburg, S. 79.

hatte: nämlich des Dialekts als Vergleichsmittel. Die er-Plurale sind in unserer Epoche sowohl formal wie quantitativ kaum ein dialektisches Charakteristikum.

Eine Ausnahme machen da natürlich die unliterarischen Quellen. Wenigstens lassen sich bei Liselotte unverkennbare Spuren der Mundart erkennen. Wir sehen ganz von den gewöhnlichen er-Pluralen ab, die sie so gut hat wie alle anderen Zeugnisse dieser Zeit. Charakteristisch sind aber für sie die er-Plurale des Deminutivs -chen. Daß Liselotte diese gesprochen hat, ist bei den dialektischen Verhältnissen nicht zweifelhaft[1]). Ich belege:

spielger, zähnger, mädger, thierger, caninger, wiselger, schachtelger, enkelger, rätzselger, teuffelger, körbger, bisger, blumger, bücksger, darmger, demandtger, füßger, glasger, heutger, hündger, kastger, knopffger, magdger, märger, mobsger, nässger, pastetger, pössger, pösselger, potger, reissger, ringelger, schächtelger, schiffelger, stündger, däubger, döchterger, düchelger[2]).

17. Starke und schwache Deklination.

Aus dem im weitesten Ausmaß im Nhd. sich vollziehenden Wandel zwischen starker und schwacher substantivischer Flexion und den zahlreichen Berührungen und Mischungen zwischen ihnen greifen wir zwei Erscheinungsgruppen heraus.

Oberdeutsch dialektisch ist ein starkes Anwachsen der schwachen Deklination im Singular, — auch im Nominativ des Singulars —, der Feminina[3]). In ihrem Ausmaße übertrifft die oberdeutsche Übung bei weitem die gemeindeutsche[4]).

[1]) Vgl. Friedrich, S. 55. — Paul, II S. 29. — Wilmanns, III, S. 391. — Osthoff, Sammlung gemeinverständl. wiss. Vortr. XVIII, 411. S. 24.

[2]) Vgl. Urbach, S. 56.

[3]) Vgl. Schm. 270. — Friedrich, S. 35. — Weinhold, al. S. 437. — Castelli, S. 19.

[4]) Vgl. Boinnga, S. 169. — Paul, II, 81, 87. — Kehrein I, 3, S. 193.

Haller[1]): der Zungen, der Seelen, der Geschichten, der Erden, einer Frauen, der Rechten, einer Säulen.

Die Züricher[2]): Nom. Acc.: Brücken, Cosacken, Dinten, Erden, Falten, Kappen, Kirschen, Küchen, Linien, Lungen, Lügen, Minen, Pfeiffen, Lichtputzen, Reyhen, Rollen, Ruthen, Seiden, Seiten, Statuen, Wiegen, Stuben, Wollen, Zungen. — Gen. Dat.: Säug-Ammen, Aschen, Auen, Buchen, Cosacken, Ecken, Ellen, Familien, Frauen, Furien, Gassen, Kappen, Kirchen, Kutschen, Minen, Minuten, Pfeiffen, Seelen, Seiten, Sonnen, Spitzen, Taffeln, Wochen.

Dornblüth hat ähnliche Fälle: Lefzen, Hauben, Erden, Stuben, Aschen[3]).

Im Parnassus Boicus sind die Belege sehr zahlreich und gelten für sämtliche singulare Kasus:

Brucken, Kapellen, Dinten, Erden, Flutten, Glocken, Lilien, Plancken, Pumpen, Saulen, Seiten, Solen, Sonnen, Spiegeln, Sylben, Wolcken, Wunden, Zeilen. — In einer Laternen, An ein ... Kirchen, die Bayrische Land-Charten, eine Seiten.

Schreger: in einer Pfützen, ein Ohrfeigen, ein Kappen, die Stauden, der Nasen, ein Wochen, an der Gutschen, die Stiegen, ahn der Stiegen.

Abraham[4]): in die Kirchen, ein schwartze Wolcken, ein Mucken, die Goschen, der Aschen, die Rosen, eine Maden, die Säulen, die Wüsten, auff der Decken, eine Lügen, einer Hauben, einer Katzen, die Nasen, die Sonnen, in der Gassen, bei einer Holderstauten.

Die Rechtsquellen schließen sich von diesen Formen natürlich nicht aus. Wir belegen lediglich einige wenige Beispiele aus einem badischen Weistum[5]): bei der brücken, die Sagmüllen, bei der sagemühlen. Vereinzelte Fälle

---

[1]) Vgl. Zagajewski, S. 14.

[2]) Vgl. Hildebrand, S. 54.

[3]) Vgl. Boucke, S. 59.

[4]) Vgl. Blanckenburg, S. 80. — Lauchert, Al., 17, S. 85. — Strigl, I. S. 77 Anm. 5.

[5]) B. W. I, S. 257.

lassen sich noch aus der zweiten Hälfte des Jahrhunderts belegen[1]).

Wenigstens einige Belege mögen auch diese oberdeutschen Beispiele in das richtige zeitgenössische Licht setzen.

König, bei dem ja allerdings ein oberdeutscher Einfluß immerhin möglich ist, hat: mit seiner Klingen, der Höllen[2]). Hunold-Menantes[3]) hat: die Aschen, die Erden, der Garben, die Keulen, der Sonnen, der Stimmen, mit ihrer Laternen, in einer Wiesen. Aus Hofmannswaldau sind belegt[4]):

gen.: seiner Seelen, der Wochen, der Adelheiden.
dat.: der Sonnen, meiner Seelen, in meiner Wüsten.
Günther[5]): der Seelen, der Schulen, der Höllen, zur Wüsten, in der Mitten, der Ehren.

Wir werden es nicht zu entscheiden wagen, auch bei den oberdeutschen Belegen nicht, wo eine Spur der Mundart sich zeigt, die von der noch nicht abgeschlossenen Regelung durch die Grammatiker unberührt bleibt. Die Tatsache, daß auch der durchaus unmundartliche gen. sing. unter die —en-Formen fällt, beweist uns, daß das grammatische Element nicht gering sein kann. Von Oberdeutschland läßt sich höchstens sagen, daß einerseits die dialektische Entsprechung unzweifelhaft ist und daß andererseits der Abstand von der einheitssprachlich-schriftsprachlichen Tradition und die Verbundenheit mit der provinzialen Schriftsprache noch groß genug sind, um ein Bild zu ergeben, das von dem des übrigen Deutschland wesentlich unterschieden ist. Um ein auffallendes provinziales Charakteristikum handelt es sich nicht. Das wird auch aus Gott-

---

[1]) Vgl. Paulus, S. 39.
[2]) Vgl. Rosenmüller, S. 158.
[3]) Vgl. Vogel, S. 97.
[4]) Vgl. Hintringer, S. 32. — Vgl. Weinhold, Schl. S. 139.
[5]) Vgl. Groschupp, S. 78. — S. 79: „Nur Adelung erwähnt die schw. Deklination als ‚eine alte Form, den Femininen, in der 2. u. 3. Endung des Sing. noch ein n anzuhängen‘.“

scheds Tadel deutlich, der sich ganz allgemein gegen „diejenigen" wendet, die „in der zweiten, dritten und sechsten Endung ein n anflicken"[1]).

Die 6. Endung ist der Genitiv des Plurals. Die an sie angehängte n-Endung ist typisches Merkmal für Oberdeutsche. Da muß zuerst betont werden, daß überhaupt „eine Neigung" besteht, auf oberdeutschem Gebiet —en „als normale Endung des Plurals zu fassen"[2]). Der n-Gen. Plur. ist literarisch geworden mit Hallers „Versuch Schweizerischer Gedichten" und mit den „Discoursen der Mahlern". Der Genitiv als ein unmundartlicher Kasus war dem Übergreifen der schwachen Deklination in erster Linie ausgesetzt. So wird die Beseitigung der provinzialen Genitive ein Merkmal der einzelnen Hallerausgaben. Wir führen aus Haller an[3]):

Äpfeln, Bäumen, Böcken, Dämmen, Feinden, Flüssen, Hunden, Kriegen, Nebeln, Siegen, Ständen, Tagen, Tempeln, Vögeln, Winden, Wünschen, Brüsten, Lüften, Lüsten, Gebürgen, Gefäßen, Geschöpfen, Gesetzen, Jahren, Bürgern, Dienern, Eutern, Gebietern, Hütern, Kaysern, Ketzern, Cörpern, Römern, Verehrern, Würgern, Lastern, Geistern, Blättern, Gliedern, Kräutern, Ländern, Völkern, Thälern.

Das gleiche Bild zeigt die Vergleichung der „Discourse" mit dem rund 20 Jahre jüngeren „Mahler der Sitten"[4]):

Bärthen, Bäumen, Bewohnern, Bürgern, Dieben, Engeln, Eseln, Fischen, Flügeln, Freunden, Füßen, Geistern, Henckern, Hügeln, Irrthümern, Königen, Köpffen, Kriegen, Lesern, Leuten, Liebhabern, Mahlern, Männern, Mitbürgern, Müllern, Orten, Priestern, Rauchern, Schäffern, Schmieden, Tagen, Tempeln, Theilen, Umständen, Vättern, Vögeln, Wölffen, Wünschen, Würffeln, Würmern,

[1]) Grundl. S. 235. — Vgl. Paul II, S. 81.

[2]) Vgl. Birlo, S. 34. — Boucke, S. 60. — Blanckenburg, S. 80. — Boiunga, S. 127. — Hildebrand, S. 56. — Zagajewski, S. 13. — Käslin, 10.

[3]) Vgl. Zagajewski, S. 11.

[4]) Vgl. Hildebrand, S. 57.

Zuhörern, Zwergen. — Büchern, Dingen, Geschäften, Geschlechtern, Gespenstern, Gewächsen, Gütern, Häusern, Hörnern, Jahren, Kindern, Kleidern, Ländern, Lastern, Reichen, Schafen, Schlössern, Spielen, Thieren, Worten, Wörtern.

Zum Teil stehen diesen Genitiven überhaupt auch schwache Plurale zur Seite:

Müttern, Töchtern, — Reimen, Sinnen, Caracteren, wobei wieder auf die allgemeine Tendenz zur pluralischen n-Endung zu verweisen ist. Die Reinigung im „Sittenmahler" ist so gründlich, daß nur noch „der Armen" übrig bleibt. Haller behält nach allen Korrekturen nur noch „der Grüfften, der Sinnen". Dabei ist aus Haller auch der nom. acc. belegt: die Armen, die Sinnen[1]), so daß die schwache Endung in diesen Fällen also kein Spezifikum des Genitivs darstellt.

Neben den Schweizern sind österreichisch-bayrische Belege anzuführen. Auch hier fehlt es nicht an allgemein schwachen Pluralen. Der Genitiv aber sticht wieder hervor. Wir wählen nur die Belege aus dem Parnassus Boicus[2]):

Ablassen, Bäumen, Bergen, Brieffen, Diensten, Fällen, Zufällen, Feinden, Flüssen, Freunden, Gebräuchen, Mißbräuchen, Köpffen, Leuthen, Setzen, Tägen, Versen, Vöglen, Winden. — Buchführern, Gebrüdern, Inwohnern, Käfern, Kaysern, Künstlern, Pilgern, Priestern, Rittern, Schreibern, Vattern, Vorstehern, Widersachern, Blätteren, Büchern, Dingen, Gesätzen, Geschöpffen, Gesprächen, Gläsern, Häuptern, Häusern, Kindern, Liechtern, Reichen, Rätzlen, Schauspihlen, Stucken, Völckern, Wässern, Wercken, Worten, Zimmern, Grufften, Händen, Städten.

Diese Genitivformen auszudeuten, kann keine Schwierigkeiten machen. Käslin (S. 6) stellt fest: „Weinhold be-

[1]) Vgl. Hildebrand, S. 56f.

[2]) Vgl. Birlo, S. 49. — Lauchert, Alemannia 17, 85.

spricht in § 232 seiner alemannischen Grammatik das im Althochdeutschen häufige Eindringen der schwachen Endung —(e)n in den Gen. Plur. starker Maskulina ... und führt als Beispiel dafür, wie fest diese Endung hafte, die erwähnten Formen bei Haller an. Man könnte versucht sein, diese ganz richtige Bemerkung mißzuverstehen, als ob unser Dichter hierbei aus dem gesprochenen schweizerischen Dialekt seiner Zeit schöpfe. Dies wäre selbstredend unmöglich, da dem Alemannischen schon längst die eigene Form für den zweiten Fall — abgesehen von wenigen Überresten — verlorengegangen ist. Allein die Richtigkeit von Weinholds Behauptung springt sofort in die Augen, wenn wir uns erinnern, daß Haller in der Vorrede zur dritten Auflage selbst auf ‚unsere Bibeln und symbolischen Bücher' verweist, ‚wo der zweite Fall in der mehrern Zahl anderst als im übrigen Teutschland beschaffen ist'. In der That pflanzt sich die erwähnte Eigenart seit der althochdeutschen Zeit durch fast alle schweizerischen Schriftwerke bis ins 18. Jahrhundert hinein fort und greift so um sich, daß alle Masculina und Neutra den Gen. Plur. durchaus auf — (e)n bilden."

Der n-Gen. Plur. ist also eine ausgesprochen schriftdialektische Erscheinung, der eine mundartliche Entsprechung nicht zugrunde liegt. Wir dürfen aber gewiß annehmen, daß in der gehobenen Rede, — die als gesprochene Sprache in gewissem Sinne auch Mundart ist, wenn auch eine stark nach der Schriftsprache orientierte —, wenn der Gen. Plur. gebraucht wurde, wohl auch die schriftdialektische Form in Anwendung kam. An anderer Stelle ist schon von solchen Wirkungen der Schriftsprache auf die gesprochene, zumal die gehobene Rede gesprochen worden. Hier steht uns kein förmlicher Beleg zur Verfügung, die Parallelen berechtigen uns aber zu einer solchen Annahme durchaus.

18. Genus.

Neben die Flexion der Substantive im engsten Sinne stellen wir nunmehr die Belege über das substantivische Geschlecht. „Die Geschlechter sind Kategorien der Nominalbildung, welche mit den suffixalen Kategorien durchaus verwandt sind, im einzelnen mit ihnen übereinstimmen und sie durchkreuzen[1])." „Es gibt nicht wenige selbständige Nennwörter", so kennzeichnet Antesperg (S. 68) den zeitgenössischen Genuswechsel, „welche in einer Provinz des Deutschlandes dieses, in einer andern ein anders Geschlecht oder Genus haben, mithin, wie in andern Sprachen generis incerti sind; also sagen die Österreicher der Butter, der Luft, der Scepter, die Gefängnuß oder Gefängniß, der Reichthum, der Wachsthum usw.... Andere deutsche Völker hingegen sagen die Butter, die Luft, das Scepter, das Gefängniß, das Reichthum, das Wachsthum usw.[2])."

An die Spitze unserer Untersuchungen stellen wir einen kurzen Überblick über das Geschlecht der Substantive auf -nuß, -niß. Diese erscheinen überwiegend im Oberdeutschen[3]) als weiblich, bei den Mitteldeutschen dagegen als Neutra. Aus unserer Epoche sind zu belegen als Feminina:

Züricher[4]): Bildniß, Begegniß, Verbündniß, Verlöbniß, Finsterniß. — Neutra: Bekümmerniß, Finsterniß, Verderbniß, Empfindniß.

---

[1]) Vikt. Michels, Zur Wandl. d. nhd. Substantivgeschl. Diss. Lpz. (1889) S. 4. — Paul, II, S. 91. — Wilmanns II, S. 361. — Kehrein, II, S. 292ff. — Weinhold, Bair., § 239f., al. § 274f. — Schm. Ma., S. 292f. — Drechssler, S. 59.

[2]) Bolte, eine ungedruckte Poetik Kaspar Stielers. Sitzungsber. d. pr. Akad. 1926, S. 119:
„Man spricht: der Bach, die Bach, der Gift, die Gift, das Gift; Wer ist wol, der sich rühmt, daß ers am besten trifft?"

[3]) Molz, PBB. 31, 301, gibt nur „Gefängnis" als n.-F.: W. H. I, S. 162. — Urbach, S. 58. — Schm. Ma., S. 294.

[4]) Hildebrand, S. 81.

Haller[1]): Erkäntnüß, Finsternüß. — Neutra: Betrübnüß, Finsternis.

Parnassus Boicus[2]): Argernuß, Begängnuß, Begräbnuß, Bekantnuß, Bildnuß, Geständnuß, Gleichnuß, Verhältnuß, Verlöbnuß, Verständnuß, Verzeichnuß. — Neutra: Behaltnuß, Bündnuß, Gedächtnuß, Gefängnuß.

Liselotte: Gefängnuß, Begräbnuß als f.[3]).

Aus Abraham sind ähnliche Fälle bekannt; ebenso aus Stranitzki. Die Wörterbücher verhalten sich in dieser Frage nicht einheitlich. Vor allem der Schlesier Steinbach schwankt zwischen n. und f.: Begräbniß, Finsterniß, Erkenntniß, Gedächtnis, Gleichnis, Hindernis, Kenntnis, Verdammnis, Verzeichnis, Wildnis. — nur n.: Begängniß, Bekenntnis, Verständnis. Stieler und Frisch nähern sich in vielem dem „nhd." Gebrauch[4]).

Gottsched gibt in dieser Epoche des noch nicht abgeschlossenen Schwankens die Regel: das Femininum für das Abstraktum, das Neutrum für das Konkretum[5]).

Wir verfahren nun im weiteren so, daß wir zuerst das Material darbieten. Die Anordnung ist durchweg alphabetisch, die Schreibung dem heutigen Gebrauch angepaßt. Als „Wörterbücher" sind benutzt Stieler, Steinbach und Frisch. Adelung ist angeführt, wenn seine Bemerkungen aufschlußreich erscheinen.

Es kam mir auf die abweichenden, besonders auffallenden Formen an. Die Liste erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

Abenteuer. Urbach S. 58. — Hildebrand 81: f. — Frisch: n. — Paul III. § 74 S. 119. — Adelung I, 24: f. obd. — Schm. I, 11. — Schw. I. I. S. 103. — Fischer I, 14.

---

[1]) Zagajewski, S. 16.

[2]) Birlo, S. 65.

[3]) Urbach, S. 58.

[4]) Paul, Gramm. II, S. 112f.

[5]) Zagajewski, S. 16. — Boiunga, S. 163. — Pfleiderer, S. 350.

Abscheuen. Hildebrand 81: n. — Stieler: Abscheu m. Ebenso Steinbach. — Paul III. § 66. S. 109. Adelung gibt f. als obd. — Martin-Lienhart II. S. 391.

Aderlaß. Birlo 65, Urbach 58: f. — Frisch: die Aderlässe, das Aderlassen. — Paul III. § 61 S. 103: noch im 18. Jh. häufig die Aderlasse. — Weigand I, 23. — Fischer I, 105. — Weinhold, bair. 241: f. — Castelli 18: f.

Affe. Wernicke 367: f. Sonst stets m. Weigand I, 25. DWB. I, 182. — mhd. m. Wernicke ändert in der späteren Ausgabe. Das f. verdankt sein Auftreten der Ununterscheidbarkeit des f. und m. des bestimmten Artikels im nd. Lübben, mnd. Gram. 1882. S. 109, § 78. — Lasch, mnd. Gram. § 408, S. 109. — L. Fischer, Festschrift für Schade. 1896. S. 358. — Siehe auch Pfau und Schachtel.

Altar. Groschupp 73, Zagajewski 16, Käslin 43: m, n. Stieler, Steinbach, Frisch: m. Steinbach: raro: n. vgl. Richey. S. III. — Paul III, § 39, S. 68. — Weigand I, 46. — mhd. nur m. — Martin-Lienhart I, 35: m. Schm. I, 72: m, n. — Schw. I. I, 207: m, n. — Fischer I, 159: vereinzelt n. — Adelung I, 208: „Bey den Oberdeutschen ist dieses Wort ungewisses Geschlechtes."

Amboß. Weise, Erznarren 41: n. — Stieler: m, n. Steinbach, Frisch: m. — Paul II, § 39 S. 68 gibt den gleichen Beleg. Weigand I, 49 kennt nur m. mhd. m. DWB. I, 277. Adelung nur m.

Angel. Urbach 57, Hildebrand 83, Paulus 42, Pfleiderer 348, Groschupp 70: m. Lauchert, Alem. 17, 85: m. Beccau, Weise: m. — Stieler, Frisch: m. Steinbach: f. — Schon mhd. schwankend: Paul II § 60 S. 102. Weigand I, 60, DWB. I, 344. — Schm. I, 105, Schw. I. I, 328, Fischer I, 206, Martin-Lienhart I, 53: m. — Vgl. Michels, S. 56.

Angst. Urbach 57: m. — Wörterbücher: f. — mhd. m selten, meist f. Weigand I, 358, DWB. I, 358, Michels, S. 27. — Schm. I, 105, Martin-Lienhart I, 54, Fischer I, 357: f. Schw. I. I, 337 f.

Anmut. Birlo 66: m. — Steinbach: f. Frisch: m veraltet = Sinn, Begierde. f = suavitas. — Paul III, § 62, S. 105 belegt m seit dem mhd. später f. Adelung I, 305. — Schm. I, 1695, Fischer I, 239, Schw. I. IV, 582: m.

Armbrust. W. H. I, 26: n. — Frisch: f. — mhd. n. Paul III, S. 115 f. DWB. III, 556. Weigand I, 857. Schm. I, 145 kennt auch m, f, alle Beispiele aber n. Fischer I, 319 belegt

alle drei Geschlechter. Adelung I, 387: „In Ansehung des Geschlechtes dieses Wortes ist der Gebrauch sehr schwankend und unbeständig. Doch wird es in dem weiblichen wohl am häufigsten gebraucht."

Armut. Groschupp 72, Hildebrand 82: n. — Steinbach nur f. — Stieler: in neutr. gen. ordinem pauperum notat. Ähnlich Frisch. — mhd. f., n. Paul III, § 70, S. 113. Weigand I, 85, DWB. I, 561. — Martin-Lienhart I, 64, Schm. I. 144: f. — Fischer I, 323, Schw. I, I, 497 kennen auch n.

Asche. Birlo 66: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd., f., m. Weigand I, 91. — Adelung I, 402: m. obd. Schw. I. I, 166, Martin-Lienhart I, S. 80: f. Schm. I, 166: m. — Fischer I, 338: m. sehr vereinzelt.

Aufenthalt. Lauchert, Alemannia 17, 85: f. — Stieler: m. Weigand I, 101 hat nur m. — Adelung I, 434. DWB. I, 637. — Fischer I, 371 auch f, Schw. I. II, 1217: m, f.

Aufnahm(e). Birlo 66: m. — Die Wörterbücher haben f. Ebenso auch Adelung und DWB. — Fischer I, 401: f. — Schm. I, 1742, Schw. I. IV, 720: m.

Aufruhr. Birlo 65, Boucke 64, Breitinger, Dichtk. 113, Paulus 42: f. — Paul III, § 66, 109. Michels 33 f. Weigand I, 107. DWB. I, 714: m. seit Voß. — Adelung I, 468: f. obd. Fischer I, 410: f. — Stieler, Steinbach: m. Frisch: f.

Bach. Zagajewski 16, Käslin 59, Hildebrand 82, Urbach 58, Rosenmüller 160, Groschupp 72, Beccau, PdN.: f. — Stieler: m, f. Steinbach: m, schles. f. Frisch: m. — Paul III, § 58, 100. — Weigand II, 134, DWB. I, 1058. — Weinhold, al. S. 238. Schw. I. IV, 447. — Martin-Lienhart II, 6. — Fischer I, 552. — Bair. nie f: Schm. I. 193.

Bahn. Käslin 18, Zagajewski 16: m. Alle Wörterbücher: f. — Weigand I, 193: mhd. stets f. — Schm. I, 241 nur f. Martin-Lienhart II, 49: m. Ebenso Schw. I. II, 1268. Auch Fischer I, 601 m, neben f.

Balg. Abel, Boileau 184: n. — Alle Wörterbücher: m. — Weigand I, 139: als Schimpfwort Übergang in n und f. — DWB. I, 1084 kennt nur m. Paul III, § 58, S. 100 belegt n aus dem nd.

Ballet. Schreger 599: m. — Stieler: n. — Paul III, § 95, 142. Weigand I, 145, Schulz I, 72 hat nur n. — Fischer I, 594, Schw. I. IV, 1147. — Mischung mit Ball?

Bast. Groschupp 71: n. — Stieler, Frisch: m. Steinbach: m, n. — Paul III, § 38, S. 63 schon mhd. schwankend. Weigand I, 164 (n bei Bürger), DWB. I, 1148 f. — Adelung I, 603: „In einigen deutschen Mundarten ist es ungewisses Geschlechtes."

Beweistum. Groschupp 70, Birlo 66: m. Stieler: m. — DWB. I, 1785: im 16., 17. Jh. durchaus m. Adelung I, 870 nennt n oberdeutsch.

Bezirk. Hildebrand 84, Käslin 59: n. — Stieler, Steinbach: n. DWB. I, 1801, Weigand I, 231: stets m. — Martin-Lienhart II, 913: n. Fischer I, 996: m. auch Zirk m: VI, 1, 1239.

Bombast. Hildebrand 84: n. — Paul III, 143, § 96. — Weigand I, 266 nur m. Schulz I, 90 gleicher Beleg aus dem Sittenmahler.

Butter. Strigl III, 258, Birlo 65, Hildebrand 83, Paulus 42: m. vgl. Richey. S. III. — Die Wörterbücher: f. — Adelung I, 1157: „Im Hochdeutschen ist das weibliche Geschlecht dieses Wortes allgemein. Allein im Oberdeutschen ist es männliches Geschlechtes, der Butter, und in einigen Gegenden sagt man auch das Butter." Hildebrand 83 vermutet Beeinflussung durch das dialektische anke (m). — Paul III, § 68, S. 111f. mhd: swfm. — Weigand I, 315, DWB. II, 582. — Schm. I, 311, Castelli 18, Fischer I, 1565, Martin-Lienhart II, 119, Schw. I. IV, 1915: m.

Chor. Hildebrand 84: m, n, Gottsched: n, Steinbach: n, Frisch: m. — bis Adelung I, 1200 stark schwankend. Vgl. Schulz I, 113, Weigand I, 329.

Dacht. Groschupp 70: n. — Stieler: m, n. Steinbach: n, Frisch: m. — Paul III, § 38, S. 63 die gleichen Belege. Weigand I, 364. — Adelung I, 1372 n obd. — Fischer II, 10: m. Schm. I, 484: m, n.

Dachtrauf(e). Ollapatrida 301: m. — Stieler: f, m. — Steinbach, Frisch: f. — Paul III, § 40, S. 80. DWB. II, 670. Weigand I, 324. — Martin-Lienhart II, 743: m, f. — Schm. I, 650: n, f. — Fischer II, 11, 333: m.

Dienst. Groschupp 71: n. Weise, Erznarren 180: n. Stieler: m. Ebenso Steinbach und Frisch. fnhd. schwankend wie Verdienst: Paul III, § 40, S. 69, mhd. m, n. Weigand I, 355, DWB. II, 1115. Adelung I, 1353: m.

Dunst. Vogel 97: f. — Alle Wörterbücher: m. — Adelung gibt f vor allem als meißnisch an (I, 1443). — Vgl. Paul II, S. 100. Weigand I, 392. DWB. II, 1559.

Echo. Ollapatrida 13, 480: m. Hildebrand 84: m. Pfleiderer 35: n, f. — Steinbach: n. — Paul III, § 99, S. 147. Weigand I,

401. — Adelung I, 1497: „Im Oberdeutschen ist dieses Wort weibliches Geschlechtes, aber auch zuweilen männliches." — Schw. I. I, 72: m. — Vgl. Schulz I, 162. — Die übrigen Dialektwörterbücher führen das Wort nicht.

Eck. Strigl II, 39, B. W. S. 93, 148, Hildebrand 82, Paulus 42, Urbach 58: n. — Stieler: Eck(e): f. Steinbach: Eck m, Ecke f, simplex raro adhibetur. Frisch: Eck, Ecke n. — Adelung I, 1498: „dieses Wort ist im Oberdeutschen ungewisses Geschlechtes." — Paul III. § 74, S. 118, 120, Weigand I, 402, DWB. III, 22. — Castelli 18, Schm. I, 33, Weinhold, bair. 242, Fischer II, 534 Martin-Lienhart I, 26, Schw. I. I, 155: nie f, selten m, meist n.

Edelmut. PdN. II, 269: f. — Nur Stieler führt das Wort, aber ohne Angabe des Geschlechts. Paul III, § 62, S. 105, Weigand I, 403. Noch Adelung kennt das Wort nicht.

Eiter. Käslin 59, Abel II, 226: n. — Alle Wörterbücher führen m. mhd. m. Paul III § 40, S. 71, Weigand I, 429. Adelung I, 1640 gibt das n als obd. — Weinhold bair. 241, Schm. I, 172, Schw. I. I, 602, Martin-Lienhart I, 82 stets n. — Fischer II, 684: m, n.

Fahn. Birlo 66, Urbach 67, W. H. I, Strigl I, 141, Stoppe, Parnaß, S. 418: m. Käslin 59, Zagajewski 18 auch n. Die Wörterbücher alle f, Steinbach auch m. — mhd. m. Paul III, § 55, S. 94, Weigand I, 491, DWB. III, 1241. — Adelung II, 13: „Im Oberdeutschen ist dieses Wort bald männliches, bald ungewisses Geschlechtes . . ." — Schm. I, 719, Weinhold, bair. 240, Castelli S. 18, Martin-Lienhart I, 117, Schw. I. I, 828: m. — Fischer II, 141: recht „mundartlich" m, aber auch f.

Flug. Hildebrand 80: f. — Alle Wörterbücher m. Hildebrand vermutet Druckfehler oder Analogie an Flucht. — Weigand I, 562: m. DWB. III, 1837, Schw. I. I, 1180, Schm. I, 790, Fischer I, 1592: m. — vgl. S. 202

Form. Birlo 66: m. — Alle Wörterbücher haben f. Vgl. aber Unform. — Paul III § 66 S. 110. Weigand I, 569. — Schulz 323 hat nur f. — Schm. I, 756: m. — Fischer II, 1663: m neben f, Martin-Lienhart I, 141: f. — Schw. I. I, 1015: auch m.

Frost. Boucke 64, Urbach 58: f. — Alle Wörterbücher haben m. — mhd. m. Weigand I, 591. DWB. IV, 1, 255. Schw. I. I, 1336: f. — Fischer II, 1793, Martin-Lienhart I, 186: m.

Frucht. Birlo 66: m. — Alle Wörterbücher haben f. Paul III, § 63, S. 105. DWB. IV, 1a, 260. — Fischer II, 1795: f,

Schw. I. I, 1272: f, Martin-Lienhart I, 178: f. — Schm. I, 806: einmal m, sonst f.

Garaus. Groschupp 71: n. — Bei Adelung n: „In einigen oberdeutschen Gegenden ist es im männlichen Geschlechte üblich." — Weigand I, 120. DWB. IV, 1, 1330. — Fischer III, 66: m, alt auch n. — Schw. I. I, 556: m.

Gaumen. Birlo 66: f. — Gaum(en) alle Wörterbücher: m. — Paul III, § 35, S. 55. Weigand I, 631. DWB. IV, 1a, 1574. — Fischer III, 106: m. Schw. I. II, 308: m. Martin-Lienhart I, 219: m. Schm. I, 911: m. — Fischer und Schw. I. geben das Wort als nicht volkstümlich an.

Gebrauch. Weise Masaniello 123: n. — Stieler, Steinbach: m. — Weigand I, 638, DWB. IV, 1, 1822 f, Adelung kennen nur das m. Ebenso die oberdeutschen Dialektwörterbücher.

Gedanke. Eccard, Nebenstunden. Vorr.: f. — Stieler, Steinbach: m. Frisch: m, f. — Weigand I, 642, mhd. m. DWB. IV, 1, 1941. — Adelung II, 457: „In einigen besonders oberdeutschen Gegenden ist dieses Wort weibliches Geschlechtes." Schm. I, 522, Martin-Lienhart II, 692, Fischer III, 142: nur m.

Gefallen. Hildebrand 82: n. — Steinbach und Frisch nur m. — Hildebrand belegt n moderndialektisch aus der Schweiz. — Weigand I, 646, DWB. IV, 1a: 2099. — Adelung II, 407: das n. obd. und in der Bibel. — Fischer III, 152: n (älter m?) — Schm. I, 703: n (?). — Schw. I. I, 757: n, m. — Martin-Lienhart I, 100: m.

Gegenteil. Hildebrand 82: m. — Steinbach: n. — Frisch: m. fnhd. schwankend. Weigand I, 651. DWB. IV, 1a, 2271. Adelung I, 482 nur n. — Fischer II, 135, Schm. I, 599: m für das Simplex.

Gehorsam. Hildebrand 80: f. — Alle Wörterbücher haben bereits m. — Paul III, § 69, S. 112: f im 16. Jh. und dann schweizerisch. DWB. IV, 1b, 2535. — Fischer III, 217: f, Schm. I, 1156: m, Schw. I. II, 1570.

Gems(e). Käslin 59, Zagajewski 18: n, m. — Stieler, Frisch: f, Steinbach: m. — Paul III, § 75, S. 124, Weigand I, 674, DWB. IV, 1, 3286. — Schw. I. II, 321. Schm. I, 915: m und n. — Fischer III, 347: f, alt m.

Genie. Hildebrand 84: m. — Paul III, § 95, S. 192. DWB. IV, 1, 3396 f. — Schulz I, 242 belegt f aus 1728. Adelung II, 559 nur n. Fischer V, 773: f, n. Schw. I. VIII, 794: n.

Gesang. Birlo 65, Lauchert, Alemannia 17, 86, Antipatriot 8: n. — Alle Wörterbücher haben m. — mhd. m. Weigand I, 694,

DWB. IV, 1, 3796. — Adelung II, 596 (über die Handlung des Singens): „In dieser Bedeutung ist es im Oberdeutschen ungewisses Geschlechtes." — Schm. II, 310, Castelli 18, Weinhold, bair. 242, Schw. I. VII, 1176, Fischer III, 441: n. — Martin-Lienhart II, 366: m, n.

Geschick. Rosenmüller 160: m, n. — Alle Wörterbücher: n. mhd. n. Weigand I, 696, DWB. IV, 1b, 3870: „Im bair. ist das, Wort masc. mit anlehnung an das masc. schick." Schm. II, 368.

Gestank. Birlo 67: n. — Alle Wörterbücher haben m. Stieler: Gestänke (n). — mhd. n. Weigand I, 708, DWB. IV, 1b, 4201. Schm. II, 771: n. Fischer III, 548: n, m. Martin-Lienhart II, 606: m.

Gewalt. Birlo 65, Boucke 64, Hildebrand 80, Abr., W. H. I, 454, Maria Anna 197, Urbach 58: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. m, f. Paul III, § 58, S. 98, nhd. od.: m. Weigand I, 715. DWB. IV, 1, 4987, Michels S. 46. Schon Adelung II, 649 gibt m als oberdeutsch an. — Schm. II, 908: m, Fischer III, 589: m, Martin-Lienhart II, 824: m (f).

Gift. Birlo 67, Boucke 64: f. Urbach 58, Zagajewski16, Käslin 59, Pfleiderer 350: m. Groschupp 73: m, n, f. Rosenmüller: n, m. — PdN. I. Vorr., Weise, Erznarren 223, Überfl. Ged.: m. — Wernicke 317 nennt f schlesisch. — Stieler: f, m, Gabe: f. — Steinbach: m, n. — Frisch: Gabe f, sonst m. — n erst nhd. Weigand I, 727. Aber noch Adelung II, 683: „Dieses Wort kommet, selbst im Hochdeutschen, in allen dreyen Geschlechtern vor." Fischer III, 654: m, n, f. — Schm. I, 876: m, n. — Martin-Lienhart I, 200: m, n. — Schw. I. II, 134: n, f.

Gras. Wernicke 507: f. — Alle Wörterbücher haben n. Weigand I, 759. Vgl. Affe, auch Schachtel und Pfau.

Großmut. Birlo 67: m. — Steinbach: m, Frisch: f. Adelung II, 813 nur f. — Siehe Paul II, § 62, S. 105. Weigand I, 772.

Grütze. Groschupp 72: m. Stieler und Steinbach auch m. — mhd. schwankend. Weigand II, 777. — Adelung II, 838 setzt m vor allem nach Oberdeutschland. Schm. I, 1019, Fischer III, 889: m.

Gunst. Strigl I, 168: m. — Alle Wörterbücher haben f. — Paul III, § 58, S. 100. Weigand I, 780. — Adelung II, 843 setzt das m nach Oberdeutschland. — Weinhold, al. 237, bair. 240, Schm. I, 925, Fischer III, 926, Schw. I. II, 3777: m; moderner f. — Martin-Lienhart I, 227: f.

Gürtel. Abr. 96, Strigl I, 156, Birlo 65: f. — Reuter, Schellm. 25: n. — Alle Wörterbücher haben m. — Paul III, § 54, S. 93, Weigand I, 781, Michels S. 36. — Martin-Lienhart I, 234: m. Schw. I. II, 446: m, f, Fischer III, 934: f. — Weinhold, al. 238, bair. 241, Schm. I, 943.

Heimat. Birlo 67: m oder n, nicht f. — Alle Wörterbücher haben f. — Stieler: n. — mhd. n, f n. bis ins 17. Jh. Paul III, § 70, S. 113. Weigand I, 836. — DWB. IV, 2, 864. — Adelung II, 1073: „In einigen Gegenden ist es ungewisses Geschlechtes." — Schm. I, 1108: n. Fischer III, 1364: f, alt auch n. Martin-Lienhart I, 336, Schw. I. II, 1283: n, f.

Heirat. Birlo 65, Hildebrand 83, Urbach 58, Strigl II, 97: m. — Alle Wörterbücher: f. — mhd. m, f. Paul III, § 58, S. 98f. Weigand I, 839, DWB. IV, 2, 892: m. — Weinhold, bair., 240, Schm. II, 165, I, 1024, Fischer III, 188: m. — Martin-Lienhart II, 289: f.

Hoffart. Urbach 58: m. — Die Wörterbücher: f. — mhd. f. Weigand I, 1877, DWB. IV, 2, 1666. m: md. und nd. im 17. Jh. — Die obd. Dialektwörterbücher führen das Wort nicht.

Honig. Abel. II, 226, Beccau, Groschupp 71, Ollapatrida 14, Strigl I, 50, Hintringer 34, Vogel 97: n. — Stieler, Steinbach: m, n. Frisch: m. mhd. n. Paul III, 69f. Weigand I, 887. DWB. IV, 2, 1786: n noch bis 1800. — Michels 40. — Adelung II, 1276: in einigen Gegenden männliches Geschlechts. — Weinhold, bair. 241, Castelli 18, Schm. I, 1919, Schw. I. II, 1367, Martin-Lienhart I, 344. — Fischer III, 1799.

Kaffee. Urbach 58: n. — Nur Frisch führt das Wort, aber ohne Angabe des Geschlechts. — DWB. V, 21 belegt n aus der Schweiz. — Weigand I, 961, Schulz I, 317. — Fischer IV, 143: m, n. Schw. I. III, 154 auch n. — Martin-Lienhart I, 424: m.

Käfig. Rosenmüller 159, Abr. 47: n. — Stieler: m, Frisch: n. — mhd. f, später auch n. Paul III, § 75, 122. Weigand I, 461, DWB. V, 25. — Adelung II, 1963 m: „Übrigens ist dieses Wort in einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, ungewisses Geschlechts." — Schm. I, 1228: f, Fischer IV, 145: n. — Schw. I. III, 162: n. — Martin-Lienhart I, 426: m (n).

Kanal. Weise, Erznarren 215: n. — Stieler: m, Frisch: m. — Paul III, § 96, S. 143, Weigand I, 976, DWB. V, 157 belegen m. — Hans Schulz I, 321: m, Adelung I, 1169 nur m.

Karpfe(n). Hildebrand 83: f. — Frisch: Karpf m. Stieler: Karp m. Steinbach: Karpfe f. = DWB. IV, 222, gibt f als nd. Weigand I, 996. Adelung II, 1506: in einigen Gegenden weiblich. — Schm. I, 1295: m, Fischer IV, 230: m. Martin-Lienhart I, 470: m. Schw. I. III, 477: m neben f.

Katheder. Groschupp 71: f. — Hildebrand 84: m, n, f. Gottsched f als meißnisch. — Frisch: m neben f. — Paul III, § 99, S. 118 Belege für f noch aus Lessing. Schulz I, 341. Weigand I, 1007. DWB. V, 277. Fischer IV, 262: m, selten n. — Adelung II, 1514: „Freylich sollte dieses Wort billig weibliches Geschlechtes seyn . . . und in den meisten oberdeutschen Gegenden ist es auch nicht anders üblich. Indessen hat doch im Hochdeutschen noch immer das männliche Geschlecht den Vorzug. In manchen Gegenden ist es gar ungewisses Geschlechtes."

Keul(e). Rosenmüller 159: m. — Stieler: Keul m. Steinbach, Frisch: f. — DWB. V, 648, Weigand I, 1028. — Schw. I. II, 198: f. — Die übrigen Dialektwörterbücher belegen das Wort nicht.

Kiefer. Boucke 64: n. — Stieler: m. — Weigand I, 1030. DWB. V, 669. — Oberdeutsch dialektisch: n. Adelung II, 1570. Weinhold, bair. 242: n, Castelli 18: n. Fischer IV, 365: m, n. Schw. I. III, 175, Martin-Lienhart I, 427: m.

Kitt. Birlo 67: n. — nur Steinbach: m. — als dreigeschlechtig: Paul III, § 75, 123, DWB. V, 860, Weigand I, 1042. — Adelung II, 1595 kennt m und f. — Martin-Lienhart I, 482: m. Fischer IV, 426: m. Schw. I. III, 576: m.

Klauen. Abr. 98: m. — Alle Wörterbücher: f. — mhd. f. DWB. V, 1026, Weigand I, 1049. — Schm. I, 1319 f und m. Martin-Lienhart I 499, f, m. Fischer IV, 460 und Schw. I. III, 705 ebenso.

Klotz. Boucke 64: n. — Stieler: n. Steinbach, Frisch: m. — mhd. m, n. Paul III, § 39, S. 63. Weigand I, 1044, DWB. V, 1248. — Adelung II, 1645: „In einigen oberdeutschen Gegenden, z. B. in Schlesien, ist es ungewisses Geschlechtes." — Fischer IV, 503: m. Martin-Lienhart I, 500: m, Schm. I, 1343: m.

Köder. Birlo 67: n. — Stieler: m. Steinbach: n. — mhd. m, n. Paul III, S. 62. Weigand I, 1089, DWB. V, 1571. Adelung II, 1684 n in Teilen Oberdeutschlands. — Schm. I, 1290: n, Fischer IV, 566: m.

Kot. Hildebrand 82, Birlo 67, Schreger 525, 827: n, das Gottsched, Beob. 162, rügt. — mhd. m, dann n. Paul III, § 40, S. 70. Weigand I, 1129, DWB. V, 1890. Adelung II, 1736: m, oberdeutsch n. — Schm. I, 1311: n. Martin-Lienhart I, 478: m. Schw. I. III, 557: m, n. Fischer IV, 259: n.

Krokodil. Zagajewski 18, Käslin 59: m. fnhd. m. Weigand I, 1155, Schulz I, 407, DWB. V, 2350. Adelung II, 1795 m. — Fischer IV, 772: jetzt sehr allgemein n.

Labyrint. Rosenmüller 159: m. — DWB. VI, 10f. Weigand I, 890. — Adelung III, 4 nur m. Schulz-Basler, Fremdwb. II. 2f.

Last. Schreger 118, W. H. I, 9, Strigl III, 227, Lauchert, Alemannia 17, 85, Birlo 64, Boucke 64, Zagajewski 17, Käslin 32: m. — Alle Wörterbücher: f. — mhd. m, md. f. Paul III, S. 98. Weigand II, 21. DWB. VI, 243. — Adelung III, 67 setzt m nach Oberdeutschland (Haller). — Schm. I, 1522, Schw. I. III, 1462, Fischer IV, 1006, Weinhold al. 238, bair. 240: alle m. — Martin-Lienhart I, 699: f, m.

Laun(e). Urbach 58: m. — Stieler, Frisch: m. — Weigand II, 29, Paul III, § 99, S. 147. DWB. VI, 345. Adelung III, 91 nennt m obd. — Schm. I, 1477, Weinhold, bair. 240: m. Fischer IV, 1046: f, alt m. — Martin-Lienhart I, 594: m, f. Schw. I. III, 1295: f neben m.

List. Schreger 118, Birlo 64: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. m, f. Paul III, § 58, S. 89f., Weigand II, 72, DWB. VI, 1065. Michels S. 35. — Schm. I, 1525, Weinhold, bair. 240, Fischer IV, 1258: m. — Aber W. H. I, 55: f. — Schw. I. III, 1473 f: m.

Lorbeer. Groschupp 71: n. W. H. I, 4: f. — Stieler, Steinbach: f. — mhd: n, f. — m. Paul III, § 66, S. 108, DWB. VI, 1146. Weigand II, 82. Adelung III, 91: f, m. — Schm. I, 1500: f. Vgl. Martin-Lienhart I, 608. Fischer IV, 1285.

Luft. Birlo 66, Boucke 64, Käslin 81, Abr. 16: m. — Alle Wörterbücher haben f, vgl. Richey S. III. Mhd. m, f. Paul III, § 58, S. 98, Weigand II, 90, DWB. VI, 1237, Michels S. 25. — Adelung III, 274 m obd. — Schm. I, 152, Weinhold, bair., 240, Schw. I. III, 1157, Martin-Lienhart I, 669, Fischer IV, 1320: alle m.

Lust. Ollapatrida 411, 472. Abr., Alemannia 17, 85, Birlo 64, Boucke 64, Urbach 58: m. — Alle Wörterbücher: f. — Obd. m erhalten: Paul III, § 58, S. 98f., Weigand II, 98, DWB. VI, 1314, Michels S. 24. — Dialektisch m: Schm. I,

1525, Schw. I. III, 1474, Martin-Lienhart I, 620, Weinhold, bair. 240, Fischer IV, 1349.

Makel. Birlo 65: f. — Stieler: n, Frisch: f. — Weigand I, 114, DWB. VI, 1488 belegt f und n noch bei Herder. — Schm. I, 1566. Martin-Lienhart I, 660. Schw. I. IV, 119.

Maß. Birlo 65, Urbach 58, Hildebrand 81, Zagajewski 17: f. — Alle Wörterbücher: n. — Paul III, § 74, S. 119, Weigand II, 140, Adelung III, 391: „Im Oberdeutschen ist dieses Wort auch häufig weibliches Geschlechtes . . .“ Schw. I. IV, 438, Fischer IV, 1512, Martin-Lienhart I, 714, Schm. I, 1659.

Mensch. Groschupp 71, Pfleiderer 349: n. — Stieler hat n für eine Frauensperson, aber ohne Tadel. — Paul III, S. 66, DWB. VI, 2036. Weigand II, 168. — Fischer IV, 1605: m, alt auch n. — Martin-Lienhart I, 604, Schw. I. IV, 336, Schm. I, 1628.

Menuett. Hildebrand 83: m, f. — Gottsched hat n. — Paul III, § 98, S. 146 belegt m und f noch im 19. Jh. Weigand II, 169. Schulz-Basler, Fremdwb. II, 103.

Merkmal. Rosenmüller 160: f. — DWB. VI, 2105 kennt nur n. Weigand II, 170. Adelung III, 478: m.

Milz. Birlo 65, Ollapatrida 282, Urbach 58: n, aber Ollapatrida 289: f. — Stieler: f, n. Steinbach: m, f. Frisch: n. — mhd. n. Paul III, § 71, S. 115, Weigand II, 185, DWB. VI, 2220. — Adelung III, 1507: „In den meisten oberdeutschen Gegenden ist es männliches Geschlechtes . . . und in einigen gar ungewisses.“ Schm. I, 1579, Weinhold, bair 242, Fischer IV, 1676, Schw. I. IV, 224, Martin-Lienhart I, 679: alle n.

Mittelpunkt. Birlo 66: n. — Alle Wörterbücher haben m. Vgl. Punkt.

Mitternacht. PdN. I, 27: n. — Alle Wörterbücher: f. mhd. f. DWB. VI, 2419 belegt n bei Rist.

Molke(n). Reuter, Schellm. 18: n. — Stieler: f, Steinbach: m. — mhd. n. Paul III, § 72, S. 117. Weigand II, 207, DWB. VI, 2478. Adelung III, 562: österr. m, schwäb. f, md. n. — — Schm. I, 1593. — Fischer IV, 1731: f. — Schw. I.: n (f, m). Martin-Lienhart I, 678: f (n).

Monat. Antesperg 57: n. — Alle Wörterbücher: m. — mhd. m, n. Paul III, § 39, S. 66, Weigand II, 209, DWB. VI, 2484. Adelung III, 564: n obd. — Schm. I, 1608: n. Fischer IV, 1734: m, n. Schw. I. IV, 236: m, Martin-Lienhart I, 690: m.

Moral. Birlo 67: n. — Weigand II, 215 n aus dem 15. Jh. DWB. VI, 2526.

Mundart. Birlo 67: m, n. — Wörterbücher: f. Ebenso kennen DWB. und Weigand nur f. — Die Dialektwörter führen das Wort nicht.

Netz(e). Hildebrand 82: f. Die Wörterbücher haben f nicht. Hildebrand erklärt es als mißverstandenen Plural und belegt die Form moderndialektisch. — Schw. I. IV, 855. — Fischer IV, 2003: n, vereinzelt f.

Ort. Birlo 66, Boucke 64, Hildebrand 81, Urbach 58, Ollapatrida 41, Schreger 92: n. — Stieler: n, m. Frisch, Steinbach: m. — mhd. m, n. Paul III, § 72, S. 117, Weigand II, 209, DWB. VI, 2484. — Adelung III, 564: n obd. — Moderndialektisch: Schm. I, 151, Weinhold, bair. 242, Castelli 18, Schw. I. I, 480, Martin-Lienhart I, 70, Fischer V, 82: alle n.

Periode. Hildebrand 84: m. — Die Wörterbücher führen das Wort nicht. Paul III, § 98, S. 145, Weigand II, 395, DWB. VII, 1545.

Pfau. Wernicke S. 288: f. Alle Wörterbücher haben m. Weigand II, 405, DWB. VII, 1626. Vgl. Affe, Schachtel.

Pfeil. Boucke 64: n. — Alle Wörterbücher haben m. — DWB. VII, 1655 belegt n bei Dach. Weigand II, 407. — Fischer I, 1031, Martin-Lienhart II, 134, Schm. I, 425 belegen nur m.

Pfropf. Hildebrand 82: n. — Die Wörterbücher haben m. — Weigand II, 416 nur m, DWB. VII, 1796. Schm. nur m. Die anderen Dialektwörterbücher führen das Wort nicht.

Possen. Hildebrand 83: m. — Ebenso Stieler und Steinbach. — f erst seit dem 18. Jh. Paul III, § 65, S. 97, Weigand II, 455, DWB. VII, S. 2013. — Schw. I. IV, 1730: m. Fischer I, 1313: m. Schm. I, 411: m.

Pracht. Groschupp 70: m. Pfleiderer 351, Hildebrand 80, Hintringer 34: m, f. Auch Gottsched ist schwankend. Stieler: m, f. Steinbach: f. Frisch: m, f. — mhd. m. Paul III, § 58, S. 99. DWB. VII, 2042, Weigand II, 460. — Adelung III, 1132: m stets oberdeutsch bzw. lutherisch. — Martin-Lienhart II, 180: f. — Schm. I, 345: m. — Fischer I, 1355: m, moderner f. — Schw. I. V, 388: m.

Puder. Urbach 58: n. Steinbach: m. — Weigand II, 488: nur m. DWB. VII, 2205: m, n. — Fischer I, 1507: m. Schw. I. IV, 1038: m.

Puls. Stranitzki 184: f. — Alle Wörterbücher: m. — Paul III, § 98, S. 147. Weigand II, 490. DWB. VII, 2212. — Schm. I,

388: m und f. Ebenso Fischer I, 1514. Schw. I. IV, 1219: m, älter f. — Martin-Lienhart II, 41: m.

Punkt. Käslin 59, Zagajewski 18: n. — Alle Wörterbücher m. — mhd. m. Paul III, § 40, S. 73. Weigand II, 492, DWB. VII, 2233. — Adelung III, 1178 m, einige haben n, „welches freylich dem Originale gemäßer ist." — Schw. I. IV, 1391, Fischer I, 1528: m, n. — Schm. I, 395, Martin-Lienhart II, 64: m.

Quell(e). Käslin 10, Zagajewski 17: n. — Stieler, Steinbach: m, Frisch: f. — Paul III, § 66, S. 108 belegt n bei den Schlesiern und bei Haller. Weigand II, 505, DWB. VII, 2238, Michels 35. — Adelung III, 1205: m als vor allem nd. Schw. I. V, 1299: m. Fischer IV, 896 nur noch f.

Rahm(e). Hildebrand 83, Strigl I, 120: f. Ästhetik 34 rügt Bodmer. — Stieler: m, Steinbach: Rahme f, Frisch: f. — mhd. f. — Paul III, § 65, S. 107. Weigand II, 519. DWB. VIII, 64. Adelung III, 2135: der Rahmen, neben die Rahme, der Rahm. — Schm. II, 89: f. Fischer V, 120: f. Schw. I. VI, 889: f neben m. Martin-Lienhart II, 254 f.

Ratt(e). Hildebrand 83: m. Die Wörterbücher haben alle f. — mhd. f. Paul III, § 54, S. 92. Weigand II, 536, DWB. VIII, 204. — Adelung III, 1276. Ratz m oberdeutsch. Fischer V, 163: m. Schw. I. VI, 1628: m. Martin-Lienhart II, 399: f. Schm. II, 170: f. Ratz m.

Rebe. Groschupp 70: m. — Stieler, Frisch: f, Steinbach: m, f. — mhd. m, f. Weigand II, 544. DWB. VIII, 323. — Ebenso schwankend noch Adelung III, 1304. — Schm. II, 5: m, Fischer V, 195: m, f. — Schw. I. VI, 37: f.

Reichtum. Hildebrand 83, Erznarren 44: n. — Stieler: m, n, Steinbach: n raro m, Frisch: m. — mhd. m, n. Paul III, § 23, S. 30. — Weigand II, 558. DWB. VIII, 615. — Adelung III, 1363 belegt n aus Oberdeutschland „nach dem Muster so vieler anderer auf -thum." — Schw. I. VI, 166: n. Fischer V, 286, Schm. II, 19: n neben f und m. — Martin-Lienhart II, 226: m.

Reverenz. Hildebrand 84, Stoppe, Neue Fabeln II, 47: m, Ollapatrida 324: n. — Nur Frisch führt das Wort, und zwar f. — — Paul II, § 99, S. 149. Weigand II, 580. DWB. VIII, 850. Auch Adelung III, 1415 hat m. — Fischer V, 324: f. Schw. I. VI, 648: gesprochene Sprache nur m.

Revier. Birlo 67, Bodmer, 4 kritische Gedichte 14, Pfleiderer 350, f. — Ebenso Frisch. — Paul III, § 74, S. 120. Weigand II,

580, DWB. VIII, 851, Adelung III, 1415 hat n, als oberdeutsch aber f, „welches . . . der Abstammung freylich gemäßer ist." — Schw. I. VI, 649: f, n. Ebenso Fischer V, 324: f, n. Schm. II, 191: f.

Rheingau. Haller Tgb. 25: n. — Ebenso Frisch (Simplex) n. — mhd. n, m. Paul III, § 40, S. 69. Weigand I, 629, DWB. IV, 1, 1518. — Schw. I. II, 38: das Simplex n. Ebenso Fischer III, 94. — Schm. I, 853: m, Martin-Lienhart I, 191: m.

Roman. Birlo 67: f. — Steinbach: m. Frisch ohne Geschlechtsangabe. — Weigand II, 603. DWB. VIII, 1152 romaine f. Ebenso Adelung III, 1475 als „sehr häufig im gemeinen Leben." Dialektisch kein f bekannt. Schw. I. VI, 614.

Rückgrat. Groschupp 70: m. — Ebenso sämtliche Wörterbücher. — Weigand II, 616, DWB. VIII, 1369. n erst bei Goethe; Adelung III, 1512: m.

Saft. Rosenmüller 159: f. — Sehr ungewöhnlich. Weder die zeitgenössischen Wörterbücher, noch Weigand oder DWB. kennen das f. — Fischer V, 532, m, n. Schm. II, 232: m. — Schw. I. VII, 365 kennt das f vereinzelt aus Drucken des 16., 17. Jh.

Salat. Groschupp 73: f. — Stieler: m, f, ebenso Steinbach. Frisch nur m. — Paul III, § 99, S. 149. Weigand II, 640, DWB. VIII, 1680. — Dialektisch nur m. Schw. I. VII, 689 auch f.

Sand. Urbach 58: n. — Alle Wörterbücher haben m. — mhd. n. Paul III, § 39, S. 68, Weigand II, 646, DWB. VIII, 1756, Schiller-Lübben IV, 24. — Auch Weinhold, al. 238: n, Schm. II, 303 nur m. — Fischer V, 574, Schw. I. VII, 1210: auch n.

Sarg. Birlo 65, Boucke 64: f. — Alle Wörterbücher: m. — mhd. m, f. Weigand II, 650, DWB. VIII, 1798, Adelung III, 1605 kennt m, führt n(!) als „vielfach" oberdeutsch an. — Fischer V, 582: f. Weinhold, bair., 241: f. Martin-Lienhart II, 374: m. Schm. II, 325: m und f. — Schw. I, VII, 1298: m, n, f.

Schachtel. Schulte 335: m. — Alle Wörterbücher haben f. Ebenso Weigand, DWB. nur f. Vgl. Affe.

Scham. Beccau, sat. Ged. 206. Freundschaftl. Lieder, 96: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. f. Weigand II, 673, DWB. VIII, 2107: nur f. — Ebenso Adelung III, 1670. — Schm. II, 417: auch m.

Scheitel. m und f sind schwankend. Groschupp 73, Paulus 42, Pfleiderer 350, Hildebrand 52, Rosenmüller 159, PdN., Bec-

cau. — Stieler: f, Steinbach: f, aber Schottel: m, Frisch: m. mhd. f, lange erhalten. Paul III, § 68, S. 111, Weigand II, 692, DWB. VIII, 2476. Nach Adelung IV, 17: durchweg f, m ungewöhnlich. — Weinhold, bair. 241, al. 238, Schm. II, 483, Fischer V, 756, Schw. I. VIII, 1504: f. — Martin-Lienhart II, 443: n. — Vgl. Michels 37.

Schilf. Urbach 70: m. — Stieler, Frisch: m, Steinbach: n. — Paul III, § 39, S. 65: m bis ins 19. Jh. Weigand II, 710, DWB. IX, 140. — Adelung IV, 77 ist schwankend und entscheidet sich für m. — Fischer V, 835: m, n. Schw. I. VIII, 672: n.

Schläfe. Hildebrand 82: m. — Stieler: Schläfe f, Schlaf m. Ebenso Steinbach und Frisch. — Paul III, § 61, S. 103, Weigand II, 717, DWB. IX, 263f. — Fischer V, 865 Schlaf: m. Martin-Lienhart II, 451: n. Schm. II, 507: m.

Schlepp(e). Urbach 58: m. — Pfleiderer 348: m. — Alle Wörterbücher Schleppe: f. — Paul III, § 66, S. 108, Weigand II, 729, DWB. IX, 640 alle f. — Schm. II, 530: f. — Fischer V, 934: m. Martin-Lienhart II, 469: f, auch m.

Schmink(e). Urbach 58. W. H. I, 238: m. — Alle Wörterbücher haben f. — Weigand II, 751 Beleg aus PdN. DWB. IX, 1090. — Schm. II, 532: f.

Schnepf(e). Hildebrand 83: m. — Stieler, Steinbach: f Schnepfe. Frisch: Schnepf m. — Paul III, § 55, S. 95, Weigand II, 765, DWB. IX, 13, Michels S. 50. — Adelung IV, 217: m vor allem oberdeutsch. — Fischer V, 1069: m, Schm. II, 578: m, Martin-Lienhart II, 503: m, f.

Schoß. f bei: Birlo 65, Boucke 64, Groschupp 72, Zagajewski 17, Käslin 59, Hildebrand 80, Rosenmüller 159, Vogel 97, Beccau, PdN. — Stieler: m, f. Steinbach: m, schlesisch f. Frisch: m, oberdeutsch f. — ursprünglich: f. Paul III, § 58, S. 100, Weigand II, 728, DWB. IX, 1583. Adelung IV, 241: m, ganz Oberdeutschland f. Schm. II, 480, Schw. I. VIII, 1451, Fischer V, 1118, Martin-Lienhart II, 441, Weinhold, al. 238, bair. 241: alle f.

Schrecken. Groschupp 71, Rosenmüller 159, Hildebrand 81, Paulus 42: n. — Steinbach: n. — Paul III, § 33, S. 49, Weigand II, S. 87, DWB. IX, 1659. — Fischer V, 1134: m, auch n. Schm. II, 515: m.

Schutt. Käslin 10, Zagajewski 17: n. — Alle Wörterbücher haben m. — Weigand II, 805, DWB. IX, 2103. — Schw. I. VIII, S. 1539: m. — Auch Adelung kennt nur m. IV, 309.

Schwein. Strigl IV, 363: f. — Alle Wörterbücher haben n. — Paul III, § 71, S. 197. DWB. IX, 2438. — Schm. II, 635: n neben f. Vgl. Weinhold, bair. 241. — Fischer V, 1264: n.

Sentenz. W. H. I, 251: m. — Frisch: f. — mhd. m. Paul III, § 99, S. 148, DWB. X, 1, 614, Weigand II, 851.

Spielzeug. Hildebrand 82: m. — Vgl. Zeug. — Fischer V, 1540: n, aber auch m. — Schm. II, 1090, Martin-Lienhart II, 895.

Spitz(e). Hildebrand 80, Haller Tgb. 20, Abr. 58, W. H. I, 242, Strigl IV, 192, II, 174: m. — Stieler, Frisch: f. Steinbach: m. — mhd. m, f. Paul III, § 54, S. 92, Weigand II, 922, Adelung IV, 592 m: als obd. — Schm. II, 692, Martin-Lienhart II, 533, Fischer V, 1555: m.

Spul(e). Groschupp 70, Strigl IV, 237: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. m, mnd. f. — Paul III, § 55, S. 95, Weigand II, 930. — Auch Schm. II, 666 belegt m. Fischer V, 1602: m, neben f. Martin-Lienhart II, 539.

Staffel. Birlo 37: m, n. Hildebrand 80, Haller, Tgb. 21: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. m, dann f. Paul III, § 60, S. 102, Weigand II, 943. — Schm. II, 743, Fischer V, 1640: m. Martin-Lienhart II, 575: nur f. — Adelung IV, 694: m als obd.

Sündflut: Birlo 67: m oder n. — Alle Wörterbücher f. — Paul III, § 58, S. 99. Weigand I, 564, DWB. III, 1858. — Schm. I, 799: f. Fischer II, 1597: f. Schw. I. I, 1231: f für das Simplex.

Tal. PdN. Brockes, Groschupp 70, Antipatriot: m. — Alle Wörterbücher: n. — mhd. n, m. Paul III, § 40, S. 74, Weigand II, 1020. — Fischer II, 36: n. — Martin-Lienhart II, 674: n. — Schm. I, 597: m selten.

Talent. Hildebrand 84: m. — Die Wörterbücher führen das Wort nicht. — Weigand II, 1021. — Fischer II, 38: n. Martin-Lienhart und Schm. führen das Wort nicht.

Tapet. Birlo 67: m, n, Käslin 59, Zagajewski 18: m. Steinbach, Frisch: n. — Paul III, § 98, S. 146. Weigand II, 1024. — Adelung IV, 945: vereinzelt m. — Fischer II, 61: n. Martin-Lienhart II, 700: n.

Tau. Birlo 67, Käslin 59, Zagajewski 18: n. — Alle Wörterbücher: m. — Paul III, S. 73. Weigand II, 1028. — Weinhold, bair. 242: n. Schm. I, 573: m und n. Fischer II, 100: n, fränkisch wohl m. — Martin-Lienhart II, 638: m.

Tauf(e). Birlo 66, Strigl III, 203, Lauchert, Alemannia 17, 85, Boucke 64: m. — Die Wörterbücher f. — Paul III, S. 111, Weigand II, 1030. Michels 35. — Adelung IV, 923: m als obd. — Weinhold, bair. 241, Schm. I, 588, Fischer II, 108, Michels S. 34, Martin-Lienhart II, 654: m.

Tee. Groschupp 71, Hildebrand 84: n. — Steinbach: m, Weigand II, 1034 kennt n nicht. — Fischer II, 123, Martin-Lienhart II, 638, Schm. I, 572: m.

Teil. Birlo 67: f. Groschupp 72, Zagajewski: n. — Stieler, Steinbach: m, n. Frisch alle Beispiele m. — Paul III S. 67. Weigand II, 1035. Adelung IV, 593 verweist n nach Oberdeutschland. — Fischer II, 135: m, auch n. Schm. I, 599: m. Martin-Lienhart II, 675: m, n.

Tiger. Alemannia 17, 85: n. Alle Wörterbücher m. — mhd. n. Vgl. Weigand II, 1046. — Fischer II, 206, Martin-Lienhart II, 668: m.

Träne. Urbach 58: m. — Alle Wörterbücher f. — Weigand II, 1061, Paul III, § 61, 104. Michels 55. — Adelung IV, 967: In einigen oberdeutschen Gegenden männlich. — Schm. I, 606: f, aber das Wort ist minder volkstümlich als das mask. Zaeher! — Vgl. II, 1100. — Fischer II, 310: f. Martin-Lienhart II, 359: f.

Trank. Schreger 114: n. — Alle Wörterbücher: m. — mhd. m, n. Paul III, S. 73. Weigand II, 1061, Michels 43. — Weinhold al. 238, bair. 242, Schm. I, 607: n, Fischer II, 316: n. — Martin-Lienhart II, 760: m.

Traube. Hildebrand 82: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. m. f. Paul III, S. 95, Weigand II, 1063, Michels 49. — Schm. I, 640, Fischer II, 327: m. — Martin-Lienhart II, 737 hat nur Traub f.

Ufer. Vogel 97: m. — Alle Wörterbücher n. — Weigand II, 1104 nur m. Das Wort ist aber dem Oberdeutschen fremd: Schm. I. 45, — Schiller-Lübben III, S. 250: „Das Geschlecht wechselnd."

Unform. Birlo 64: m. — Alle Wörterbücher haben f. — Paul III, S. 110. Adelung IV, 1232 kennt nur f. — Fischer VI, 1, 144: m. Martin-Lienhart I, 141: das Simplex f.

Ungestüm. Lauchert, Alemannia 17, 85. W. H. I, 59: f. — Wörterbücher: n. — f mhd. Paul III, S. 172, Weigand II, 1116. — Adelung IV, 1248: m, in einigen Gegenden n.

Unterhalt. Birlo 67: f. — Alle Wörterbücher: m. — Weigand II, 1123 nur: m. — Adelung IV, 1293. Es mag Beeinflussung von Unterhaltung vorliegen. Vgl. Schm. I, 1101.

Urbeginn. Birlo 67: f. — Die Wörterbücher führen das Simplex als m. — Vgl. Weigand II, 181.

Urteil. QF. 23, 7. Leibniz führt f an als „im Reiche üblich". Ebenso Stölzel 213, 217. — Alle Wörterbücher haben n. — f fnhd. Paul III, § 39, S. 67. Weigand II, 1131. Adelung IV, 1353 kennt f. — Fischer VI, 1, 308: f als das ältere. Martin-Lienhart II, 75: n.

Verdienst. Hildebrand 82: m. Rosenmüller 188: m, n. — Stieler: m, Steinbach: m, n. Frisch: n. — Paul III, § 40, S. 71, Weigand II, 1143, erst Adelung scheidet im heutigen Sinne. Fischer II, 1100: m, n.

Verhör. Groschupp 73: f. Rosenmüller 159: f, n. — Steinbach: f. — Paul III, § 74, S. 118. Weigand II, 1151. — Adelung IV, 1449 nennt f obd. — Schm. I, 1156: f. Fischer VI, 1177: n, älter f. Schw. I. II, 1571: f und n.

Verlust. Urbach 58: f. — Wörterbücher nur: m. — mhd. f. Paul III, S. 105. Weigand II, 1156. Adelung IV, 475: f als obd. — Schm. I, 1514: f. Fischer II, 1229: m. Martin-Lienhart I, 609: m. Schw. I. III, 1358: m, älter f.

Vernunft. W. H. I, 81: m. — Alle Wörterbücher haben f. — mhd. f. Weigand II, 1157. — Die Dialektwörterbücher kennen nur f. Anlehnung an Verstand?

Violin(e). Birlo 67: n. — Wörterbücher geben das Geschlecht nicht an. — Weigand II, 1176, Sanders 600 nur f. — Fischer II, 1485 auch n. — Kreuzung mit Violon?

Vorteil. Weise, cur. Ged. 122: n. — Wörterbücher: m, Weigand II, 1189. Adelung IV, 1695: „In einigen oberdeutschen Gegenden ist es im ungewissen Geschlechte üblich, welches auch bey dem Opitz und in der deutschen Bibel vorkommet." — Schm. I, 599: m.

Wachstum. Groschupp 71: m. — Adelung: m. — Paul III, S. 32. Weigand II, 1194. DWB. XIII, 148. — Adelung V, 10: m im Hochdeutschen neben n in anderen Gegenden.

Wange. Groschupp 71: n. — Stieler: m, Steinbach: n. — Paul III, S. 116. DWB. XIII, 1749. Adelung V, 63: m obd. älter ist n. — Fischer VI, 1, 412: n (f), Schm. II, 957: m. Martin-Lienhart führt das Wort nicht.

Wankelmut. Stoppe, Ged. 218, Rosenmüller 159: f. — Steinbach: m. — Paul III, § 62, S. 104. DWB. XIII, 1807. — Adelung V, 64: „Im Hochdeutschen ist das männliche Geschlecht das üblichste, in andern Gegenden ist es das weibliche."

Werkzeug. W. H. I, 62, 312. Birlo 64: m. — Stieler: m. Steinbach: n. — Adelung V, 185: m obd. und bei Opitz. — Fischer VI, 1, 716: m. — Martin-Lienhart II, 896: n. Vgl. das Simplex.

Witz. Birlo 67: f. — Wörterbücher: m. — mhd. f. Paul III, S. 109, Weigand II, 1278. — Schm. II, 1062: auch f. Martin-Lienhart II, 887: m. Fischer VI, 1, S. 907: m, alt auch f.

Wurf. Abr. Alem. 17, 85: n. — Alle Wörterbücher: m. — Weigand II, 1291 nur m, ebenso die Dialektwörterbücher.

Zeitvertreib. Ollapatrida, Titel, Urbach 59: f. — Wörterbücher: m. — Weigand II, 1312. — Annäherung an Vertreibung? — — Schm. I, 1156: Erhör-Erhörung, beide f.

Zepter. Groschupp 72: n, m. Käslin 59, Rosenmüller 159: m. — Steinbach: m, n. Stieler: n. — Paul III, 144, Weigand II, 1316. — Adelung V, 365: m, n. Vgl. auch: Fischer VI, 1, 1125.

Zeug. Groschupp 70, Zagajewski 18, Käslin 59, Hildebrand 81, Gottsched, Beccau, Weise, Ollapatrida 211, 430, Antesperg 64: m. — Frisch, Stieler: m, Steinbach: n. — mhd. m, n. Paul III, S. 65. Weigand II, 1320. — Schm. II, 1090, Fischer VI, 1, 1168: m, Martin-Lienhart II, 895: m, n. Adelung V, 375: m, vor allem obd.

Zierrat. Groschupp 73: f. — Stieler m, f. Steinbach: m, f. Frisch: m? — Paul III, S. 119. Weigand II, 1325. — Adelung V, 393: nur m.

Ziffer. Birlo 65: n. — Steinbach: f. — Weigand II, 1325. Paul III, S. 85 nur f. — Schm. II, 1088, Fischer VI, 1, 1194: n. — Martin-Lienhart II, 893: f.

Zweig. Birlo 67, Alemannia 17, 85: n. — Alle Wörterbücher: m. Paul III, S. 73, Weigand II, 1453 belegt n aus Österreich. — Schm. II, 1174: m, n. Martin-Lienhart II, 923: n, Fischer VI, 1, 1430: n.

Zwiebel. Abr. Strigl I, 59. Birlo 67: m. — Wörterbücher: f. — Paul III, S. 93f. Weigand II, 1355. — Fischer VI, 1, 1446, Schm. II, 1174, Martin-Lienhart II, 890 kennen m (neben n).

Zwietracht. Birlo 64, W. H. I, 10, Strigl III, 93: m. — Steinbach: f. — mhd. f. — Paul III, § 66, S. 110. Weigand II, 1355.

Diese von uns aufgestellte Liste des zeitgenössischen Genusgebrauches hat sich ja nicht allein an die Wörter gehalten, bei denen eine mundartlich bedingte Abweichung

festzustellen ist, sondern sie hat ganz allgemein, unter Zugrundelegung des heutigen Gebrauches, aufzeigen wollen, wieweit der Ausgleich der Geschlechter in unserer Epoche gediehen ist. Auf diese Weise erscheint das Mundartliche im richtigen Rahmen und im angemessenen Verhältnis. Die Erkenntnisse, die wir aus unserer Liste gewinnen, sind darum auch an deren Bestand angepaßt und beschränken sich wohl vornehmlich, aber keineswegs ausschließlich auf das Mundartliche.

1. Der neuhochdeutsche Ausgleich der Geschlechter ist völlig noch nicht vollzogen. Die Zahl der schwankenden Wörter ist noch verhältnismäßig groß. Bei ihrem Gebrauch lassen sich irgendwelche dialektische Unterschiede nicht feststellen. Indem das Schwanken, zumal in den Kompositis, deren sich der mundartliche Gebrauch oft enthält, ohne Regelung fortdauert, bemächtigen sich die Grammatiker der Angelegenheit und knüpfen an den Genusunterschied sekundäre Bedeutungsunterschiede. Dieser Zustand bezeichnet das ganze Jahrhundert. Adelung ist noch ein Zeugnis für diese Ungewißheit bezüglich des grammatischen Geschlechtes.

2. Oberdeutschland ist am weitesten von dem Stand des Geschlechterausgleiches entfernt. Das ist bedingt durch sein bekanntes Verhältnis zur Einheitssprache. Hier liegt der Dialekt, natürlich auch der Schriftdialekt, im Kampf mit der Gemeinsprache. An und für sich dürfen wir also in diesen oberdeutschen Abweichungen von der Gemeinsprache, genau wie in den früher schon aufgezeigten Fällen, kein Wirken der Mundart erblicken. Hier äußert sich auf den ersten Blick hin eine provinziale Sonderentwicklung. Das hat mit „Mundart" in unserem Sinne vorläufig nichts zu tun. Dieser Kampf zwischen Gemeinsprache und Dialekt spielt sich vor unseren Augen ab. Die Besserungen, die die Oberdeutschen, vor allem die untersuchten Schweizer, vornehmen, sind Zeugnis dafür. Dieser Kampf ist

innerlich bereits entschieden mit dem Augenblick, da er uns sichtbar wird. Die Entscheidung liegt in der Bereitwilligkeit zur Korrektur. — Von der Einheitssprache aus gesehen, kommt Oberdeutschland in den Ruf des Sonderlings, und so wird alles, was sonderbar ist, ihm zugeschrieben. Auch hierfür sind die Zitate aus Adelung eingereiht, der meist doch unter „gewissen Gegenden" nichts anderes als Oberdeutschland versteht. Hier muß natürlich eine Kritik gegenüber den Wörterbuchangaben einsetzen. — Wir dürfen aber annehmen, daß der mundartliche Gebrauch den schriftdialektischen stützt. Ein Blick in die modernen Dialektwörterbücher, die sich mit auf die gesprochene Sprache berufen, belegt zum Teil Identitäten zwischen heutigem gesprochenem Dialekt und dem Gebrauch in der Schriftsprache unserer Epoche. Es liegt in der Natur der Sache, daß diese Belege aus den Dialektwörterbüchern nur den Wert einer nicht weiter aufschlußgebenden Parallele haben.

3. Mit Oberdeutschland vielfältig einig geht Schlesien. Insofern ist das Verhalten Steinbachs von besonderer Wichtigkeit und muß zum Teil die so spärlichen Grammatikerzeugnisse aus Oberdeutschland ersetzen. Das ist eine Bestätigung der Tatsache, daß Schlesien durch Obersachsen überflügelt wird, und daß die moderne Entwicklung der Einheitssprache den Vertretern Obersachsens folgt. An Obersachsen schließt sich aber das ganze Niederdeutschland an, für das erst der Begriff der Sprachrichtigkeit eine innerliche Notwendigkeit wird und die Sprachregel ein Mittel zur Erlernung der Gemeinsprache.

4. Mittelbare Spuren der Mundart finden wir in den niederdeutsch auftretenden, vor allem bei Wernicke belegten Feminina für Masculina. Sie beruhen auf dem Zusammenfall des Artikels im nom. sing. Sie stehen also auf derselben Stufe wie die niederdeutsche Kasusver-

wechslung[1]). Der Wegfall der klanglichen Unterscheidungsmerkmale der Geschlechter zieht eine Lockerung des Genusgefühls überhaupt nach sich. Wieweit außerhalb des Niederdeutschen sich die vereinzelt auftretenden, sonst nicht belegten Fälle auf diese Weise erklären lassen, ist ohne weiteres nicht zu entscheiden. — Im übrigen läßt sich bezüglich der Assoziationsbedingungen auf Michels verweisen[2]).

5. Im übrigen scheidet sich die Wertung der einzelnen Fälle als Spuren der Mundart nach der Art der Quellen. Belege etwa aus Stranitzki oder aus Briefen dürfen wir, weil sie der schriftsprachlichen oder schriftdialektischen Tradition fernstehen, doch eher für die Mundart in Anspruch nehmen. Allgemeine Schlüsse aber sind bei der Unberechenbarkeit der jeweiligen Assoziationen sehr gefährlich.

Wir wählen ein Beispiel: Hildebrand (S. 80) bringt das im „Sittenmahler" auftretende feminine „Flug" vermutungsweise mit einer Assoziation an „Flucht" zusammen. Diese Assoziation läßt sich nicht beweisen. Nehmen wir sie an, so ist nicht nur entscheidend, ob sie in dem Assoziationsschema von Michels[3]) in die Abteilung Klangverwandtschaft oder in die Abteilung Bedeutungsverwandtschaft gehört. Indessen interessiert diese Frage um so weniger, als noch kein Grund für das plötzliche Einsetzen dieser Assoziation ausgerechnet bei der Redaktion des „Mahlers der Sitten" einzusehen ist. Vergleichen wir die Stelle selber:

„Mit mehr Gepränge nimmt die Ode dann die Flug zu den gestirnten Zinnen",

so liegt die Wahrscheinlichkeit eines Druckfehlers doch auch sehr im Bereich der Möglichkeiten, zumal wenn wir

[1]) Vgl. Art. Affe. — Michels, S. 5.
[2]) Michels, S. 6f.
[3]) S. 6.

bedenken, daß dem fraglichen „die" bereits „die Ode" vorausgeht.

6. Die Genusunterschiede bei Liselotte bringen auf den Gedanken, eine Beeinflussung durch das Französische anzunehmen. Jedenfalls muß der häufige Gebrauch des Französischen, sowohl im Mündlichen als auch im Schriftlichen, bei Liselotte eine gewisse Unfähigkeit zur Unterscheidung der Genera hervorgebracht haben. Geht die dialektische Übung mit ihren Abweichungen einig, so ist das auch noch kein Grund, das Französische auszuschalten. Aber auch abgesehen von Liselotte wäre bei der allgemeinen Bekanntschaft des Französischen in unserer Epoche festzustellen, wie stark ein Einfluß auf die deutschen Genusverhältnisse durch das Französische angenommen werden darf[1]).

19. Präsensvokal.

Bei der verbalen Flexion ist die Zahl der unzweifelhaft in weitem Umfang mundartlich bedingten Erscheinungen noch geringer. Wie stark gerade in Flexionsreihen das unmundartliche Walten der Schreibtradition sein muß und wie groß andererseits die Möglichkeit ist, durch Analogien und Assoziationen die Gestaltung der Schriftsprache der Mundart zu entziehen und der einmaligen Regelung zu übergeben, liegt auf der Hand.

Als Beispiel greifen wir den Vokalwechsel im präs. sing. der starken Verben der II. Klasse heraus[2]). Gottsched

---

[1]) Zu der Flexion des Zahlworts zwei vgl. Eugen Stulz, ZfdW. II, S. 103. „Am längsten hielten sich die verschiedenen Geschlechtsformen im Oberdeutschen . . . in eine bedenkliche Verwirrung gerieten die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, denen die verschiedenen Geschlechtsformen aus dem Dialekt unbekannt waren, und welchen sie doch in den Schriften der vorherg. Jahrhunderte und in den Büchern der oberdeutschen Schriftsteller begegneten."

[2]) Vgl. Sütterlin, 420. — Groschupp, S. 90. — Reis, S. 107.

nennt die eu-Formen die gute alte Art, die im gemeinen Gebrauch in Meißen nicht mehr beobachtet werde[1]). Er stellt sich, entnehmen wir daraus, also bewußt in Gegensatz zu der Mundart seiner Zeit. Die Tendenz der gesprochenen Sprache geht darauf aus, die eu-Formen aufzugeben. Der Konservativismus der Schriftsprache und ihre Neigung, nach dem Vorbild sich zu richten, erhält hartnäckig die alten Formen. Das Alte und Überlieferte erscheint als typischer Bestandteil der Schriftsprache.

Es ist wichtig, demgegenüber zu sehen, wie Dornblüth diese Formen nicht nur mit aller Entschiedenheit ablehnt, sondern auch konsequent sich ihres Gebrauches enthält[2]). Aber es läßt sich auch nicht ohne weiteres sagen, daß Dornblüth da dem Dialekt seiner Heimat nachgehe. Wenn dann in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Adelung die eu-Formen als oberdeutsch brandmarkt und wenn ein Protest dagegen sie für die poetische Sprache zu retten sucht[3]), so erkennen wir, daß aus der ganzen Frage längst eine theoretische Angelegenheit geworden ist, mit der die Mundart nicht mehr allzuviel zu tun hat.

Interessant ist da ein Blick auf das Verhalten der Schweizer[4]). Dialektisch[5]) ist für sie im Singular des Präsens der genannten Verben ü. Außerhalb des sing. präs. stehen die entsprechenden Diphtonge. Im Augenblick des Gebrauches der Schriftsprache stand den Schweizern erstens einmal die alte schriftsprachliche Tradition der eu-Formen zur Verfügung. Auf der andern Seite finden sich die dialektischen ü-Formen. Dialektisches ü entspricht aber häufig den einheitssprachlichen Diphtongen, so daß die alten eu-Schreibungen geradezu als eine richtige Übertragung

---

[1]) Grundl. S. 271.
[2]) Vgl. Boucke. S. 52.
[3]) Vgl. Paulus. S. 50, Pfleiderer, S. 373.
[4]) Vgl. Hildebrand, S. 65.
[5]) Vgl. Weinhold, Al. S. 327.

der dialektischen Formen in die Einheitssprache gelten können. Die schriftsprachliche Tradition und die mundartliche Übung finden sich in diesem Augenblick nicht mehr im Widerspruch, und indirekt unterstützt eine „hyperschriftsprachliche Neigung“[1]) die eu-Formen.

Wir finden dann bei den Schweizern Formen wie diese:

scheubest, fleugt, abfleusset, fleuhet, geust,
schleufft, zeuhet, bezeuhet, entzeuhet, überzeuhet,
schleust, fleusst, verbeut, vertreust.

Diese eu-Formen sind nichts ungewöhnliches. Sie finden sich genau so gut bei Günther, um nur dieses Beispiel zu nennen[2]). Aber ihre Bedingungen sind hier anders. Wirkt bei Günther die Tradition, ohne starken mundartlichen Grund, so spielt bei den Schweizern doch auch ihre täglich geübte Sprechsprache mit herein. Denn sie führen nicht nur die oben aufgezählten Formen. Die hyperschriftsprachliche Neigung diphtongiert auch in solchen Fällen, in denen das schriftsprachliche ie am Platze ist. Dafür sprechen die Formen: beuten (= bieten), sich verleurt (= sich verliert[3]). Wir erblicken in diesen Schreibungen eine indirekte Folge der Mundart.

20. u-Umlaut.

Klarer und eindeutiger sind die Verhältnisse bezüglich der Erhaltung des ahd. (vor dem u der Endung) entstandenen i der 1. p. sing. präs. der starken Verben der Klassen IV und V. Dialektisch ist die Erscheinung in ganz Oberdeutschland[4]). Diese i-Formen sind natürlich so stark abstehend von der Einheitssprache, daß in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts keine Spuren mehr von ihnen vor-

---

[1]) Hildebrand, S. 65.

[2]) Vgl. Groschupp, S. 90. — Weinhold, schl. S. 125.

[3]) Vgl. Hildebrand, S. 65. — Weinhold, Al S. 327.

[4]) Vgl. Sütterlin, S. 417. — Reis, S. 108. — Muth, S. 18, 33. — Weinhold, Al. § 331.

handen sind[1]). Das steht in starkem Gegensatz zu unserer Epoche, wo die i-Schreibungen als oberdeutsches Charakteristikum gelten dürfen.

Haller kennt die i-Formen kaum. Er hat nur die Form „ich sieh", die allerdings im Reim auftritt und erst in der Göttinger Auflage von 1748 gebessert wird[2]).

Auch die Züricher enthalten sich durchgängig der i-Formen. In den Discursen läßt sich nur „ich wird" belegen[3]).

Konsequenz auf alemannischem Gebiet hat allein der Pater Dornblüth, der durchweg die i-Formen führt[4]). Wir haben in dieser Konsequenz wohl auch ein Zeugnis seiner schriftsprachlichen Absichten zu erblicken, die bemüht sind, der mitteldeutschen Schriftsprache nun eine süddeutsche entgegenzustellen.

Liselotte hat folgende Fälle: stirb ich, ich nimb, gib ich (88, 169)[5]).

Reiches Material geben dann die österreichisch-bayrischen Quellen. Im Parnassus Boicus treten die Formen in mannigfachen Schwankungen auf[6]):

> wird ich, nimme ich, ergibe ich, besihe ich,
> ich sihe, ich stirbe, ich lise, sprich ich.

Auffallend ist dabei die starke Anhäufung der i-Formen in der Inversion. Es bleibt dahingestellt, ob das auf eine Verschiedenheit der Artikulation zurückgeht, ob die syntaktische Verwendung der ersten Person des Singulars des Präsens die Inversion bevorzugt oder ob graphische Assoziationen mitwirken.

---

[1]) Vgl. Paulus, S. 50.
[2]) Vgl. Zagajewski, S. 24. — Käslin, S. 33.
[3]) Vgl. Hildebrand, S. 65.
[4]) Vgl. Boucke, S. 52 (mit Ausnahme von „ich werde").
[5]) Vgl. Urbach, S. 65.
[6]) Vgl. Birlo, S. 51.

Bei Abraham liegen die Verhältnisse nicht anders[1]). Aus eigenen Sammlungen können wir noch beifügen:

vergisse ich (Ollapatr. S. 5)
siehe ich (ebenda, S. 109, 342).
gib ich (W. H. I, 7, 72, 108).
begibe ich (ebenda, S. 12, 53. — neben gebe ich)
ich nimb (W. H. I, S. 96. — neben nehme S. 27).
ich nihm (Schreger, 536. — 132: nihme).

Ähnliche Formen belegen wir in den Briefen der Herzogin Maria Anna:

ich wir (198, 201, 202)
ich nimme (200)

Die Rechtsquellen verhalten sich in derselben Weise. Unsere Beispiele zeigen uns, daß die i-Schreibung auf eine ganz bestimmte Anzahl allerdings sehr häufig wiederkehrender Verben beschränkt ist. Außer sehen, geben, nehmen, sprechen, sterben, werden, lesen sind keine weiteren beteiligt. Das verwundert, zumal andere Verben vorhanden sind, deren Häufigkeit unbestritten ist, und die diese i-Schreibung nicht haben. Wir haben diese Erscheinung vielleicht mit der auch oberdeutsch verbreiteten dialektischen Abneigung gegen i zusammenzubringen. Davon ist bereits die Rede gewesen. So fasse ich die Fälle, die Birlo (51) allein als Angleichung an den Plural erklärt:

man vernehmet, man messet, verfechtet[2])

und wohl auch die e-Imperative, die mit den i-Formen „manchmal auf derselben Seite" wechseln. Wir dürfen wohl nicht daran vorübergehen, daß neben diesen verbalen e-Schreibungen auch außerverbale in großer Anzahl vorhanden sind. Verbale e-Formen finden sich dann noch gegen Ende des Jahrhunderts[3]).

---

[1]) Vgl. Blanckenburg S. 71.

[2]) Urbach, S. 65: lest, schmeltz.

[3]) Vgl. Paulus, S. 50.

21. Starke und schwache Konjugation.

Aus der allgemeinen mundartlichen Aufgabe des einfachen Präteritums, von der des näheren schon verschiedentlich die Rede gewesen ist, dürfen wir als ersten Schluß vermuten, daß eine Unsicherheit über die Form des einfachen Präteritums, wenn es schriftsprachlich gebraucht wird, sich einstellt. Eine solche Unsicherheit in der Form muß in erster Linie natürlich eine Unsicherheit über den Vokal[1]) mit sich bringen und die variierende starke Bildung an die einheitliche schwache annähern. Das hat an und für sich mit den lautlichen Bedingungen der einzelnen Dialekte nichts zu tun. Wir rechnen hierher Präterita, wie die bei Günther: sie rufften, gerufft, singte[2]) oder Formen aus PdN.: er preiste (I., 196, 203), gleichte (II S. 221)[3]), wobei in Anbetracht des Verschwindens des einfachen Präteritums aus der gesprochenen Sprache, sich gesprochene dialektische Belege so leicht nicht anführen lassen[4]).

Auffallend ist der Übergang in die schwache Bildung erst in Oberdeutschland, dem apokopierenden Gebiet[5]). Schon aus Dornblüth sind belegt[6]):

geschreyet, beginte, sinnte, gesinnt, bindete, schwingte, unverhölt, hebte, gehebt, grabte, blaste, heißte, stoßte, rufte, haute, ratete, bratete, schliessete, schlagte, tragte, haltete, fahrte, gelingte.

Aus den Schweizern die teils später gebesserten Formen[7]): bescheidete ihn, speyete, pflegete, rufte, sich wascheten[8]). Reich ist das Material aus dem bayrischen Gebiet.

---

[1]) Vgl. Boucke, S. 53.
[2]) Vgl. Groschupp, S. 89. — Weinhold, Schl. S. 127.
[3]) Vgl. Sütterlin, S. 413.
[4]) Vgl. Aug. Kaiser, S. 5.
[5]) Vgl. Weinhold, Bayr. § 323. — Schmeller Ma. § 960. — Muth, S. 31.
[6]) Boucke, S. 53.
[7]) Vgl. Hildebrand, S. 68.
[8]) Vgl. Paulus, S. 25.

Parnassus Boicus[1]):

bietete, bindete, bittete, genieste, schlagtest, schliesseten, singete, ersinnete, leidete, sitzete, verlierten, bewerbete, zihete, verbergte, klingete, preiste, blasete, halteten, außfindete, hervortrettete, verfahreten, erfahrete, fangten, anfechteten, haueten, heissete, einlauffte, scheidete, stosseten, ruffte.

Wir fügen folgende Beispiele aus Stranitzki und Abraham bei[2]):

besinnete, erschallte, quellte, erhebte, tragte, gleichte, scheinte, fangte, rufte, sinnte, fahrte, dringte, hebte, besitzte, schlagte, haltete, verlaßte, betreffte, meidete, kommte, bindete, befindete, lauffte, ratete, bratete, schliessete, gehebt, auserlest.

Wir erkennen aus dieser Fülle von Material, mit welchem Rechte Gottsched tadeln konnte: „Viele oberländische Landschaften an der Donau sagen und schreiben auch wohl, ich gehete, ich sehete . . . [3])."

Suchen wir nach der Erklärung für diese Erscheinung, so ist sie zum Teil in dem, was wir einleitend gesagt haben, gegeben. Der Schwund des einfachen Präteritums aus der gesprochenen Sprache bedroht das Gefühl für seine Form. Birlo (53) erklärt, daß bei vielen starken Verben Doppelformen existiert hätten, und zwar erstens eine schwache für den Konjunktiv, und zweitens eine starke für den Indikativ. Dornblüth habe dann diesem oberdeutschen Empfinden konsequenten Ausdruck verliehen. Wir erkennen daraus zweierlei. Das erste ist, daß die Sache nicht gut als eine „Privattheorie" des Pater Dornblüth aufgefaßt werden kann[4]). Das andere führt uns aber mitten in die Erklärung hinein, die Birlo ja auch leider nicht von Grund auf versucht hat. Denn der Pater Dornblüth be-

[1]) Vgl. Birlo, S. 56.
[2]) Vgl. Blanckenburg, S. 73. — Lauchert, Alemannia 17, 84.
[3]) Sprachk. S. 320.
[4]) Boucke, S. 54.

gründet den schwachen conj. prät. mit der sonst fehlenden Unterscheidung vom Indikativ. „Schien — schiene" lehnt er ab gegen „schien — scheinete", stets „mit Erhaltung des Mittelvokals"[1]). Es handelt sich also auch hier wieder um eine Ersetzung der durch die e-Apokope zerstörten Flexionsmittel durch eine neue Endung und somit wiederum um eine mittelbare Spur der Mundart. Dafür spricht auch, daß Dornblüth die starken, mit Umlaut gebildeten Konjunktive nähme, gäbe, läge sich erhält[2]).

Sehen wir uns daraufhin die Sammlungen von Birlo (54) an, so sind es im ganzen nur 5 Verben: geben, geschehen, sehen, treffen, tretten, die im Parn. Boic. diese von Dornblüth ausgesprochene Unterscheidung wirklich einwandfrei durchführen. Allenfalls treten noch: brechen, dringen, helfen, nehmen, schreien hinzu. Bei diesen gestattet aber die Kleinheit des Materials bereits keine unzweifelhaften Schlüsse mehr.

Der Gang der Entwicklung zeigt sich uns also folgendermaßen: die e-Apokope bewirkt die schwache Bildung der starken Präterita des Konjunktivs. Wohl in Anlehnung an die schwachen Verben wird diese schwache Bildung auf die Indikative ausgedehnt. Die Bildung des Präteritums der starken Verben unterscheidet sich da nicht mehr von dem der schwachen. Gegen das Präs. liegt bei eintretender e-Apokope keine Unterscheidung mehr vor und auch die ehemals starken Präterita in ihrer neuen schwachen Form sind dem Schwund ausgesetzt. Wir erkennen in diesem Entwicklungsgang ein zweimaliges Einsetzen in Gestalt des e-Abfalls. —

Neben dem starken Anschwellen der schwachen Konjugation dürfen wir auch ein Übergreifen der starken er-

[1]) Boucke, S. 54.

[2]) Reis, GRM. II, S. 386 erklärt das schwache prät. conj. für heute gar nicht nachweisbar. — Das steht im Widerspruch zu den Versicherungen von Blanckenburg (S. 73) und Birlo (S. 53).

warten. Die Ausmaße sind geringer, die Erscheinungen sind nicht an ein geschlossenes Gebiet gebunden, wie das bei den bisherigen der Fall gewesen ist. Das Augenmerk richtet sich auch hier wieder in erster Linie auf Oberdeutschland.

Aus dem Parnassus Boicus[1]) erwähnen wir: geforchten, gelitten (= geläutet), gemahlen (= gemahlt), geschühen (= gescheut), gewunschen, geschmogen. Die Züricher haben: strieff, geschohen (= geschämt)[2]), Pater Dornblüth hat nur: geforchten und gewunschen[3]). Bei Abraham sind die Verhältnisse ebenso[4]), desgleichen in den Briefen der Herzogin Maria Anna.

Als letztes betrachten wir wieder die Briefe Liselottes[5]). Neben geloffen und dessen Komposita stehen Formen wie „gehunken" und „gelitten", die dialektische Entsprechung haben und also sicherlich der gesprochenen Sprache den Eintritt in die Briefe verdanken. Von den anderen Fällen, die Urbach (66) aus der durch die Verschiedenheit der Partizipialbildung in Schriftsprache und Mundart eingetretenen Störung des Sprachgefühls erklärt, — wobei diese Verschiedenheit aber keineswegs aufgezeigt wird —, möchte ich ohne Einsicht des Manuskripts nur wenige Fälle herausgreifen. Bei „auffgebrauchen" deutet schon Urbach französischen Einfluß auf die Schreibgewohnheit an. Es läßt sich vielleicht annehmen, daß die dem Infinitiv gleichen Partizipien:

beantwortten (= beantwortet)
verweillen (= verweilt)
prophezeyen (= prophezeit)

auf die im Französischen bei den sehr zahlreichen Verben der er-Klasse vorhandene klangliche Gleichheit zwischen

---

[1]) Vgl. Birlo, S. 61.
[2]) Vgl. Hildebrand, S. 68.
[3]) Vgl. Boucke, S. 54. — Maria Anna 231: gewünschen.
[4]) Vgl. Blanckenburg, S. 79.
[5]) Vgl. Urbach, S. 66.

Infinitiv und Partizip zurückzuführen ist. Es läge dann eine Spur von Liselottes französischer „Mundart" vor. Vielleicht gehört auch „geschreiben" (= geschrieben) hierher[1]).

22. Ablaut.

Zu dem Vorangegangenen fügt sich das Bild des zeitgenössischen Ablauts. Die hier sich zeigenden Erscheinungen dürfen wir allenfalls für schriftdialektisch bedingt halten, Spuren des gesprochenen Dialekts sind wohl kaum anzunehmen. Aber die durch den Schwund des Präteritums hervorgerufene Unsicherheit mag auch bei der Gestaltung des Ablauts mitwirken[2]).

„Die Oberdeutschen", bemerkt Gottsched, „sonderlich an der Donau wissen sich damit gar nicht zu behelfen und fehlen nirgends öfter als darinnen[3])." Betrachten wir die Verhältnisse der Oberdeutschen, so erkennen wir ein starkes Überwiegen des Pluralvokals beim Ausgleich zwischen Plural und Singular im Gegensatz zu der von Gottsched vertretenen Einheitssprache.

Parn. Boic.[4]): es gelunge, hulffe, entrunnen, verschwunde, schwunge, versunke, besunne, sturbe, wurffe, zwunge.

Dornblüth[5]): entrunnen, sturben, schwungen.

Abraham[6]): gewunnen, schwungen.

Liselotte[7]): sunge, versuncke, schwumm, auffbund, funde, befunde, wurff.

---

[1]) Zuvor müßte allerdings die Richtigkeit der uns überlieferten Schreibung festgestellt werden.

[2]) Vgl. Weinhold, Al. § 334. — Bayr. § 277. — Schm. Ma. § 949. — Paul II. § 201. — Wilmanns, III, 1. S. 43.

[3]) Sprachk. S. 247.

[4]) Vgl. Birlo, S. 60.

[5]) Vgl. Boucke, S. 50.

[6]) Vgl. Blanckenb. S. 79.

[7]) Vgl. Urbach, S. 65.

Die Schweizer[1]): schwund, verschwund, fund, zwung, rung, schwung, stund. — verschwund, wunden, sprungen, zusprungen.

Unsere Quellen lassen uns also gar nicht im Zweifel darüber, daß in der oberdeutschen Schriftsprache der Ausgleich zugunsten des Pluralvokals allgemein sehr häufig ist. Diese Formen dauern auch noch über die Jahrhundertmitte hinaus an[2]).

Aber diese oberdeutschen Formen erhalten ihre richtige Würdigung erst, wenn wir feststellen, daß sie außerhalb des oberdeutschen Gebiets ebensogut auftreten.

Günther[3]): wurffen, sturben, sprungen, klungen, sungen, drungen, rungen, verschlungen, wund, trunck.

Aber auch Gottsched führt noch an[4]): schlung, klung, trunk, gelung, schwung. Außerhalb dieser untersuchten Quellen können wir an drei Verben die Allgemeinheit der u-Formen darlegen:

schwung (PdN. I S. 57. — Stoppe, N. F. II, S. 148. — Freundschaftl. Lieder, S. 73. — Mahler I, S. 421).

fund (PdN. I Vorr. S. 150. — Weise, Cur. Ged. S. 75. — Abel II, S. 39).

bestund (PdN. I, S. 27. — Weise, Cur. Ged. S. 20. — Gottsched. — Stoppe, N. F. — Briefe Sophie. — Breitinger, S. 48).

Wir werden also im Hinblick auf diesen Stand der Einheitssprache es nicht wagen dürfen, die oberdeutschen Pluralvokale ohne weiteres als dialektisch aufzufassen[5]). Es käme ja sowieso nur der Schriftdialekt in Frage. Aber der Zustand der Einheitssprache gestattet uns auch, die oberdeutschen Formen einfach als Zeugnisse des allgemein

---

[1]) Vgl. Zagajewski, S. 22. — Hildebrand, S. 66.

[2]) Vgl. Paulus, S. 46. — Pfleiderer, S. 366.

[3]) Vgl. Groschupp, S. 91.

[4]) Vgl. Birlo, S. 59. — Boucke, S. 50.

[5]) Vgl. Zagajewski, S. 22.

noch nicht abgeschlossenen Vokalausgleichs aufzufassen. „Dieser Prozeß" des Vokalausgleichs „ist im 18. Jahrhundert noch nicht vollendet[1])." Wenn Oberdeutschland dem heutigen Stand des Ausgleichs quantitativ am fernsten ist, so ist das nur ein Stück aus seinem allgemeinen Verhältnis zur Einheitssprache. Oberdeutschland als der Sammelpunkt aller rückschauenden Reminiszenzen an verflossene Sprachzustände bewahrt auch hinsichtlich des Ablauts vielfach einen älteren Stand. Nicht ist sein Weg eigentlich von dem des übrigen Deutschlands unterschieden, wohl aber die Intensität und die Geschwindigkeit seiner Vorwärtsbewegung.

23. Rückumlaut.

Als Gegenstück zu dem, was an früherer Stelle über den Umlaut in der Verbalflexion gesagt worden ist, werfen wir noch zuletzt einen Blick auf die Erscheinung des Rückumlauts. Dialektisch gesehen ist der Rückumlaut im großen und ganzen eine mitteldeutsche Erscheinung. Die umgelauteten Formen verteilen sich auf den ganzen „oberdeutschen" Süden[2]) und auf Niederdeutschland[3]).

Wir werden auf eine genauere Prüfung des niederdeutschen Gebiets verzichten in Anbetracht, daß seine Schriftsprache sich in so hohem Maße nach der mitteldeutschen Tradition orientiert. Unser Blick wendet sich dann wieder auf Oberdeutschland.

Wir belegen:

Haller: gekennt, genennt, mißkenneten, erkennt[4]).
Die Züricher: gebrennet, gebrennt, genennt, wird genennt.

---

[1]) Vgl. Paulus, S. 46.

[2]) Sütterlin, S. 422f.

[3]) Vgl. Aug. Kaiser, S. 76f.: Rückumlaut fehlt: Niedersächsisch, südrheinfränkisch, oberdeutsch, vereinzelt im Ostmitteldeutschen, ist erhalten im übrigen Mitteldeutschen.

[4]) Vgl. Zagajewski, S. 23.

Dagegen im Sittenmahler: gebrannt, genannt — genennt[1]).
Dornblüth: ernennte, bekennt, verbrennt, gerennt, angewendt[2]).
Liselotte: rente, kente, brente, genent, gekent, verbrendt[3]).

In all diesen Fällen ist dialektische Entsprechung sicher, und wir dürfen annehmen, daß die Tatsache des täglichen Gebrauchs, wenigstens der Partizipalformen, ihr Auftreten in der Schriftsprache Oberdeutschlands erleichtert. Auf den ausschließlichen Standpunkt der Wirkung der Mundart stellt sich Zagajewski, wenn er seinen Belegen aus Haller beifügt, daß „das berndeutsche Verbum" keinen Rückumlaut kenne. Diese Erklärung der umgelauteten Formen aus dem dialektisch bedingten Gebrauch der Mundart findet ihre zweifellose Bestätigung für die zweite Hälfte des Jahrhunderts, wenn da noch um 1780 die umgelauteten älteren Formen, zweifellos gestützt durch die Mundart, weit verbreitet sind[4]). Für unsere Epoche, die die Entscheidung über den Rückumlaut noch nicht gefällt hat, können wir mit einer solchen Ausschließlichkeit die Ursachen nicht in der Mundart suchen

Groschupp (S. 93) belegt aus Günther einerseits die Formen: satzte, satzten, versatzt, zugesatzt, trannte, getrannt, andererseits auch: nennte, genennet, genennt, brennte, rennte[5]). Auch Gottsched hat noch rennete, gerennet[6]).

Noch Adelung, der sich für die unumgelauteten Formen von nennen, brennen, rennen einsetzt, lenkt den Blick nach rückwärts und betont, daß die umgelauteten Formen bei guten Schriftstellern auch vorkommen[7]).

[1]) Vgl. Hildebrand, S. 67.
[2]) Vgl. Boucke, S. 52.
[3]) Vgl. Urbach, S. 66.
[4]) Vgl. Paulus, S. 57. — Pfleiderer, S. 383.
[5]) Ähnliche Formen bei Weise, Reuter und Stoppe. — Vgl. Weinhold, Schl. S. 128.
[6]) Grundl. S. 252.
[7]) Vgl. Groschupp, S. 93.

Dieses feste, hartnäckige Verwurzeltsein in der schriftsprachlichen Tradition, das durch die literarische Zurückgewendetheit immer wieder seine Verstärkung erfährt, erkennen wir auch für die Quellen aus Oberdeutschland — wenigstens durchaus für die literarischen — als ausschlaggebend. Wenn wir daneben feststellen können, daß der mundartliche Gebrauch anscheinend mit dieser schriftsprachlichen Tradition sich deckt, so ist das eine Erklärung dafür, warum gerade in ganz bestimmten Gegenden sich diese Tradition den Veränderungen am erfolgreichsten widersetzt.

Wir beschließen damit unsere Betrachtungen über die Flexion des Verbums und über die Flexion überhaupt. Vor allem der Blick auf das Verbum hat uns gezeigt, daß hier gegenüber dem Mundartlichen andere Kräfte noch wirken als bezüglich des Lautstands. Nicht allein die bloße Schreibtradition wirkt, sondern auch die Neigung zur Reihenbildung und zur einmaligen analogischen Regelung. Die Mundart aber als das Gesprochene, das zutiefst nur soweit Erinnerung hat, als es Sprache ist, kann die Analogie nur kennen, soweit sie sich in den Grundcharakter der Mundart, in die Impulsivität einfügt. Das Geheimnis der Unberechenbarkeit und Gesetzlosigkeit der Mundart ist ihre Impulsivität und ihre Augenblicklichkeit auch in der Analogie. Ihre Analogiebildung ist — wenn wir einmal schlagwortartig zusammenfassen dürfen — eine Analogie ohne Erinnerung, die Analogie des augenblicklichen Erlebnisses. Das widerspricht dem Charakter des Gesetzes durchaus.

Bedenken wir aber, wie stark die Wirkung der Gesetzmäßigkeit in der Flexion ist, wie in unserer Epoche Grammatiker und Gelehrte an der Arbeit sind, eine Regel zu erfinden, die möglichst einförmig alles beschreibt, was über die Flexion sich sagen läßt, und wie die Flexionsverhältnisse in viel höherem Maße der Reihenbildung und der Ver-

allgemeinerung zugänglich sind, als dies beim Lautstand und der aus ihm abgeleiteten Rechtschreibung der Fall ist, so verwundert es nicht, daß wir der Mundart nur eine geringe Rolle in der Flexion zuerkennen konnten.

24. Die Deminution.

Die dialektischen Bedingungen der Deminutionssilben sind bekannt[1]). Oberdeutschland und die östlichen Teile Mitteldeutschlands sind durch die l-Deminutive gekennzeichnet.

Wir geben zuerst eine Reihe von Belegen des —chen-Deminutivs, die zugleich noch einen Beitrag liefern zu dem rein orthographischen Wechsel[2]) zwischen —chen und —gen, und dafür, daß sich die —gen-Formen keineswegs auf Niederdeutschland beschränken lassen[3]):

Werkgen (Amaranthes 508)
Hüpelgen (ebenda 294)
Mährgen (PdN. V S. 363)
Liedgen (III, S. 291)
Köpfgen (III, S. 291)
Gläschen (III, S. 119)
bischen (III, S. 121)
Söhnchen, Söhngen (IV, S. 88)
Werckchen (Abel. II. Vorr.)
Hütgen (Weise, Cur. Ged. S. 122)
Schächtelchen (Stoppe, N. F. S. 40)
Mündigen (Weise, Cur. Ged. S. 11)
Schwestrichen (Weise, Masaniello S. 31)

---

[1]) Vgl. Theodor Gärtner, Die Nachsilben -chen und -lein. Wibh. 14/15, S. 109. — Weinhold, Bayr. S. 242, Al. S. 232. — Schm. Ma. S. 295. — Muth. S. 37. — Weinhold, Schl. S. 121. — Wilmanns, II, 319. Vgl. auch Heinr. Pfennig, Das Diminutivum bei Schiller und seinen Zeitgenossen. ZfdW. VI, S. 1ff.

[2]) PdN. hat dicht nebeneinander: Veilgen, Stäubgen, Kindchen, Stündchen.

[3]) So Bödicker, 1723, S. 175.

gläserchen (Ästhetik, S. 223)
Wörterchen (Gottsched, Grundl. S. 119)[1])
Lämmerchen (PdN. I, S. 75)

Duttenhofer[2]) und Drollinger haben stets —gen. Aber auch die Züricher haben: Töchterchen—Töchtergen, Mägdchen—Mägdgen, Weltgen, Stäubgen, Büchelgen, Schätzgen[3]). Aber auch Haller nimmt an dieser konsequenten Aneignung des oberdeutsch nicht geläufigen Deminutivs teil[4]).

Wir werden nicht lange zu fragen brauchen, ob Haller und die Schweizer dieses ihnen nicht organische Deminutiv auch gesprochen haben. Bei der Konsequenz, mit der sie es anwenden, kann kein Zweifel sein, daß es längst von der Schriftsprache in die gesprochene Sprache hineingerückt ist. Diese „Mundart" aber ist nach der Schriftsprache orientiert, wenigstens dem Ursprung nach, und entnimmt ihr Material aus dieser, nicht aus dem Dialekt. Die Rezeption des Deminutivs ist ein Zeichen dafür, wie weit in Südwestdeutschland doch schon die Aufgabe der Dialektismen geht.

Das l-Deminutiv[5]) finden wir sogleich bei den Ostmitteldeutschen:

Christian Weise:
Sprüchlichen (Machiav. S. 88)
Dingelgen, Züngelgen (Cur. Ged. S. 11)

Stoppe:
Strichelchen (N. F. I, S. 40)
Kindelschmaus (N. F. I, S. 108)
Gröschel (Ged. S. 201)

---

[1]) Vgl. Gottsched, Sprachk. S. 193, Grundl. S. 143.
[2]) Vgl. Kauffmann, Gesch. d. schwäb. Ma. S. 312.
[3]) Vgl. Hildebrand, S. 42.
[4]) Vgl. Zágajewski, S. 30.
[5]) Vgl. Wilmanns II, S. 321. — Friedrich, S. 55. — ZfdW. VI, S. 2. — PdN. hat nur: Küniglein, Jungfräulein, Mäuslein, Töchterlein.

Reuter:
Nur die Namen: Ursel, Däfftle, Jäckel, Nickel.
Weise:
Verfolgter Lateiner: Mägdel, Brodtel, Gröschel, Städtel, Misthäuffel.
Catharina: Hühnel, Büchsel, Tüchel, Pastetel, Brödel.
Betr.: Häusel, Schaubhüttel, Rädel.
Unvergn. Seele: Tröpfel, Pürschel.

Diese Deminutive sind nicht alleinherrschend. Die -—chen-Formen fehlen nicht. Für Weise ist es wichtig, daß die „Erznarren" frei von l-Formen sind.

Auch bei Liselotte stehen: gräffgen, printien, neben häufigen l-Formen: städtel, versteckels, effel, schlössel, höltzel, wilhelmel. Auf alemannischem Gebiet können wir, wie wir bereits gesehen haben, das l-Deminutiv nicht erwarten. Dafür bieten es die Rechtsquellen:

tänneli (Schw. RQ. 14, 1, 1 S. 213)
Bergle (ebenda)
förli (ebenda I, 1, 1 S. 51)
brückli (ebenda, S. 192)
häldeli (ebenda)

Um so reicher ist die Ausbeute auf bayrisch-österreichischem Gebiet:

Abraham[1]):
Waisel, Hackbrettl, Gewändtel, Kitzel, Löchel, Wörtl, Strichel, Stückel, Färbel, Mädel, Weibel, Büchel, Fleckel, Kettel, Knäbel, Hölzel, Kälbl, Würmel, Cräntzel, Härl, Brösel, Blättel, Werkel, Kästel, Städtel, Zweigel, Grätl, Fischl, Schäffl, Maidl, Oertel, Flanckerl, Andel, Mariandel, Kandel, Früchtel[2]).
Stranitzki:
Müterl, Dreckl, Wäldl, heisl, Fäsl, Wörttl, Schächterl, Händl, Blättl, Hündel, schmatzerl, löchl, Büsl, löhnl, fähnl, Herrl.
Schreger:
Körbl, Büeble, Peterl, Andel, Durl, Herrl, Häusel.

---

[1]) Vgl. Blanckenburg, S. 65. — Lauchert, Al. 17, 87.

[2]) Vgl. Strigl. V, S. 36.

Parnassus Boicus[1]):
Pfandl, Tüchl, Kernl, Schwimmerl, Wörtl, Nestl, Keferl, Clösterl, Tractätl, Laibl, Stückl, Gütl, Wässerl, Kirchl.

Das Tagebuch des Grafen Harrach aus dem Jahre 1683 hat die gleichen Deminutive, das von seiner spanischen Gesandtschaft aus dem Jahre 1699 dagegen kennt sie nicht. Sonst belegen wir aus Briefen:

gebetel (Maria Anna S. 208)
kindelbett (ebenda S. 212)
Justel (Maria Theresia IV S. 321)
Salerl (ebenda S. 515)

Schließlich noch einige Beispiele aus den österreichischen Weistümern:

I. priggl (248). brüggl (249). angerli (246, 247), angerlein (247), stüerl (178), buechl (169)
II. Gärtl (278), heusl (278), Körndl (82), Gewerbl (261)
X. bächl (161), pättl (125), dörfl (286)[2]).

Unsere Beispiele lassen uns erkennen, daß die voll-literarischen Quellen des l-Deminutivs sich meistens enthalten. Christian Weise, der es im Drama hat, wird noch in späterem Zusammenhang erwähnt werden müssen. Das Auftreten der l-Formen in den unliterarischen Quellen stempelt es zu einem dialektischen Charakteristikum des bayrisch-österreichischen Gebiets. Wir werden nicht fehlgehen, dieses oberdeutsche Deminutiv in der Schriftsprache als eine Wirkung der gesprochenen Sprache aufzufassen, die um so stärker ist, je ferner der Schreiber von der schriftsprachlichen Tradition steht, und die sich am festesten und dauerhaftesten an die Personennamen klammert, wofür unsere Belege aus Reuter und aus den Briefen der Kaiserin Maria Theresia zeugen. Abgesehen von den Rechtsquellen, über die noch im Zusammenhang zu sprechen sein wird, haben wir bei dem Abstand der meisten unserer Quellen

[1]) Vgl. Birlo, S. 68.

[2]) Vgl. Künßberg, S. 22: Kandel, Prückel.

von der schriftsprachlichen Tradition, auch von der schriftdialektischen, eine Wirkung dieser kaum anzusetzen.

Wie stark das l-Deminutiv oberdeutsches Charakteristikum ist, erhellt aus J. G. Eccards Reisebericht aus Süddeutschland, wo er bewußt gerade das l-Deminutiv zur Erzielung einer dialektischen Färbung anwendet[1]). Menantes läßt den „phantasirenden", der das Epitheton „ein Pegnitz-Schäffer" trägt, im Lustigen Pritschmeister[2]) so sprechen:

„Ja, wie sich bey uns die langöhrigte, härigte Kraut-Fresserle in dem Felde herum tummeln; so müsse sich auch der Herr geheime Raht des Apollo mit seiner Liebsten begehen."

Wir werden später noch zu entscheiden haben, ob wir solche Quellen überhaupt noch als Schriftsprache in unserm Sinne werten dürfen oder ob sie bereits unter die Versuche zur Wiedergabe der Mundart zu rechnen sind.

Neben die bisher gegebene Betrachtung des Deminutives rein formaler Art müßte natürlich eine Untersuchung treten, die seine Verwendung und seine Verwendungsmöglichkeiten dialektisch zu betrachten hätte. Wir beschränken uns hier auf die Feststellung, daß oberdeutsch der Deminutivcharakter häufig durchbrochen ist. In dem Weistum aus Luckenbach vom Jahre 1731[3]) stehen „Krautgärtle" und „Krautgarten", deminuierte und undeminuierte Form, ohne Bedeutungsunterschied dicht nebeneinander. Es wäre zu untersuchen, wie weit auf oberdeutschem Gebiet die deminuierende Bedeutung durch eine euphonische Absicht ersetzt wird[4]).

---

[1]) Poetische Nebenstunden . . . Braunschweig. (1721). S. 19ff.

[2]) (1704). S. 96.

[3]) W. RQ. I, S. 92.

[4]) Vgl. Pfennig, ZfdW. VI, S. 24, 32. — Albert Polzin, Stud. z. Gesch. des Deminutivums im Deutschen. QF. 88 (1901), 108.

25. Komposition.

Wenn Trautmann die Genetivkomposition heute als in erster Linie niederdeutsch bezeichnet[1]), so kann dies für unsere Epoche keineswegs gelten. Die s-Komposition findet sich über das ganze Gebiet verteilt. Wir führen nur einige Fälle bei den Schweizern an: Weibsbild, Landsleute, Kriegsblitz, Manneskleider, Geschmacksinstrumente, Geschmackesgänge. Ist in diesen Fällen aber die Komposition noch klar ersichtlich, so können wir auch Beispiele belegen, die nicht nur über den heutigen Gebrauch hinausgehen, sondern in denen auch das s bereits sozusagen zu einem „Unfug" geworden ist: Luffts-reinigend (Parn. Boic. I, S. 469). An dem Charakter dieses „Unfugs" ändert auch die Annahme nichts, daß Luft als Maskulinum gebraucht wird und auch maskuline Flexion besitzt.

Etwas ergebnisreicher ist ein Blick auf die Behandlung des schwachen e der Kompositionsfuge. Diese stellt sich im großen und ganzen zu dem, was von der Behandlung des schwachen e überhaupt gesagt worden ist. Wir belegen nur:

Hofe-Knecht (Stoppe II, S. 217)
Tageliecht (Schellm. S. 4)
Grossemutter (Schellm. S. 19. — Weise, Betr. S. 11)
Brantewein (Weise ebenda, S. 43).

Nichts würde uns veranlassen, hiervon besonders zu reden, wenn nicht in Oberdeutschland eine Stimme laut würde, die gegen das Kompositions-e protestiert. Der Protest ist, wie wir sehen, zweifellos getragen von einer mundartlichen Abneigung wider das schwache e überhaupt und stellt sich durchaus in die Front der Oberdeutschen gegen das lutherische e. Zudem geht diese Quelle von Drollinger aus, einem Manne, der sonst durchaus den Anschluß an die mitteldeutsche Einheitssprache vollzieht.

[1]) Vgl. S-Unfug. Wibh. (1891), S. 1 ff. — Wilmanns II. S. 4 f. — Paul V. S. 10 ff.

„Es wird oft in der Mitte der zusammengesetzten deutschen Wörter das e ohne Noth wider den Wohllaut eingeschoben. Diesen Fehler haben wir vornemlich den schlesischen und sächsischen Poeten zu danken[1])."

Er begründet mit dieser Erklärung seine Schreibung, und die Änderungen, die nunmehr an seinen früheren Formen vorgenommen werden, zeigen uns, was er unter diesem „ohne Noth wider den Wohllaut" eingeschobenen e versteht:

Folgstern (22).
Reisgesellschaft (54).
Sterbbett (110).
Probmasse (194).
Alpgebirge (332).

Dazu stellen sich dann auch Formen aus den „Discoursen": Bößwicht, Reißbeschreiber, Reißbeschreibungen, Lebtag, Sterbbette, Klag-Thöne, und aus dem Sittenmahler: Schmiedknecht, Leichbegängnis, Leich-Bestattung, Ehmann, Tagbuch[2]).

J. F. von Uffenbach aus Frankfurt hat ähnliche Formen. Aus seinem Tagebuch aus dem Jahre 1728[3]) erwähnen wir nur: Tagbuch, Reisdiarium. Wir können aber auch, um nur die wenigen Beispiele herauszugreifen, bei Ostmitteldeutschen, auch bei Weise, solche Formen antreffen:

Prob-Predigten (Erznarren, S. 188)
Reis-Kuffer (ebenda 211)

Es geht keineswegs an, aus diesen Erscheinungen ein System bauen zu wollen. Zudem ist es schwer, die mundartlichen bezw. dialektischen Entsprechungen zu diesen Kompositionen anzuführen, weil in bezug auf den Umfang der Verwendung der Komposition Mundart und Schriftsprache sicherlich stark differieren. Man prüfe daraufhin

[1]) Gedichte S. 22.
[2]) Vgl. Hildebrand, S. 30. — Ollapatr. S. 382: Speiss-Kammer.
[3]) (Göttingen) 1928.

nur unsere Beispiele. Das Mundartliche kann also gar nicht im einzelnen eine Spur hinterlassen haben, sondern nur im Prinzip. Dieses Prinzip ist, wie wir gesagt haben, die Neigung zum Abwurf des schwachen e.

26. Zur oberdeutschen Wortbildung.

Wir fassen in diesem Abschnitt drei Gruppen von Erscheinungen zusammen, die sämtlich auf oberdeutschem Gebiet aus dem gesprochenem Dialekt belegt sind und dann auch ihren Eingang in die oberdeutsche Schriftsprache finden. Müssen wir bei einigen Quellen das Vorhandensein einer schriftdialektischen Überlieferung annehmen, so kommt daneben doch genau so gut die gesprochene Sprache in Frage.

Das erste ist das weite Ausmaß der Präfigierung mit ge- im Oberdeutschen[1]). Gottsched rügt den Gebrauch als einen Fehler „im Reich“[2]). „Die heutige Mundart hat viele Belege für die bedeutungslose und beschwerende Präfigierung[3]).“ Schmeller[4]) bezeichnet das Präfix als lexikal, sinnverstärkend. Castelli[5]) beschränkt die Erscheinung auf „Wörter, die in der Schriftsprache mit s beginnen, dem ein Mitlaut folgt“. Weder unsere Belege noch die von den Dialektgrammatiken gegebenen Beispiele berechtigen zu einer solchen Ausschließlichkeit.

Belege für die Erscheinung finden wir bei Dornblüth[6]): Geliger, Gespäß[7]), Geschwinde, Geblüt, Gelüst[8]), geschä-

[1]) Vgl. Rudolf Hildebrand DWB. IV, 1a, S. 1622f. — Weinhold, bair. 224, 231, Schm. Ma. S. 404, Wilmanns II, S. 167, G. Maier, das ge-Präfix im Nhd. ZfdW. I, 281f.

[2]) Sprachk. S. 529.

[3]) Vgl. Weinhold, bair. 231. — al. 262.

[4]) Ma. S. 419.

[5]) S. 15. — Als Beispiele: G'schloss, G'schmack.

[6]) Vgl. Boucke S. 68.

[7]) Vgl. Schm. II, S. 686, Fischer III, S. 535.

[8]) Vgl. Fischer III, S. 308.

mig, Ungeschämigkeit[1]). Erblicken wir aber noch in Dornblüth den Verkünder der oberdeutschen Schriftsprachetradition, so sind solche Absichten bei Abraham und Stranitzki sicherlich weit weniger, vielleicht überhaupt nicht vorhanden. In den Fällen, die wir bei ihnen antreffen, dürfen wir wohl in erster Linie eine Spur der gesprochenen Sprache erblicken. Wir belegen da:

Gesträussel (Abr. DNL. S. 63. — Schm. I, S. 819).
Gestirn (Strigl I, S. 188. — Schm. II, S. 784).
gelinden (Strigl I, S. 188. — Schm. I, S. 1488).
getrösten (ebenda. — Vgl. Schm. I, S. 677).
Geschloss (Strigl I, S. 37. — Schm. II, S. 536).
Geschmuck (Strigl I, S. 37. — Schm. II, S. 594).
geschwellen, Thürgeschwell (Strigl VI, S. 107. Schm. II, S. 630).
Gespur (Strigl VI, S. 168. — Schm. II, S. 684).
Gespend (Strigl IV, S. 79. — Schm. II, S. 677).
Gehilf (Strigl IV. — Schm. II, 684).
Gezeig (W. H. I, S. 43).[2])

Das andere ist die oberdeutsch noch sehr stark verbreitete Ableitung von Substantiven aus Adjektiven durch Vokalsuffix (i). Neben den Formen, die wir hier belegen können, stehen wieder dialektische Belege aus der gesprochenen Sprache. Daß daneben eine Nachwirkung der schriftdialektischen Tradition angenommen werden muß, ist selbstverständlich[3]). „Die in der Schriftsprache bei vielen Hauptwörtern üblichen Endsilben heit, keit, niß werden in der Mundart eben so sparsam als bei den alten alemannischen Schriftstellern gebraucht; so sagt der Österreicher für Finsterniß, d'Finstri, für die Gesundheit, da Gsund[4])." Praktisch wirken sich also diese Formen so aus, daß sie an Stelle der einheitssprachlichen Kompositionen mit heit, keit und niß stehen.

[1]) Vgl. Schm. II, S. 417, Fischer III, S. 451.
[2]) gezeugen. B. W. (1698). S. 175.
[3]) Vgl. Schm. Ma. S. 274f.
[4]) Vgl. Castelli S. S. 20.

Wir belegen bereits aus Dornblüth[1]):

Gröbe (Fischer III, S. 847)
Finstere (Fischer II, S. 1511)
Dünckele (Fischer II, S. 467)

Aus dem Parnassus Boicus[2]):

Finstere (Birlo S. 44, Schm. I, S. 734)
Schwäre (Birlo S. 44, Schm. II, S. 644)
Trückne (Birlo S. 44, Schm. I, S. 646)
Gesunde (Parn. Boic. I, S. 435, Schm. II, S. 307)
Krümbe (II, S. 456)
Unwürsche (III, S. 25. — Schm. II, S. 993)
Blühe (VI, S. 307. — Schm. I, S. 321).

Schließlich noch ähnliche Fälle aus Abraham auf Grund eigener Sammlungen, da Blanckenburg diese Fragen nicht behandelt[3]):

Finster (Strigl V, S. 33. — Schm. I, S. 734)
Feiste (I, S. 127. — Schm. I, S. 773)
Dunckle (V, S. 33. — Schm. I, S. 526).
Niedere (I, S. 61. — Schm. I, S. 1727)
Trückene (III, S. 258. — Schm. I, S. 646).
Linde (I, S. 137)

Auch hier werden wir es nicht wagen dürfen, genau zwischen Schriftdialekt und mundartlichem Dialekt zu scheiden. Daß aber die Mundart mithilft, wenigstens zur Stütze des schriftdialektischen Gebrauches, kann nach allem, was wir in früheren Fällen festgestellt haben, nicht zweifelhaft sein.

Als letztes in dieser Reihe oberdeutscher Wortbildungsbesonderheiten erwähnen wir die Form vor allem der Silbe -ig als -et. Schmeller[4]) erklärt sie als die dialektische Entsprechung für -end, -et, -icht, -ach, -ig. Er nennt sie einerseits die „Aussprache" dieser einheitssprachlichen Formen und betont andererseits ihr hohes Alter und ihre weite

[1]) Vgl. Boucke S. 66.
[2]) Vgl. Birlo S. 64.
[3]) Ebenso W. H. und Harrach, Archiv f. öst. Gesch. 48. S. 187.
[4]) Vgl. Ma. S. 407. — §§ 235, 432, 591, 1048 usf.

Verbreitung in Süddeutschland[1]). Wir dürfen also auch hier wieder nebeneinander die schriftdialektische Überlieferung und die gesprochene Sprache als Inhaber und Träger der Formen ansprechen. Jene ist dadurch bezeichnet, daß die Formen „ziemlich alt" genannt werden, diese dadurch, daß die „Aussprache" eine Rolle spielt.

Wir finden die Formen vereinzelt bei Stranitzki: bucklet, bartent, einen so bartenten Bieberl. In weitem Umfange treffen wir sie dann bei Abraham:

> spitzgoschet, kalbet, bartet, punket, roglet, schlampet, vierecket, zottet, dalket, dickkopfet, grosskopfet, wampet, stumfet, bucklet, knopfet[2]).

Weitere Belege bietet unser Material nicht. Daran trägt seine Unvollkommenheit die Hauptschuld. Die Untersuchung war aber gerade hier besonders schwierig, weil die Vorarbeiten keine oder doch nur sehr unzulängliche Angaben machen.

Indessen gestattet uns die Mundartnähe unserer Quellen, diese Erscheinungen in erster Linie als Spuren der gesprochenen Sprache aufzufassen, wobei unentschieden bleiben muß, wann wir eine schriftdialektische Einwirkung anzunehmen haben.

27. Zum Fremdwort.

Natürlich hat auch das Fremdwort seinen Platz in der Mundart. Im einzelnen der Fremdwortwahl nachzugehen, ist hier nicht der Platz. Vielleicht haben wir durchaus zwei Schichten im Fremdwortschatz zu scheiden, solche die auf gelehrtem Wege und solche, die auf volkstümlichem Wege Eingang gefunden haben. In gewissem Sinne stünden da Mundart und Schriftsprache nebeneinander.

---

[1]) Ähnlich: Weinhold, al. S. 210, bair. S. 203. — Muth S. 37.

[2]) Zu den einzelnen Formen siehe Schm.

Die Gestaltung des Fremdwortes, nicht allein des Fremdwortschatzes, aber gehört in die ganze Stellung der Zeit zum Ausländischen überhaupt hinein. Nichts aber bezeichnet stärker die Unsicherheit, mit der man ihm gegenübertritt, als jene Regel, die Bödiker, und nicht er allein, von der Deklination der fremden Namen gibt: „Im Deutschen kann man die Nomina Propria auf drei Endungen ausbringen, als 1., daß man sie decliniere, 2., wenn man sie gar nicht decliniert, 3., wenn man sie auf den deutschen Klang setzt[1])."

Vom heutigen Standpunkt aus gesehen fällt zuerst die sehr häufige Präfigierung des Partizipiums der Vergangenheit auf. DWB.[2]) erklärt dazu: „Schwankend ist der Gebrauch bei den Fremdwörtern, d. h. die heutige gebildete Sprache gibt ihnen kein ge-, selbst den eingebürgertsten nicht... wohl aber das Volk und bis ins 18. Jahrhundert auch oft die Schriftsteller." Wir sehen also hier im heutigen Gebrauch im Gegensatz stehen: Volk und Schriftsteller, Mundart und Schriftsprache, die Mundart, der das gelehrte Bewußtsein abgeht und das Präfix beim Fremdwort wie beim einheimischen Wort setzt, die Schriftsprache, die diese Einkleidung des Fremden in deutsches Gewand nicht mitmacht. Und das Mundartliche erscheint hier sogar losgelöst von allen dialektischen Bedingungen, als allgemein und überall gleichwertig.

Für das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache in unserer Epoche zwischen Leibniz und Gottsched läßt sich für diesen Fall folgern, daß die Diskrepanz zwischen beiden Sprachteilen geringer gewesen sein muß. Der Abstand zwischen ihnen erscheint uns also nicht mehr als eine einmalig gegebene Größe, sondern als ein sich wandelnder, wechselvoller Faktor, dessen Wandlung im vorliegenden

[1]) (1723). S. 67. — Groschupp. S. 83.

[2]) IV. 1a, S. 1619. — Vgl. Wilmanns III, 1, S. 17, II, S. 167. — G. Maier, ZfdW. I, S. 311. — Sütterlin S. 475.

Falle durch fortschreitende Isolierung der Schriftsprache eingetreten ist.

Wir finden in unserer Epoche:

Günther[1]): gegraduiert, gekonstruiert.
Reuter: gerevengiret, gevexiret, getemperirt, ungevexirt.
Stieler: geregirt, gesumirt, gestudiret.
Liselotte[2]): zugepitschiret, getracktirt, gedeniessirt, herumbgespatzirt, gerespectirt, gepurgirt.
Sophie[3]): gedisputirt (49).

Auch wenn wir an diese Belege das Maß des heutigen Gebrauches nicht anlegen dürfen und wenn, wie etwa die Fälle aus Stieler beweisen, der schriftsprachliche Gebrauch selber von dem heutigen sehr stark abweicht, so dürfen wir dennoch in den Belegen aus Briefen eher Spuren wirklicher Mundart sehen. Die deutsche Bildung, die geläufig ist, drängt an das Fremdwort heran. Dieses Eindringen, dürfen wir, ohne natürlich so die tatsächliche Entwickelung darstellen zu wollen, sagen, ist mit dem Augenblick eingetreten, wo das gelehrte Bewußtsein und das Bild der fremden schriftlichen Überlieferung nicht mehr lebendig genug sind, um die fremde Bildung rein zu erhalten. Dieser Zustand ist aber ein Charakteristikum unserer Briefschreiberinnen, die der schriftsprachlichen Tradition fernstehen und der Mundart nahe sind, die ihre Formen impulsiv und auf ungelehrte Weise zustande bringt. —

Deutlicher noch wird die Wirkung des Mundartlichen bei einem Blick auf die Form des Fremdwortes im übrigen[4]). Wir brauchen da im einzelnen nicht festzustellen, wo das

---

[1]) Vgl. Groschupp S. 95.
[2]) Vgl. Urbach S. 66.
[3]) Vgl. auch Hildebrand S. 69.
[4]) Vgl.: Kristoffer Nyrop, Das Leben der Wörter. (1903) S. 201ff. Lutz Mackensen, Z. f. d. Ph. (1926) 51. S. 400ff. — Richard M. Meyer, Die Umbildung fertiger Worte. ZfdW. II, S. 38. — Morgenroth, GRM. (1914) S. 615ff. — Maurer, ZfdPh. (1928) S. 53.

Fremdwort sich mit einem einheimischen Wort gekreuzt hat, oder wo der verlorengegangene Sinn des Fremdwortes ersetzt wird durch eine deutsche Ergänzung. Wir führen nur einige besonders auffallende Belege an[1]):

verobligirt (Liselotte)[2])
abkonterfeien (Strigl III, S. 64)
abkopieren (ebenda)
abbarbieren (Strigl I, S. 170)
hinaufpromovieren (Strigl III, S. 199)
festarretieren (Strigl III, S. 250)
verschameriert (Strigl VI, S. 266)
vorbeipassieren (Strigl VI, S. 270)
Abraham (DNL. S. 116): „. . . daß auch Gott die . . . krumpe . . . Thier von seinem Opfer verbandisiert."

Für die Stellung Friedrich Wilhelm I. erwähnen wir nur zwei Fälle, die sich bei gründlicher Durcharbeitung seiner Briefe leicht vermehren ließen:

S. 18: „der captein fincke ist ein Ingenieur darbey und ist ein Poseher mensch . . ."

S. 161: „ich werde mir auch divertieren das weibergeschmeis zu sehen ob wallenraht hat die Schandaleuse Historie recht Rancontieret[3])."

Haben wir bei dieser Quelle den Ursprung der belegten Formen allein bei dem Briefschreiber zu suchen, so wird das in einem Falle der Fremdwortverwechselung, den wir noch anführen wollen, anders. Wir finden in der Poesie der Niedersachsen IV, S. 147: „kompresse 24 Bogen". Es läßt sich nicht entscheiden, ob die Verwechselung mit komplett vom Verfasser, vom evtl. Abschreiber oder vom Drucker ausgegangen ist.

---

[1]) erstudieren (Mahler II, S. 272), vgl. Stieler II, S. 2219. Schriebenten bei Schottel.

[2]) Historische Vierteljahresschrift 11. (1908), S. 330.

[3]) Allerdings schwankt der König in der Schreibung des sch sehr stark und hat häufig dafür s oder ch. Vgl. Hummerich, S. 29. — Aber die Anlehnung an „Schande" liegt sehr nahe.

III. DIE BEDINGUNGEN

1. DER ORT.

Das Mundartliche durchdringt alle Teile des Sprachkörpers. Vor allem das hat bei unserer Wanderung durch Lautstand und Wortformen nachgewiesen werden sollen. An allen Wandlungen und Veränderungen sprachlicher Erscheinungen nimmt auch die Schriftsprache teil. Sind auch diese Wandlungen in gewissem Umfang durch die „Körperlosigkeit“ [1]) aller Sprache bedingt, und gewinnt auch die Schriftsprache durch Schrift und Gesetz einen Körper und ein Kleid, so ändert das nichts an der engen Verbundenheit der beiden Sprachteile. Schlechterdings lassen sich innerhalb des Sprachkörpers keine Bedingungen und Grenzen für die Mundart angeben. Dieser Sprachkörper liefert eben nichts als das Material, darüber hinaus aber keineswegs die Prinzipien der Berührung zwischen Mundart und Schriftsprache, wie wir sie festgestellt haben. Dieser Sprachkörper ist im Grunde nichts als der Schauplatz, auf dem die Auseinandersetzung zwischen Mundart und Schriftsprache sich abspielt, die Fläche, auf der wir die Spuren dieser Auseinandersetzung ablesen können, und die mehr oder minder gute Lesbarkeit müssen wir der Unzulänglichkeit der Aufzeichnungsmittel zugute halten, nicht aber dürfen wir sie als eine hier stärkere, dort weniger starke Äußerung des Mundartlichen auffassen. Die Gleichnishaftigkeit des Materials darf nicht zu seiner Gleichsetzung mit den tatsächlichen Erscheinungen führen. Suchen wir nach den wirklichen Bedingungen des Verhältnisses zwischen Mundart und Schriftsprache, so finden wir diese außerhalb des Sprachkörpers.

---

[1]) Richard Lasch, Sondersprachen und ihre Entstehung. Mitteilungen der Anthroposophischen Gesellschaft in Wien. 37. (19[illegible] S. 89.

Das erste ist der Ort. Mit andern Worten: das Mundartliche identifiziert sich an vielen Stellen mit dem Dialektischen. Oder, identifiziert es sich nicht seinem Wesen nach, so doch hinsichtlich des Materials und hinsichtlich der Form. Das ist eine langbekannte Tatsache, so bekannt, daß oftmals zwischen Dialekt und Mundart kein erkennbarer Unterschied gemacht wird. Dialekt-Mundart: alles Provinziale und, nach dieser ungeklärten Fassung, „folglich" auch alles Gesprochene und im Munde Lebende, genau wie Schriftsprache die Gemeinsprache und „folglich" auch alles Geschriebene bezeichnet. Wir haben an den Eingang unserer Untersuchung eine genaue begriffliche Scheidung der Bezeichnungen gestellt. Unsere Untersuchung hat indessen ergeben, daß in den durchgesehenen Teilen, das ist in Lautstand und Wortform, fast alles Mundartliche gleichzeitig dialektisch ist, ja, wir haben das Belegtsein in den heutigen lebenden, „mundartlichen" Dialekten geradezu als Beweis, wenn auch nur als Beweis sehr annähernder Art, des mundartlichen Charakters der einzelnen Erscheinungen genommen. Die Erklärung dafür dürfen wir nicht fehlen lassen.

Einmal geht es nicht an, aus den untersuchten Teilen des Sprachkörpers Allgemeinschlüsse zu ziehen. Neben Lautstand und Wortform gehören eben auch Wortschatz und Syntax. Wir werden noch an späterer Stelle einen kurzen Ausblick versuchen auf das, was die Bearbeitung dieser Teile sicherlich ergeben muß. Aber wir können jetzt schon feststellen, daß in diesen Teilen das Mundartliche sich in stärkerem Maße von dem Dialektischen abheben und vor allem sich leichter als von dem Dialektischen verschieden erkennen lassen wird. Zudem hat eine solche Untersuchung ganz andere Gesetze des Vorgehens zu ihrer Verfügung, als dies bei uns der Fall gewesen ist.

Eben diese Bedingungen der Untersuchung sind das Zweite, was beachtet werden muß. Die Schreibung und

der Reim, haben wir gesagt, sind unsere Erkenntnismittel. Wir können hier ganz absehen davon, wie unzulänglich diese selber sind, eine Unzulänglichkeit, die sich im Laufe unserer Arbeit immer wieder verspüren ließ und immer wieder bestätigt hat. Wir haben aber, um auch mit diesen unzulänglichen Erkenntnismitteln zu operieren, einen Maßstab nötig gehabt, an dem sich die einzelne Erscheinung messen ließ. Irgendeine Normalität war erforderlich. Der Abstand zwischen dieser Normalität und dem Tatsächlichen hatte dann das Mundartliche zu ergeben.

Nun läßt sich eine schriftsprachliche Normalität nicht auf eine mathematische Formel bringen. Aber umschreiben können wir sie etwa als eine ganz bestimmte, nach einer Richtung hin orientierte schreiberische Tradition, als eine Gewohnheit, so und nicht anders zu schreiben. Wobei diese Gewohnheit sich mit der gegenwärtigen schriftlichen Übung decken oder auch mit ihr im Widerspruch stehen kann. Die schriftsprachliche Normalität mußte außerdem quantitativ zahlreich genug sein, um sicheres Material zu liefern. Es mußte außerdem gut und förderlich sein, wenn ihr in einem heute noch allgemein geläufigen Gebrauch gewissermaßen ein Richtungsweiser zur Verfügung stand. Bei solchen Umständen konnten wir allein die Schriftsprache der neuhochdeutschen Einheitssprache wählen. Mit der Einheitssprache kam natürlich der Dialekt, eine Beigabe, die im Interesse der reinlichen Scheidung der Begriffe Mundart und Dialekt unerwünscht sein mußte, die uns aber willkommen war, weil wir nun in Stand gesetzt wurden, das überhaupt von der einheitssprachlichen Schrifttradition Abweichende leichter festzustellen. Dann blieb allerdings noch eine weitere Arbeit zu tun, nämlich zu entscheiden, ob diese Abweichungen von der einheitssprachlichen Tradition schriftdialektisch sind oder dem wirklich gesprochenen Dialekt angehören. Wie mir scheint, haben viele der bisherigen Untersuchungen diese Notwendigkeit nicht klar

herausgestellt und sich mit dem Herausfinden einer dialektischen Parallele begnügt. Es ist aber notwendig, daß diese Frage wenigstens aufgeworfen wird, auch wenn sich ihrer endgültigen, abschließenden Beantwortung nicht immer Möglichkeiten zeigen. Die Möglichkeiten, das zu entscheiden, liegen dann in anderen Bedingungen, die wir im Laufe der Untersuchung öfters geltend machen konnten und von denen noch sogleich mehr zu sprechen ist.

Wir haben diese Ausführungen gemacht, um mit aller Deutlichkeit darauf hinzuweisen, wie groß die Erkenntnisschwierigkeiten gewesen sind und wie vorsichtig von den gewonnenen Ergebnissen gesprochen werden muß. Denn im großen und ganzen ist auch für unsere Epoche richtig, was man für die Epoche bis zum 17. Jahrhundert gesagt hat: „Das, was allein ausschlaggebend wäre, das gesprochene Wort, ist verweht und für uns verloren [1])." Unsere Erkennungsmethode ist mit andern Worten von vornherein dazu genötigt, rein negativ vorzugehen. Der „Fehler" ist unsere beste Hilfe. Eben, wo ein Fehler sich zeigte, durften wir anhalten und zu erkennen versuchen, ob dieser Fehler mundartlichen Ursprungs war. Es ist klar, daß dieses Fehlerhaftigkeitsprinzip, in dessen Anwendung natürlich keine Wertung liegt, in den späteren Abschnitten nicht in dieser Ausschließlichkeit wird angewandt werden dürfen.

Mit diesen Einschränkungen kann natürlich nicht unser ganzes Ergebnis völlig in Frage gestellt werden. Sie sollen dieses nur in den richtigen Rahmen setzen. Sie sollen zugleich dartun, warum von vornherein die Fragestellung so war, daß wir uns um die Mundart des Dialekts, nicht um die der Einheitssprache selber bemühten. Denn für diese stand nicht ein so gutes Erkennungswerkzeug zur Verfügung wie für jene der Dialekt. Diese Feststellungen be-

[1]) Adolf Becker, Spees Sprache. S. 3.

schränken aber nicht das, was wir eingangs unserer ganzen Untersuchung betont haben, daß nämlich zwischen Mundart und Dialekt nicht nur ein durch die Mängel der Mittel, sondern auch ein durch das Wesen selber bedingter enger Zusammenhang besteht und daß die Mundart ihr Material in hohem Maße dem Dialekt entnimmt. Genau die Bereiche beider hier abzustecken, wird erst möglich sein, wenn Lautstand und Wortform nicht mehr allein uns zur Verfügung stehen.

Mit diesen Fragen hängt es zusammen, wenn wir feststellen konnten, daß einzelne abgesonderte Gegenden besonders reich an Abweichungen von dem Stand der geschriebenen Einheitssprache sind. Vor allem ist das Oberdeutschland. Aus der Tatsache, daß Niederdeutschland, das den schriftsprachlichen Anschluß an die Einheitssprache vollzogen hat, an solchen Abweichungen trotz seines dialektischen Abstandes von der Einheitssprache auffallend arm ist, erhellt natürlich, daß in erster Linie Wirken oder Fehlen des Schriftdialekts die Ursache daran ist. Wir werden also zuerst diese oberdeutschen Abweichungen von der Einheitssprache auf das Konto eines allgemein oberdeutschen Schriftdialekts zu setzen haben. Schriftdialekt steht gegen Schriftdialekt, so würde das Bild überschrieben werden, wäre nicht der Kampf bereits innerlich längst entschieden, schriftsprachliche Tradition und Regelung gegen schriftsprachliche Tradition und Regelung, der Pater Augustin Dornblüth in Gengenbach gegen Gottsched in Leipzig, katholische Schriftsprache gegen protestantische, eben jener Kampf, als dessen eines Symptom etwa angeführt werden kann, daß Bodmer 1732 noch Miltons Verlorenes Paradies schweizerisch, 1742 aber bereits deutsch herausgeben kann[1]). Wir haben trotzdem diese

[1]) Vgl. Holder, S. 44. — Albert Köster, Die deutsche Literatur der Aufklärungszeit. Heidelberg (1925) S. 47.

oberdeutschen Abweichungen, und selbst den Pater Dornblüth, oft angeführt, nicht, — und das ist immer wieder betont worden —, weil wir der Meinung sind, daß die Belege untrügliche Spuren der Mundart sind, sondern weil sich nicht beweisen läßt, daß sie es nicht sind, und weil vielfach die natürlich mit aller Vorsicht zu benutzenden Belege aus der heute gesprochenen Mundart uns beweisen, daß außer dieser schriftdialektischen Überlieferung auch die tägliche Übung der gesprochenen Sprache in Frage kommt. Von diesen Fällen der Zweifelhaftigkeit sind völlig die zu scheiden, die die Ausschließlichkeit der schriftdialektischen Überlieferung außer Zweifel lassen, weil eine mundartliche Entsprechung einfach nicht daneben steht. Wir haben indessen auch solche Fälle des öfteren angeführt, um Gelegenheit zu finden, auf diese Verhältnisse hinzuweisen. —

Wollten wir diese Methode konsequent verfolgen, so bliebe uns auch die Aufgabe, auch den Sprachgebrauch derer zu untersuchen, die im großen und ganzen mit der schriftsprachlichen Norm der Einheitsprache übereinkommen. Natürlich könnten das die Niederdeutschen nicht sein, sondern nur die Hauptvertreter des mittleren Deutschlands, das ist Gottsched und sein Kreis. Da wäre festzustellen, wo die gesprochene dialektische Form mit dem Stand der Schriftsprache identisch ist. Das Fehlerhaftigkeitsprinzip könnte da nicht angewandt werden. Dafür müßte aber fast in völliger Ausschließlichkeit der heutige dialektische Gebrauch als Maßstab dienen. Die Bedenken, die dagegen erhoben werden müßten, brauchen nicht erst aufgezählt zu werden. Eine solche Aufgabe würde sich zu guter Letzt darauf zu beschränken haben, und wir haben schon einmal andeutungsweise darauf hingewiesen, zu zeigen, wo der heutige Heimatdialekt übereinstimmend mit der Schriftsprache jener Epoche ist. Wo diese Übereinstimmung fehlt, ließe sich ohne weiteres eine Wirkung der Schreibtradition folgern. Aber wo sie nicht fehlt, nun die

Möglichkeit einer Wirkung der gesprochenen Sprache anzunehmen, das dürfte nur in den allerwenigsten Fällen zulässig sein, in solchen Fällen allerhöchstens, in denen eine ausdrückliche, entsprechende theoretische Äußerung zu Gebote steht. Auch ist in Oberdeutschland und in Mitteldeutschland das Verhältnis zur einheimischen schriftsprachlichen Tradition ganz verschieden: in Oberdeutschland ist es das der Flucht vom eigenen und der Neigung zu der fremden Tradition, ein Verhältnis, das unter der Überschrift des Neuerwerbs steht, und das sich von dem in Niederdeutschland durch die Allmählichkeit der Annahme unterscheidet. In Mitteldeutschland ist das Verhältnis zur Tradition aber mehr und mehr überschrieben durch ein Streben zum Ausbau und zur Besserung des Vorhandenen. Beides mag sich in der gleichen Weise auswirken. Sicher ist das Ausmaß verschieden. Das ist selbstverständlich. Wichtiger aber ist, daß die Orientierung, der Ausgangspunkt bei beiden völlig verschieden ist.

2. DIE ZEIT.

Wir kommen damit zu dem zweiten Punkt, den wir als Bedingung des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache anführen wollen. Das ist die Zeit. Wir verstehen dabei nicht die zeitliche Wandlung und Entwicklung der Stellung zum Dialekt. Das gehört zu der Frage nach der Einheit der Gemeinsprache, die von uns nicht zu beantworten ist, wenn auch das uns zur Verfügung stehende Material von dem mit außerordentlich großer Schnelligkeit sich auswirkenden Einheitsstreben unter der Führung der mitteldeutschen Einheitssprache nicht unberührt und unverändert bleiben kann, und wenn wir auch annehmen dürfen, daß mit der Zurückdrängung des Dialekts und der sicheren Handhabung der Schriftsprache neuer Erwerbung auch die gesprochene dialektische Sprache als Maßstab und Richtschnur seltener und in

geringerem Umfange herangezogen wird. Für die bisherigen Teile unserer Untersuchung dürfte jedenfalls eine solche Gleichzeitigkeit des Zurückdrängens von Mundart und von dialektischer Sonderart feststehen. Wir bedenken aber dabei, wie wenig nach den obigen Ausführungen diese Feststellungen als allgemein gültig und immer feststehend angesehen werden dürfen. Aber wir meinen, wenn wir die Zeit als wichtigen Faktor des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache anführen, daß sich die Kluft zwischen beiden vergrößert oder verringert in formaler Hinsicht. Wir abstrahieren dabei völlig vom Dialekt und vergleichen die Schriftsprache der Einheitssprache und die ihr entsprechende Mundart, die Umgangssprache, miteinander. Wir haben eine solche Vergrößerung der Kluft feststellen können gelegentlich der Besprechung der Präfigierung bei den Partizipien des Fremdworts. Wir haben dabei erkannt, daß „der Abstand zwischen Mundart und Schriftsprache sich nicht als eine einmalige gegebene Größe" darstellt, „sondern als ein sich wandelnder Faktor". Wir hatten die Ursache dieser stärkeren Trennung in einer fortschreitenden Isolierung der Schriftsprache gefunden. Sicherlich ließe sich dieser Fall bei Heranziehung der Syntax und des Wortschatzes illustrieren und klären. Ein solches Beispiel wäre etwa die Verwendung der Verneinung, der einfachen oder der mehrfachen. Erst dann läßt sich auch eine Antwort auf die Frage versuchen, ob tatsächlich der Abstand von Mundart und Schriftsprache sich in formaler Hinsicht, durch fortschreitende Isolierung der Schriftsprache, immer nur vergrößert, oder ob auch Fälle umgekehrter Entwicklung vorliegen.

3. DIE PERSON.

An diese beiden ersten Faktoren, die den Charakter des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache bestimmen, fügt sich ein dritter: die Person desjenigen, der die Schrift-

sprache handhabt. Alle gedruckten Quellen entziehen sich da einer zuverlässigen Beurteilung. Ihre Überlieferung ist zweisträngig oder sogar mehrsträngig. Und wenn es uns, von unserm Standpunkt aus gesehen, gleichgültig sein dürfte, ob Verfasser, Abschreiber, Drucker oder Nachdrucker das Schriftbild verursacht haben, so kann uns auch das nicht weiterhelfen, weil das Schriftbild keinem von ihnen allein angehört, sondern aus einer Mischung der verschiedensten Eingriffe besteht[1]). Auch die Rechtsquellen scheiden aus Gründen aus, die später noch im Zusammenhang zu besprechen sind.

Einsträngigkeit der Überlieferung liegt allein vor in den Briefen[2]), wenn anders wir mit einwandfreien Ausgaben zu rechnen haben. Vergleicht man da etwa die deutschen Briefe von Leibniz und die von Hermann Francke mit den bekannten der Pfälzer Liselotte oder denen der bayerischen Herzogin Maria Anna und des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I., so ist sofort deutlich, eine wie große Bedeutung der Person des Schreibers beizumessen ist[3]). Natürlich hat der Briefstoff auch seinen Einfluß auf das Verhalten des Schreibers zur Mundart. Aber die große Willkür und die auffallende Unsicherheit der Schreibung bei Liselotte und bei Friedrich Wilhelm beweisen, daß in erster Linie die Nähe oder die Ferne der Schreiber zur schriftsprachlichen Übung ausschlaggebend ist. Bei den Gelehrtenbriefen ist die enge Verbundenheit mit der Schriftsprache gegeben. Auch die Briefe des Hamburger Bürgermeisters Schulte, reine Familienbriefe, zeigen eine

---

[1]) Hier sind Hintringer und Becker zu vergleichen.

[2]) Ausgenommen die Briefabschriften, wie sie von Liselotte existieren. Vgl. Bräuning-Octavio. GRM. IV, S. 440f.

[3]) Ob auch die „Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Geßner . . . herausg. von Wilhelm Körte. Zürich 1804", ganz abgesehen von ihrer zeitlichen Zugehörigkeit, als einwandfreie Ausgabe gelten dürfen, bleibt dahingestellt.

bedeutend engere Verbindung mit der Schriftsprache, als dies bei den Fürstenbriefen der Fall ist. Es ist nicht notwendig, diesen Unterschied sogleich wertend auf die Formel „Bildung—Unbildung" zu bringen. Die in der Schriftsprache Ungeübten, indem ihnen keine andere Stütze zur Verfügung steht, halten sich an nichts anderes als an ihre Aussprache[1]) und eröffnen der Mundart den Weg in ihre Aufzeichnungen.

Nicht deutlicher können wir uns machen, eine wie große Rolle die Person des Schreibers für die Gestaltung des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache spielt, als indem wir neben den Aufzeichnungen Friedrich Wilhelm I. einmal solche seiner Kanzlei erscheinen lassen, wie sie uns in dem Briefwechsel zwischen dem König und dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau immer wieder vor Augen treten.

Der König schreibt[2]):

„*Potsdam den 23. Nove(mber) 1725.*

Euer Lieben schreiben mit die beide *ober*sten habe wohll erhalten auch den gestrigen (Brief) es tuet mir vo(n) hertzen leidt das alles was ich getahn nits fruchten wierdt ich überschiecke *ilzo kaht(sch)* und den *gen(erall) Ma(jor) Bechewer* mit Euer Lieben recht zu sprechen den(n) ich kan nit glauben das die herren *ober*sten aus *respect* vor Ihrn feldt *Mar(s)chall* alles gesaget haben werden was sie hatten deswegen sagen wollen den(n) wen(n) ich die sache nit ausmache ich das blutt das dar möchte vergossen werden ich gewiss auf mir haben werde da bewahr mir Gott vor kein rein gewissen zu haben den(n) biss *itzo* habe guht gewissen gehat aber wen(n) die sache nit ausgemachet ist und *Blut* vergossen worden ich mein dage es mir *Repro-*

[1]) Urbach, S. 36.

[2]) Briefe S. 322.

chiren muhs also Euer Lieben sehen in was vor *chagrin* bin da es auch itzo in der weldt*constellacion* nach ein grossen *krig* aussiehet und Euer Lieben solten wegen der *affere chagrin* haben würde mir sehr leidt tun aber wer ist s(ch)uldt das sein Euer Lieben den(n) sie die sache ümmer schlimmer machen und fast nit zu *redressi*ren Gott bekehre Ihre Sache der ich stehs Euer Lieben frundt sein werde . .“

In derselben Angelegenheit schreibt das Kabinett:

„Potsdam 28. Novemeber 1725.

Es haben Mir der p. von Katsch und Generalmajor v. Beschefer so mündlichen als schriftlichen allerunterthänigsten Rapport von demjenigen abgestattet, was sie nach Meiner Instruction mit Euer Liebden gesprochen, und wohin Dero Erklärung gegangen. Euer Liebden werden wohl versichert sein und aus allen Meinen Umbgang genugsam spüren können, dass Ich Sie liebe und an Conservation Dero Person Mir gelegen. Ich werde auch vor Euer Liebden alles gerne weiter thun, was nur nach meinem Gewissen gegen Gott und nach der Gerechtigkeit vor der raisonnabelen Welt zu verantworten. Euer Liebden werden solches verhoffentlich daraus noch mehr erkennen, da Ich derer Generals ihre Sentiments soweit moderiret, daß Euer Liebden nichts schriftliches von sich geben, sondern was Ich in Deroselben und des Generallieutenants von Grumbkows, auch einiger Generals Gegenwart nach der Beilage selbst proponieren will, sich gefallen lassen werden . . .“

Wir fügen noch ein Schreiben aus den letzten Lebenstagen des Königs hinzu[1]):

„Berlin 2. April 1740.

Den durch das starke Eis erlittenen grossen Schaden bedaure Ich herzlich, wünsche aber, dass Gott solchen durch anderweithige Vortheile doppelt ersetzen möge.

[1]) ebenda S. 708.

Sonsten beklage Ich gleichfalls, dass Euer Liebden noch nicht völlig von Dero beschwerlicher Krankheit retabliret sind, wiewohl es Mir lieb zu vernehmen gewesen, dass der Husten nachgelassen, daher Ich zur gött. Hülfe das Vertrauen habe und wünsche, dass die übrigen Zufälle auch bald vergehen mögen. Mit Meiner Gesundheit ist es noch nicht auf dem rechten Fuss. Es verschlimmert sich aber nicht, doch kann Ich auch von Besserung nichts melden. Gott weiss es am besten, ob Ich nochmals genesen oder darauf gehen soll, und habe Ich Mich seinem weisen Willen völlig ergeben. Übrigens werden Ewr. Liebden von Mir persuadiret sein, dass Ich bis in denTod mit treuer *Amitie* verharre . . .“

Daran schließt sich Friedrich Wilhelms eigenhändige Nachschrift[1]):

„ich muhs sie berichten das ich wiede(r) das *Bodagra* habe die leutte sag(en) es ist guht. Gott weis es indess(en) bis in toht.“

Wir führen diese Stellen an, um zu zeigen, ein wie überreiches Material außerhalb der von uns behandelten Teile zur Verfügung steht und wie vielfältig die Spuren der Mundart in der Schriftsprache, gerade abgesehen von Lautstand und Wortform, sein müssen. Nicht zuletzt spielt dabei auch die Betrachtung des Fremdwortes eine Rolle.

4. DER ZWECK.

a) Literatur.

In diesen Ausführungen haben wir aber immer wieder empfunden, wie außer Ort, Zeit und Person, die Natur der Quelle selber als vierter Faktor eine wichtige Rolle spielt, mit anderen Worten: der Zweck der uns vorliegenden Zeugnisse. Die von uns untersuchten Quellen teilen

[1]) ebenda S. 709.

sich im großen und ganzen in literarische, briefliche und rechtliche. Wir müssen kurz auf ihr verschiedenes Wesen eingehen.

Dabei brauchen wir über die literarischen Quellen nicht mehr viel zu sagen. Die Art ihrer Überlieferung gebietet eine bestimmte Methode der Betrachtung. Dazu steht der Mundart in ihnen nicht allein die Schriftsprache gegenüber, sondern auch die künstlerische Absicht. In dem von uns untersuchten Teil des Sprachkörpers haben wir vor allem die metrischen Rücksichten als eine Kraft kennengelernt, die zur Verdeckung des Mundartlichen oder doch zu seiner Entstellung beiträgt. Darüber hinaus, so läßt sich aus einfacher Überlegung schließen, müssen die künstlerischen Absichten das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache in den einzelnen verschiedenen literarischen Gattungen auch verschieden gestalten. Es wäre dann zu entscheiden, wo eine bewußte künstlerische Absicht vorliegt und wo das Wirken eines inneren Gesetzes der Dichtung. Auf diese Fragen Antwort zu geben, gestatten unsere Untersuchungen bisher nicht. Unsere Untersuchung des Lautstandes und der Wortform gibt uns jedenfalls nicht das Recht, das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache innerhalb der einzelnen literarischen Quellen zu differenzieren. Für unsere Epoche gilt das, und es begreift sich aus dem Stand der schriftsprachlichen (orthographischen) Norm. An Lautstand und Wortform können wir kein Merkmal erkennen, das uns bewiese, daß das Mundartliche zu einem stilistischen Charakteristikum geworden ist. Es sei denn, daß wir das anführen wollten, was wir über das l-Diminutiv gesagt haben. Ich denke da in erster Linie an Christian Weise. Wir erkennen jedenfalls die Richtigkeit dessen, was wir einleitend über unsere Ausführungen betreffend die Wortbildung gesagt haben: daß sie eine Brücke sein können zu einer Betrachtung des gesamten Ausdrucksschatzes hinüber. Sicherlich bliebe

aber auch im Falle Weises zu fragen, ob die künstlerische Absicht wirklich ganz klar und eindeutig ist, oder ob ein inneres, unbewußtes Stilgesetz seine Rolle spielt.

Von hier ausgehend können wir, wenn erst Wortschatz und Satz geprüft sind, die Abgrenzung des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache innerhalb der literarischen schriftsprachlichen Quellen vollziehen. Dann wird auch in stärkerem Maße einzugehen sein auf die Frage, wie das Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache durch die literarische Richtung gestaltet und umgestaltet wird. Vielleicht gewinnt auch dann die Überschrift ‚Zwischen Leibniz und Gottsched" feste Bestimmung und genaue Formulierung.

Ein Beispiel dürfte da sein die sogenannte galante Dichtung, die man als „Dilettantismus"[1]) bezeichnet hat, der das „Mächtige, Leidenschaftliche, Starkcharakteristische" haßt und „nichts anders sein will als ein gesellschaftliches Unterhaltungsspiel, das man zur Erheiterung der Damen, zum eigenen Vergnügen, zum Prunken mit geistreichen Einfällen und Komplimenten betreibt[2])." Mit dem Dialektischen, dem Populären bekämpft diese Dichtung das Mundartliche, als das Impulsive, Unberechnete und Unberechenbare. Neben Menschen dieser Art trägt unsere Epoche aber auch Erscheinungen wie die Christian Reuters und in gewissem Sinne die Weises. Lautstand und Wortform allein, die bewacht sind von dem Prinzip der Richtigkeit, — und das entspricht dem Stand der schriftsprachlichen Tradition —, vermögen auf die Frage nicht Antwort zu geben, wie der Charakter des „Zwischen den Zeiten-Stehens" unserer Epoche näher zu bestimmen ist.

---

[1]) Vgl. Waldberg S. 18.

[2]) Paul Hoffmann, Artig und galant. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht der Realschule in Frankenberg i. S. (1909). S. 15.

b) Zur Rechtssprache.

Wir wenden uns damit zu den Rechtsquellen, die wir in unsere Untersuchung einbezogen haben. „Weistümer", so definiert Fehr[1]), „sind Rechtsdenkmäler eines lokal eng begrenzten, bäuerlichen Lebenskreises, ausgehend von der Genossenschaft allein oder von Genossenschaft und Herrschaft zusammen. Sie weisen überwiegend gewohnheitsrechtliche und bis zum 16. Jahrhundert deutschrechtliche Natur auf und sind abgestimmt auf dauernde Regelung der Rechtsverhältnisse." Aus dieser Beschaffenheit des Weistums heraus müssen wir seine sprachliche Form fassen. Zuerst die negative Kraft: „Mit dem Eindringen des römischen Rechtes und der lateinischen Bildung verschwand mehr und mehr die Volkstümlichkeit des Rechtes . . .[2])", wobei „negativ" natürlich keine Wertung der Entwicklung bedeuten soll.

Die Folge dieser angedeuteten Entwicklung ist indessen eine immer mehr wachsende Kluft zwischen gebildeten und ungebildeten Ständen. Das gilt für die Rechtssprache ganz allgemein, die sich in eine „splendid isolation" zurückzieht. Von da an datieren die geläufigen Bilder, die man sich von der Rechtssprache mit mehr oder weniger großem Recht entworfen hat. „Häßliches, steifes Kanzleideutsch, nach schlechten, fremden Vorbildern geschaffen, und durch zahllose lateinische und französische Wörter noch mehr entstellt, gar nicht zu reden von den italienischen Handelsausdrücken — das war zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Sprache unserer Gesetze[3])." Vornehmlich dieses unmundartliche, gelehrte Element bildet die Rechtssprache,

---

[1]) Über Weistumsforschung. Vierteljahrsschr. für Soz. — und Wirtsch. gesch. XIII. (1916). S. 557.

[2]) Haape, die deutsche Gesetzessprache mit besonderer Berücksichtigung ihrer gesch. Entw. Zeitschr. f. d. dtsch. Sprachver. VIII. 1893.

[3]) Fickel, unsere Gesetzessprache. (1913). S. 15. —

die nun, wie die Sprache der Wissenschaft, als eine besondere Sprache in Gegensatz zur Gemeinsprache tritt[1]). Damit ist ihre Tendenz zur Unpopularität gegeben[2]). In unserer Epoche zeigt sich diese Unpopularität der Rechtssprache durch ein überreiches Eindringen von Fremdwörtern, und, wie der erste Blick belehrt, von Fremdwörtern, die der Rechtssprache sehr eigentümlich sind.

W. R. 417ff: reciproque, praegraviert, tranquillitaet, utriusque adjoustiret, justificiret.

Ö. RQ. I, 167, 173, 240, 327; L. W. 7f: cassatîon, correction, reguliren, intentirt, inclusiv, sub 10. October, in dato, renoviren, commitirt, documente, contrabant, publiciert, transferiert.

Lateinische Formeln, vor allem im Ausgang und im Eingang, finden sich[3]). Der Unverständlichkeit hilft man dann durch Beisetzen des deutschen Wortes:

beschädigt oder violirt (Grimm I, 490)
attrapieren und antreffen (W. RQ. 453)
creiren und setzen (L. W. S. 7)[4])
declarirt und außgesagt (ebenda).

Solcher Einschränkungen bedürfen von vornherein die Vorstellungen vom Weistum als dem „volkstümlichen, lebendigen, anschaulichen, an sinnlichen Zügen und Bildern[5])" reichen, wenn wir sie auf unsere Epoche übertragen wollen. „Es ist nicht alles, was in den Weistümern steht, Bauerngeist und Quelle für eine Darstellung der Volkspsyche . . .[6])", wenn man nicht gerade die Rezeption des Fremden als eine solche Quelle nehmen will.

---

[1]) ebd. S. 4.

[2]) Günther, Recht und Sprache. S. 5.

[3]) Vgl. R. W. I, 297.

[4]) Liselotte 88, S. 264: „auss amour und liebe." — Vgl. Behaghel S. 75. — Strigl, ZfdW. VIII, S. 210.

[5]) Haape, Zeitschr. f. d. Sprachv. VIII. (1893). S. 51.

[6]) Johannes Kühn, zur Kritik der Weistümer. Festschrift für Seeliger. (1920). S. 49.

Schränkt schon diese Neigung zur Isolierung vom täglichen Gebrauch die Mundart wesentlich ein, so muß das in noch höherem Maße der Fall sein, wenn wir die Eigentümlichkeiten der Weistumsentstehung und seiner Überlieferung in Betracht ziehen. Wir denken an die Tatsache, daß das Gewohnheitsrecht Stoff des Weistums ist, und an seine Absicht, eine dauernde Rechtsregelung herbeizuführen. Das führt zu einer ganz bestimmten Eigenart auch der ältesten uns zur Verfügung stehenden Quelle. „Diese Aussprüche der dem Bauernstande angehörigen Gerichtsschöffen über das bei ihnen geltende Recht . . . reichen in manchen ihrer Bestimmungen in eine weit ältere Zeit hinauf, als die, in der sie zum erstenmal schriftlich niedergelegt worden sind[1])." Diese Rechtsüberlieferung ist starr und unveränderlich, jedenfalls wehrt sie sich mit allen Händen gegen die Veränderung, ihrem innersten Wesen nach. Dann wird „altes Recht vorgetragen" und fortgeschleppt, welches zur Zeit seiner Aufzeichnung längst keine Geltung mehr hat[2]). Der Rechtsüberlieferung wohnt so ein gewaltiger Zwang zur Erhaltung des Überkommenen bei, sei es auch, daß dieses Überkommene in erstarrter und unverstandener Form fortgepflanzt wird[3]). Dann erscheint in Eichen in der Wetterau im Jahre 1740 beim Vorlesen des Weistums die Formel vom

„Weisen uf die bockshaut"

unverständlich und erregt Gelächter[4]).

---

[1]) W. Fabricius, Weistümer aus dem Nahegau. Arch. f. Hess. Gesch. N. F. 3, S. 125.

[2]) Victor Hasenöhrl, Beitr. zur Gesch. der Rechtsbildung. Arch. f. öst. Gesch. 93. (1905). S. 346.

[3]) Fabricius S. 125. „Mit der ganzen Zähigkeit, mit welcher der deutsche Bauer an dem Althergebrachten festhält, mögen diese Formeln sich von einer Generation auf die andere fortgepflanzt haben." — Vgl. Fehr S. 558.

[4]) Grimm V. S. 256.

Natürlich gilt Ähnliches von der Weistumssprache. Daß manches dialektische Wort im Laufe einer solchen langen Überlieferung immer wieder aufgenommen und mitgeschleppt wird, ist nicht verwunderlich. Wir erkennen solche Mitschleppungen vor allem an Flurbezeichnungen und Namensformen:

„von unser leven fruen stücken an . . .[1]"

Jakob Grimm charakterisiert diese Eigenart der Weistumsüberlieferung so[2]): „Die Weistümer können durch lange fortpflanzung entstellt sein . . . es ist geradezu unmöglich, daß die poetischen formeln und gebräuche . . . in den jahrhunderten ihrer aufzeichnung entsprungen sein sollten . . . Die ältesten . . . reichen ins 13. jahrhundert, die meisten . . . sind aus den beiden folgenden[3]), wie wohl auch noch das 16. und 17., ja das 18. jahrhundert einige von bedeutung geliefert hat." Damit kommt die Frage der Altersbestimmung zur Debatte, die für jede Äußerung über die Weistumssprache so wichtig ist. „Daß es nicht möglich ist, für jedes Weisthum eine präzise Altersbestimmung zu geben, bedarf wohl keiner besonderen Erklärung. Das Jahr der Aufzeichnung ist für das wahre Alter des Weistums ebensowenig maßgebend wie das Datum einer späteren Abschrift[4])." „Ein anderer kann den Inhalt der Verfassungs- und Rechtsbestimmungen geschaffen, ein anderer die spezielle Anwendung, das Bild, die sprachliche Form geliefert haben[5])."

Die Kette der Überlieferung fügt Glied an Glied. Jede Generation trägt das ihrige herbei. Man hat davon gesprochen, daß beim Weistum einzelne Schichten, wie die

---

[1]) Grimm III. S. 283.

[2]) Rechtsaltertümer. Vorr. — Vgl. L. W. Vorrede.

[3]) Ebenso Kühn S. 34. Festschrift für Seeliger.

[4]) Ö. W. III, II. S. VII. (1877).

[5]) Kühn. S. 32.

Jahresringe eines Baumes, zu unterscheiden seien[1]). Ist das von dem rechtlichen Inhalt gesagt worden, mit welcher Berechtigung gilt das nicht auch von der sprachlichen Form! Das weist uns aber darauf, daß die Hauptquelle der Besonderheiten des Weistums nicht die Mundart des jüngsten Aufzeichners sein kann, — denn die selbständig in unserer Epoche noch entstehende Dorfordnung, die als „typisch" für die Zeit ihres Entstehens und ihrer Aufzeichnung gelten könnte, ist selten[2]) —, sondern eben die Gewalt auch der sprachlichen Tradition. Das ist aber Schriftsprache im wahren Sinne des Wortes, sozusagen in einer rechtssprachlichen Redaktion, jedenfalls ist es nichts Mundartliches. Dann fügen sich die Weistümer, deren Aufzeichnung in unserer Epoche ja auch vielfach von schreibgeübten Juristen[3]) und Kanzlisten vorgenommen wird, in die Reihe rechtssprachlicher Überlieferungen. „Im allgemeinen gilt, daß die Druck- bzw. die Literatursprache den lokalen Charakter zugunsten des Nhd. früher abgestreift hat als die konservativere Kanzleisprache[4])." Damit ist dem Dialekt im Weistum sein Platz gewiesen. Was von dem Rechtsinhalt gilt, gilt auch hier wiederum von der sprachlichen Form: „Auf dem Gebiete der bäuerlichen Rechtsquellen herrscht der größte Partikularismus, die einzelnen Quellen beziehen sich auf kleine und kleinste Kreise. Die meisten galten entweder nur für einzelne Dörfer oder Gemeinden oder Gegenden oder für einzelne Grundherrschaften[5])." Wollten wir entscheiden, wieweit dabei die

[1]) ebenda S. 30.

[2]) So Künssberg S. 63.

[3]) „Dass gegenwärtige von mir aus niderteutschen alten Spraach in diese jetzige landtspraach transferiert buschordtnung .. gleichtlautend sein, attestiere ich Joan. Christ. Schmidt, notarius. Gülich, 5. August 1704." R. W. (1914). S. 237.

[4]) Hildebrand S. XI.

[5]) Hasenöhrl, Arch. f. ö. Gesch. (1905). S. 341.

Mundart im Dialekt sich äußert und wieweit nicht etwa eine geschriebene, sprachliche Überlieferung, sondern eine tägliche, wirklich gesprochene Übung wirkt, so müßten wir nicht allein über die Geschichte der einzelnen Quellen, über ihre früheren Stadien und Formen genau informiert sein, sondern auch über die Art der Aufzeichner, vor allem des Aufzeichners der von uns geprüften jungen Version. Wir müßten in jedem einzelnen Falle zuerst entscheiden, ob die Aufzeichnung kanzleimäßig oder durch Laienhand stattgefunden hat, um so zu erkennen, wie groß die innere Überlegenheit der mundartlichen Überlieferung über die schriftliche Tradition überhaupt angenommen werden darf.

Denn zweierlei Art sind die Quellen, aus denen das Dialektische in das Weistum hineindringt: einmal ist es die sehr zähe Festklammerung auch an der traditionellen äußeren Form[1]), in unserer Terminologie gewissermaßen das Medium der Schriftsprache, zum andern ist es die selbstverständliche Wirkung der täglichen Sprachgewohnheit des jeweiligen Schreibers, in unserer Terminologie das Medium der Mundart. Eine Rolle spielt also die Mundart auch im Weistum, wenn sich auch nicht ohne weiteres sagen läßt, wie groß ihr Bereich ist. Wir dürfen aber auch jetzt schon annehmen, daß das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache bezüglich des Lautstandes ein anderes sein muß als bezüglich des Ausdrucksschatzes. Die Erhaltung der wörtlichen Übereinstimmung der Überlieferung ist doch durchweg vorhanden. Die Anpassung der Schreibung, sei es an eine neue, veränderte Schreibgewohnheit, oder sei es vielleicht auch an einen veränderten, neuen Lautstand, läßt sich daneben erkennen. Wir wollen das

[1]) Vgl. Eberhard Freiherr von Künssberg, Rechtssprachgeographie. Sitzungsber. der Heidelb. Akademie der Wissenschaften, Phil. Hist. Kl. Band XVII. (1926/27). S. 20.

nicht ohne weiteres als eine größere Zugänglichkeit der Schreibung für die Aussprache bezeichnen, sondern vielmehr als eine größere Wandlungsfähigkeit der orthographischen Form. Wenn wir dann in einer solchen modernisierten Schreibung von dem zweifellos angestrebten schriftsprachlichen Stand einer neuen Gemeinsprache abweichende Formen antreffen, so wird sich auch dann noch nicht sagen lassen, ob dies Überreste einer älteren schriftsprachlichen Tradition sind oder Merkmale einer tatsächlichen mundartlichen Übung des Schreibers. Nur diese Bedeutung der bloßen Fragestellung: „wirkliche Mundart oder doch schriftliche Tradition?" haben die einzelnen Belege, die wir an manchen Stellen aus den Weistümern beigefügt haben.

Wir verdeutlichen uns zuletzt diese Eigenart der Überlieferungsform des Weistums durch die Gegenüberstellung von Stücken eines Weistums aus dem 16. Jahrhundert mit solchen aus dem ausgehenden 17. Jahrhundert. Es handelt sich um die Albisrieder Öffnung vom 20. Mai 1691[1]), neben der die Fassung von 1561 steht „uss den alten und ernüwerten ordnungen" bereits damals „zusammgezogen"[2]).

1561:

129. Zů wüssen sye jedermengklichen, dass das dorff zů Rieden am Albiss und alles, was daselbst innert den ätteren und marchen ligt, als feer ihr holtz und väld gat, mit hochen und nideren gerichten der kilchen der heiligen martyren Sant Felix und Sant Regula Zurich von uralten zyten har und mit namen ouch vor der zyt des groszen keysers Caroli, nun mehr ob den achthundert jahren eigenthumlich zůgehört hat mit lüt und gůt sambt allen zůgehörden stucken.

[1]) Schw. RQ. I, 1, 1. S. 159ff.

[2]) Ebenda S. 129ff.

132. Er soll auch nach altem bruch der stifft und allen ihren güteren im herbst mit nothwendiger und gnůgsamer fůr gespannen stahn und wol versechen syn, ihnen ihre zehnden und andere wyn, so man ihn darzů bruchen will, nach ihrem gefallen und ohne sumnusz in den schenckhoff oder wo er sonst hinzeführen bescheyden wirt, nach altem lohn und bruch fertigen, denselben allda, so man wil, uszmëszen und zum besten darzů sorg haben.

134. Er soll schweren myner herren der stifft zur probsti, auch der gemeindslüten zů Rieden nutz und ehre ze fürderen und ihren schaden nach synem besten vermögen zů wenden,

dasz er auch desz meyerhoffs behuszung, schur, hölz, hoffwiszen und güter mit aller zůgehörde in guten ehren und büwen haben, halten und laszen.

Er soll auch mit den vier geschwornen sambt dem weybel ein sonders uffsëchen han, das desz stiffts und desz dorffs hölzer, välder und zehenden wol vergoumbt werdint, damit ein jeder bi dem synen verblyben möge, alles thrüwlich und ohne geferdt.

139. So dänne hörend järlichen der gstifft acht fůder zinszholtz, namlich zwey einem probst, viere den vier vordristen herren der stifft, jedem eins, und zwey der stifft cammerer und keller.

140. So jemands zů Rieden buwens bedarff, es sye ein behuszung, ein schür, spicher oder schwynstall, der sol dasselbig den vieren anzeigen mit sambt dem undervogt; die söllend dann besëchen den schaden, so jemands das syn beszeren welte oder die gelëgenheit der hoffstatt, so jemandts nüws buwen müesste, und sich bi geschwornen eyden darüber erkennen, was die notturfft erhoüsche.

141. Dasz keiner zů Rieden kein huszlüt in synem husz haben, behuszen noch behoffen sölle, sonder wer zů Rieden wohnen und huszhablich syn wölle, der sölle syn eigne huszroücki haben.

Darbi laszend es myn herren von der stifft verblyben, mit diser erlütherung:

142. Ob aber jemands läre hüszer hette und daryn huszlüt sazte und hiemit holtz zů dem husz überkommen wolte, da sölle man usz dem berg den huszlüten kein holtz geben, sonder, so jemands huszlüt haben welle, der sölle ihnen selber holtz geben, usz dem theyl, der ihm wirt zů einem husz, das er bewohnet, und nit zů dem husz, darinn er nit wohnet, dann man ihm zů demselbigen nüzit schuldig syn sölle."

Daneben stellt sich die „Transkribierung" von 1691. Der lautliche Stand, soweit er aus der Schreibung geschlossen werden kann, ist in viel höherem Ausmaße von der tatsächlichen Übung des gesprochenen Dialekts entfernt, so daß wir ein neues Zeugnis für die Erweiterung der Kluft zwischen Mundart und Schriftsprache damit anführen können, gegeben durch die wachsende Anlehnung der schriftdialektischen Formen an Formen der Gemeinsprache.

159. Zu wüszen seye jedermängklichen, dasz das dorff zu Rieden am Albis und alles, was daselbst innert den ätren und marchen ligt, als fehr ihr holtz und wald gat, mit hochen und nidren grichten der kirchen der heiligen martyren Sant Felix und S. Regula Zürich von uralten zeiten har und mit nammen auch vor der zeit des groszen keiszers Caroli, nunmehr ob den achthundert jahren eigenthümlich zugehört hat mit lüt und guet sambt allen zugehörenden stucken.

161. Er soll auch nach altem brauch der stifft und allen güeteren im herbst mit nothwendiger und gnugsamer fuehr gespannen stahn und wohl versechen sein, ihnen ihre zehenden und andere wyn, so man ihne dazu brauchen will, nach ihrem gefallen und ohne saumnuß in den schenckhoff oder wo er sonst hinzu füehren bescheiden wird, nach altem lohn und brauch fertigen, denselben alda, so man will, ausmeßen und zum besten darzu sorg haben.

162. Er soll schweren meiner herren der stifft zur probstey, auch der gemeinsleuten zu Rieden nutz und ehre zu befürdren und ihren schaden nach seinem besten vermögen zu wenden,

daß er auch des meyerhoffs behaußung, scheuer, holtz, hoff, wißen und güeter mit aller zugehördt in gueten ehren und baüwen haben, halten und laßen.

166. So dann hörend jährlichen der stifft zechen fueder zinßholtz, namlichen viere einem probst, viere den vier vordersten herren der stifft, iedem eins, und zwey der stifft cammerer und keller.

167. So jemands zu Rieden bauwens bedarff, es seye eine behaußung, scheur, spycher oder schwynstahl, der soll dasselbig den vieren anzeigen mit sambt dem undervogt; die sollend dann besechen den schaden, so jemands das sein beßeren wolte oder die gelägenheit der hoffstatt, so jemands neuws bauwen müeßte, und sich by geschwornen Eiden darüber erkennen, was die nothdurfft erheische.

168. daß keiner zu Rieden keine haußleut in seinem hauß haben, behaußen nach behoffen sölle, sonder wer zu Rieden wohnen und haußheblich sein wolte, der solle sein eigne haußreücki haben.

Darby lassend es meine herren von der stifft verbleiben mit diser erleütherung:

169. Ob aber jemands lähre haüßer hete und darin haußleüth setzte und hiemit holtz zu dem hauß überkommen wolte, da solle man aus dem berg den haußleuten kein holtz gäben, sonderen, so jemands haußleut haben wolte, der soll ihnen selbs holtz gäben aus dem theil der ihm wird zu einem hauß, das er bewohnet und nit zu dem hauß, darin er nit wohnet, dann man ihm zu demselbigen nützit schuldig sein solle."

c) Brief.

Unsere letzte Quelle aber war der Brief. Prüfen wir ihn, ganz ohne dessen zu gedenken, was wir in vorigen Abschnitten bereits über ihn gesagt haben, auf seine Bedingungen, so sehen wir sofort, daß er von allen unseren Quellen die am weitesten von der schriftsprachlichen Tradition abstehende ist. Denn weder ist der Brief als solcher an eine Überlieferung geknüpft, noch hat er in sich die Absicht zur Dauer. Vielmehr stellt er nichts dar als die augenblickliche Äußerung einer bestimmten Persönlichkeit, wobei irgendwelche stilistische, künstlerische Absichten in der Regel nicht angenommen werden dürfen.

Ähnlich sprechen sich die Briefsteller unserer Epoche aus: „Denn weil ein Brief gleichsam die Rede an einen Abwesenden ist: so muß der Stilus so beschaffen seyn, daß er der guten und gewöhnlichen Manier im Reden gleichkommt[1])." Allerdings wird hinzugesetzt: „ . . . nur daß er in etwas geschickter sey." Von diesem Ideal des Urbriefes müssen wir allerdings den Zustand der Epoche abstrahieren: „Die Anschauung, daß der Kanzleistil die beste Schreibart sei, hat zur Folge, daß auch in den gewöhnlichen Briefen nicht die wirklich lebendige Sprache herrscht, sondern eine künstliche, traditionelle Schriftsprache, daß es den meisten Briefschreibern . . . sobald

[1]) Menantes, Briefe (1717). S. 4.

sie die Feder in die Hand nehmen, unmöglich ist, natürlich zu reden . . . Man darf also den Einfluß der Kanzlei nicht so verstehen, als ob alle Briefe in jenen ungeheuren Perioden abgefaßt seien . . . Wesentlich ist vielmehr die Kluft zwischen der natürlichen und der geschriebenen Sprache, eine Kluft, die einzig und allein der überall anerkannten Autorität des Kanzleistils zur Last fällt[1])." Somit bemächtigt sich auch des Briefes, den wir eben als seinem Wesen nach besonders zur Mundart befähigt erkannt hatten, ein starres, traditionelles Element. Davon schließt sich auch der Liebesbrief und gerade er nicht aus. Er ist affektiert und mit fremden Redensarten gespickt, und solche gesuchten, affektierten, aus Romanen zusammengestohlenen Liebesbriefe wurden erst recht Mode im Zeitalter der Galanterie[2]). Wir werden also, wenn wir nach der Mundart im Verhältnis zur Briefsprache fragen, ohne weiteres diese zeitgemäßen Briefe auszuscheiden haben. Wir tun das, indem wir sie geradezu als „literarische" Briefe bezeichnen, da, wenn nicht literarische Ambitionen sie zustande brachten, so doch literarische Vorbilder sie formten und bedingten. Dieser Brief, den wir alamodisch nennen[3]), ist wie manche Äußerung der Literatur ein Beleg für den Zug der Zeit zum Exquisiten und für ihren Zwang zur hohen Vornehmheit. Diese allgemeine Neigung lehnt alles Besondere, und damit alles Mundartliche, ab. Es ist eine Neigung zur Vornehmheit, die auf Eigentümlichkeit verzichtet.

Hier rühren wir wieder an eine Stelle des Verhältnisses zum Fremdwort. Es müßte noch viel davon gesprochen werden, wo das Fremdwort als Bestandteil der wirklichen Mundart angesehen werden darf, wo dieses mundartliche

[1]) Steinhausen II, S. 45.

[2]) II, S. 192.

[3]) Vgl. J. H. Schulte, R. L. I, S. 71.

Fremdwort die Schriftsprache flieht, und wo umgekehrt das Fremdwort Produkt einer gelehrten schriftsprachlichen Einwirkung ist. Für die Zeit zwischen Leibniz und Gottsched ist das Fremde vielfach ein Zeichen jenes Dranges zum Vornehmen und zum Gespreizten. Das gilt nicht zuletzt für den Brief. „Um 1700 war eine vollständig deutsch-französische Briefsprache in Deutschland allgemein üblich. Rein deutsche Briefe gab es damals überhaupt nicht mehr . . . Bis gegen 1730 gilt als Normalsprache in Briefen ein deutsch-französisches Gemisch"[1]). Das gilt auch für die Briefe Liselottes. Es ist seit langem bekannt, aber es verdient immer wieder hervorgehoben zu werden. Auch sie schreibt „jenes oft getadelte Deutsch-Französisch"[2]). Selbst Friedrich Wilhelm I., der keinen Aufenthalt in rein französischer Umgebung hat, schreibt so. Unser früher angeführtes Beispiel aus seinen Briefen deutet schon an, welche Fülle von Fremdwörtern in seinen Aufzeichnungen ist. Dem liegt natürlich oft eine tatsächliche Entsprechung der gesprochenen Sprache zugrunde. Darauf weist nicht zuletzt die Tendenz zur phonetischen Schreibung auch des Fremdwortes, die sich feststellen läßt[3]):

waquandt (= vaquant)
Wiert vom *grammeltre* offent(lich)
Congunieret in *Presents* (Briefe I S. 75)
der *Gran Meltre* (S. 76)
artillgerie (82) *promossion* (83)
attacke (97)

---

[1]) Steinhausen, S. 19ff. — Vgl. Hildebrand, X.

[2]) Steinhausen, II. S. 102. — G. Mentz, Friedrich der Große und die deutsche Sprache. ZfdW. I, S. 225. „Auch für Friedrichs eigene Orthographie mag, wie für seine französische, oft die Aussprache maßgebend gewesen sein, doch wird diese Hauptregel durch das Bestreben, richtig zu schreiben, oft gestört." — Vgl. Schröder, GRM. IX. 19ff.

[3]) Briefe I. S 555. —

Wir werden aber auch bei Friedrich Wilhelm direkte oder indirekte Wirkung der französischen Schreibtradition anzunehmen haben, wenn er schreibt „desso" (= Dessau).

Ein Beispiel für das Eindringen der französischen schriftsprachlichen Höflichkeitsformen gibt dann Liselotte. Sie schreibt im Jahre 1720 an die Königin von Schweden mit der Anrede „Madame" und der Schlußformel: „E. M. La très affectionée soeur tante et Servante." bzw. „La très affectionée soeur cousine et servante." Den Grund dafür gibt sie auch an: „E. M. werden vielleicht verwundert sein, daß ich dießes schreiben auff frantzosch ahnfange undt ende allein ich habe keinen teutschen protocol. Ich schreiben eben so ahn die Königin von Spanien[1])."

All das muß bedacht werden, wenn wir von jenem bekannten natürlichen Element in den Briefen der Liselotte sprechen wollen. Steinhausen zählt Liselotte zu den „Anhängern der alten Einfalt" und zeigt, daß sich „die große Mehrheit der weiblichen . . . und ein sehr geringer Teil der männlichen Briefschreiber"[2]) zu dieser Art bekennt. Liselotte, weil sie eine Frau ist, — wobei auf die zeitgenössischen Zustände der Frauenbildung zu verweisen wäre[3]), — und weil sie zudem zu den Pfälzern gehört, deren Fürstenhaus in seinen Briefen geradezu eine „Tradition volkstümlicher Originalität" eröffnet hat[4]), ist sozusagen prädestiniert zu den Briefen, die sie schreibt. Vom „Bürger bis zum Fürsten" gehen die Schreiber solcher Briefe, wenn sich auch „natürlich keine Hof- und Kanzleileute" unter ihnen befinden[5]). So steht auch

[1]) Briefe der Herzogin Elisabeth Charlotte von Orléans nach Modena, Stockholm und Turin. Mitget. v. Hans F. Helmolt. Hist. Vierteljahrsschrift XI. (1908). S. 330.
[2]) Steinhausen II, S. 83.
[3]) ebenda II, S. 92.
[4]) ebenda, S. 101f.
[5]) II, S. 83.

Liselotte in der Kette einer Tradition. Natürlich ist es keine Tradition bewußter Art, die ihr ein Vorbild aufstellte, nach dem sie sich richtet. Wenn von Tradition in diesen Briefen gesprochen wird, so müssen wir das interpretieren als den Eindruck, der sich dem geschichtlichen Beschauer bietet. Empfunden wird diese Tradition von ihren Angehörigen kaum. Auch von Liselotte nicht. Aber, fügt sich Liselotte nicht bewußt in die Kette der Überlieferung, so schreibt sie dennoch zweifellos „bewußt natürlich“[1]). Diese Tatsache ist auch bekannt. Zahllose Äußerungen in ihren Briefen lassen uns wissen, daß sie ganz genau ihren brieflichen Stil bedacht hat. Sie ist ganz genau unterrichtet über das ihm Eigentümliche, pflegt dieses, ist stolz darauf und empfindet geradezu ein Vergnügen, darüber Bemerkungen in ihre Briefe einzuflechten.

Wir führen alle diese bekannten Tatsachen an, um zu der einen Frage zu gelangen, die uns die Briefe gerade Liselottes vorlegen. Wenn sie bewußt natürlich sind, bewußt die „natürliche“, gesprochene Sprache wiedergeben, bewußt also zur Mundart hin tendieren, mit welchem Recht dürfen wir dann diese Briefe überhaupt noch als schriftsprachliche Zeugnisse werten? Inwiefern sind sie nicht vielmehr bereits Aufzeichnungen, die uns als Quellen der Mundart dienen können? Bei Friedrich Wilhelm stehen die Dinge ja hierin anders, denn wir haben keine Zeugnisse dafür, daß er bewußt „natürlich“ geschrieben hat.

Wir werden, wenn wir Antwort auf diese Fragen geben wollen, wiederum zu scheiden haben zwischen den Teilen des Sprachkörpers, die wir bisher betrachtet haben und denen, die noch nicht betrachtet sind. Das ist noch einmal eine Begründung der Grenzziehung, die wir in unserer Untersuchung vorgenommen haben. Für den ganzen Schatz der Ausdrucksformen gilt nämlich zweifellos, daß

[1]) II, S. 109.

Liselotte in der gesprochenen Sprache, in der Mundart und in ihrer Wiedergabe das Ideal sah. Insofern sind ihre Briefe Mundart, aber nur insofern, denn was die Schreibung anbelangt, so hält sie sich natürlich nach Maßgabe ihrer Mittel an die hochdeutsche Tradition.

„Tolle Hummel", zählt Steinhausen[1]) auf, „ist ein Lieblingsausdruck von ihr; die Frau von Rathsamshausen nennt sie einmal „faulle hex", den Herzog von Württemberg „ein doll hünckel". Ihre Tochter hat sie „braff ausgefiltzt"; mit dem kranken Herrn Max, fürchtet sie, wird es „hapern"; „halb krank lachen", „kein haar danach fragen", „sauffen" sind ähnliche Ausdrücke. „Ihr thut woll", schreibt sie, „euch nicht in diese brühe zu finden". „Ich schreib euch jetzt, ob ich zwar heutte schon so gritlich bin, wie eine wantlauß." „Auch thue ich mein bestes, kein schlafkap zu werden, welche frase mich hatt lachen machen." An Luthers „der kennt mich fast wohl und ich kenne ihn nicht übl" erinnert: „Den Schelm ist all heßlich undt die Gret nicht schön."

Wir fügen hier einige Stellen aus Briefen der Kaiserin Maria Theresia[2]) ein. Wir brauchen gar nicht zu entscheiden, ob diese Briefe bewußt oder unbewußt natürlich sind. Ihre Natürlichkeit wird bewiesen durch die ganze Struktur des Satzes:

336. „Gottlob! Maximilian ist etwas besser! Den Großherzog erwarte ich Montag.

335. Ich bedaure, er ist aber ein glücklicher Engel.

179. Wenn er will, kann er meinen Zettel Beiden schicken. Morgen will ich es ausgemacht wissen.

177. Die zwanzigtausend Gulden für den Oed sind dem Kammerzahlmeister zu zahlen. Von der . . . Fiscalität ist ohne mein Vorwissen nichts zu bezahlen;

[1]) II, S. 106.
[2]) IV. Wien. (1889).

ich reserviere mir selbe. Es sollen schon vierundzwanzigtausend Gulden eingegangen sein; es ist also a parte zu halten. Man meldet, der neue Kammerpräsident solle Fiscalitäten, die zwar schon renolvieret waren, zahlen lassen! Das hoffe ich nicht; ich will also eine ordentliche Auskunft haben und hierüber ernstlich befehlen, daß in Gelderanschaffung nicht ein Kreuzer soll passirt werden, nicht hundert Gulden ohne meine Unterschrift, da sonst der Cassier, oder der das Geld gibt, mit seinem Kopfe dafür haften wird."

Natürlich müssen wir den zeitlichen Abstand zwischen beiden Schreiberinnen bedenken.

Wir kehren zu Liselotte zurück. Die Scheidung zwischen Ausdrucksschatz und Schreibform muß in aller Schärfe gezogen werden. Ist die Mundart, das ist das Gesprochene, Richtschnur und Maßstab für jenen und können wir von den Briefen der Liselotte sagen, daß ihr Ausdruck gewollt mundartlich ist, also, wenigstens der Tendenz nach, geschriebene Mundart darstellt, so ist auf der anderen Seite ebenso sicher, daß die Wiedergabe des Lautstandes, der Aussprache auf eine bestimmte schriftsprachliche Tradition hinzielt, die hier erreicht wird, dort weit gefehlt ist, und die in all den Fällen, in denen der Schreiberin das Bild dieser Tradition verdunkelt und undeutlich ist, sich ersetzt sieht durch die Schreibregel: Schreibe, wie du sprichst. Traditionelle Schreibung und phonetische Schreibung rühren da eng aneinander. Jene ist das Ziel. Das liegt schon im Interesse des Verstandenwerdens. Das ist so gewiß, daß das Gegenteil erst der Behauptung und des Beweises bedürfte. Denn, wenn Liselotte schreibt, so bedient sie sich eben einer ganz bestimmten Methode zu schreiben. Wie sie zu schreiben hat, das steht fest. Was sie schreiben wird, das allein ist an ihre Persönlichkeit gebunden. Und nichts als die unvollkommene Beherrschung der Schreib-

methode läßt die Mundart in die Schriftsprache in lautlich-orthographischer Hinsicht eindringen. Das gilt hier so gut, wie wir es früher für andere Quellen festgestellt hatten.

Davon sind die Briefstellen auszunehmen, die bewußt das gesprochene Wort geben wollen. Wir betrachten diese Stellen hier, um ein etwas abgerundetes Bild von dem zeitgenössischen Brief bieten zu können. In erster Linie kommen da wörtlich angeführte Stellen in Frage.

Der Hamburger Bürgermeister Schulte berichtet seinem Sohn aus einem Gespräch:

„. . . schloß endtlich mit diesen wordten und sagte, Herr, idt isz alleß Gott Loff woll, ging darauff nach der Börse . . .“ (S. 1).

„. . . und sagte dabei, wen man von de Fründe allemahl so bedenet würde, so würde man noch wedderumb mehr Lust tho der Handlung bekamen.“ (S. 38).

Umfangreicher ist in den Briefen der Kurfürstin Sophie von Hannover ein wörtlich angeführtes Gespräch des Zaren Peter I.[1]):

„Gy höret nun tohope, Gott la ju in frede, thosamen wohnen.“

„Gott loff, nun hebbe wy luft.“

„Dat is my lief, dat de noch lebet, et is ene kloke froue un er angedenken my sehr angenehme.“

„. . . un sine nüe fründe tho Hannover un Wolfenbuttel tho besaken.“

„Nu schlapet wel, Gott sei mit euch.“

„Behöde Gott, isse en Christ en brafman is he wel, aver he wil mit den kop dör de müre lopen, dat geit nich an.“

[1]) Brief des Herzogs Anton Ulrich vom 30. Okt. 1711. Publik. aus pr. Staatsarchiven 37. S. 328.

Oder an anderer Stelle[1]) führt Sophie die Antwort einer „lantfraw" an auf die Frage, ob sie auch „Lumber" spielen könne:

„Nein, wey bleiben by unsen Snipschnapschnur." Damit sind wir bereits bei den formelhaften Aussprüchen und immer wiederkehrenden erstarrten Redensarten angelangt. Anzuführen ist da in erster Linie das „met verlöff"[2]) bei Liselotte, das überall da auftritt, wo etwas Derbes bevorsteht. Wir fügen hinzu Reuters „Tebelhohlmer" und bei Christian Weise: „Ich hätte mei siele nicht zu einem Manne getocht[3])."

Diese Erscheinung steht in auffallender Parallele zu der Gestaltung der fremdsprachlich geschriebenen Briefe. Wir erkennen das wieder sehr deutlich auch an den Briefen der Kurfürstin Sophie, wenn sie auch zum Teil noch durchaus in das 17. Jahrhundert hineingehören. Alles, was irgendwie feststeht, alles Formelhafte und alles Zitierte erscheint in den französischen Briefen deutsch:

„ . . . car die Schrift sagt: . . .[4])":

Es handelt sich dabei[5]) um Bibelworte[6]) also, um Zitate andrer Art[7]), Gesangbuchverse[8]), schließlich noch um einige wenige seltenen Ausdrücke[9]) und einzelne Redensarten[10]). Und es ist interessant, daß wir ähnliche Beobach-

[1]) S. 123.

[2]) 88, 172, 179.

[3]) H. N. Erznarren. (1878). S. 197.

[4]) Publikat. 26, S. 11.

[5]) Ähnliches in den plattdeutschen Predigten Jobst Sackmanns (Celle 1860) bezüglich des Auftretens des Hochdeutschen. — Vgl. Krüger, Gesch. d. nd. oder plattdt. Lit. S. 61.

[6]) Publ. 26, S. 9, 11.

[7]) ebenda S. 11.

[8]) ebenda S. 63.

[9]) ebenda S. 23.

[10]) ebenda, S. 23. — Vgl. auch die franz. Briefe des Herzogs Ernst August zu Braunschweig-Lüneburg. 1703—1726. hrsg. von Erich Graf Kielmansegg. 1902.

tungen an dem Tagebuch[1]) des Grafen Harrach aus Madrid vom Jahre 1699 feststellen können. Es ist deutsch abgefaßt. Direkte Reden, etwa des spanischen Königs (185f.)[2]), werden spanisch gegeben, mundartlich dürfen wir sagen, so wie sie wirklich gesprochen worden sind, wenn wir dabei von der selbstverständlich wirkenden spanischen schriftsprachlichen Tradition absehen wollen. Dazu kommen eine ganze Reihe spanischer Wörter, von denen sich nicht einmal sagen läßt, daß sie spezielle Fachbezeichnungen darstellten:

180. „*Der Koenig stunde in der pieca obscura . . . die eigenhändigen credentiales . . .*“ *papel* (191) *monarquia* (201)
Conde Aquilar padre (199)
despacho universel (199).
Unter die franz. sclavitud (192).
Ueber das govierno (193).

Hier ist also wiederum die Frage angeschnitten, wie weit das Fremdwort mundartlich sein kann. Was für den Wortschatz Liselottes sicherlich gilt, gilt auch für das Tagebuch des Grafen Harrach: Wenn wir nicht annehmen wollen, daß eine gewisse Eitelkeit, das Fremde einzumischen, ihn getrieben hat, so haben wir in diesen spanischen Ausdrücken Nachwirkungen der Tatsache zu sehen, daß seine „Mundart“ zur Zeit der Abfassung vornehmlich oder sogar ausschließlich spanisch bedingt gewesen ist.

---

[1]) Wir stellen dabei das Tagebuch in eine Linie mit dem Brief. Nicht immer aber ist der Charakter eines Tagebuchs so klar erkennbar wie bei Uffenbach (Ztschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 32 S. 137f.), der erklärt, daß es das „blos zu meiner eigenen wenigen Nachricht aufgesetzte Diarium . . .“ sei und daß er „nicht verhoffe, daß ein anderer dieses gegenwärtige . . . zu Handen bekommen werde“. Immerhin ist doch auch die Tatsache, daß er ausdrücklich alle literarischen Absichten ablehnt, bemerkenswert.

[2]) Archiv für österr. Geschichte. 48. (1872.)

Dieses Fremdwort ist durchaus unschriftsprachlich. Es erscheint in der Schriftsprache, weil der Schreiber gewöhnt ist, es in seiner täglichen Sprache mündlich zu gebrauchen. Die Erscheinung in ihrer Ausdehnung wirft ein helles Licht auf die Rezipierungsfähigkeit der einzelnen Persönlichkeiten für solche (mundartlichen) Ausdrücke, die allerdings das Prä des Fremden für sich haben, und von denen im einzelnen zu entscheiden wäre, was sie so anziehend für diese Menschen gemacht hat: mehr das Mundartliche oder mehr das Fremdländische.

Der Graf Harrach steht mit diesen Beispielen nicht allein. In weiterem Umfange bietet Haller in seinem Tagebuch der Reise durch Deutschland, Holland und England (1723—1727)[1]) ein aufschlußreiches Material, wenn es auch hier wahrscheinlich sein dürfte, daß eine gewisse Lust, etwas Fremdes einzuschieben, eine Rolle gespielt hat.

Wir führen da an:

27. Zur angesetzten Stunde trittet man in die Schuyte und läßt seine Sachen dreintragen.

36. Wie dann mittelmäßige Leute von gewissen Jahren meist ihre Güter ihren Kindern überlassen, und in einem derer so genannten Hofjes ruhig ihr Ende erwarten.

61. Es ist ein ziemlich schlechter Ort, hinter einem Dyck.

94. Der Markt ist ungemein groß und schön, wäre auch noch schöner, wenn man das Statthuys, das mitten drin steht, abräumte.

96. Auf der Schuyte war ein Franzose bey uns.

99. Einige Grachten, die Herren — Kayser — Prinzen — Graft, das äußerste der Amstel sind wunderschön.

---

[1]) Herausg. v. Ludw. Hirzel, Leipz. (1883).

102. Wolte bey Commelin gehn op de Keysersgraft 4 Schluyszen ondert Statthuys.

105. Leyden . . . hat 2 Stund Umkreiß und ist durchaus mit einem Gange von Bäumen umringt. (Cingel) . . . Die Regierung besteht aus Schöppen, 4 Burgermeistern und dem Schout, der alle peinliche Gerichte treibt.

116. . . . steigt man am besagten Eyland aus, geht auf einer eignen Schau nach dem Briel . . .

117. Ein Courir und noch ein Englishman machten die ganze Gesellschaft auß. Das Packboot hieß Blak-Eagle, Capt. Smidt.

117. Nur dies hat eine Sloup Vortheil, daß sie biß nach London selbst fährt.

119. Harwich ist eine mittelmäßige und sehr schlecht gebaute Town. Dann in Engeland ist keine gemauerte Statt, deßwegen auch kein Wort, das Dorf und Statt unterscheid, sondern eitel Town . . . Ich ließ die Waaren vom Costum-House holen und in meiner Gegenwart untersuchen.

119. . . . der post-boy . . . kriegt über 6 Pence nicht . . .

120. Das Wirtshauß ist groß und wie bei alle in dieser Reise sehr wohl gebaut und bedient. Wie dann auch nirgends so viel Inns gesehen als von hier nach London.

120. . . . wo ich mich zu Bette legte, aber ohne den Messenger erwachte, denn dieser war schon lange nach London abgereiset.

121. . . . die Sherifs und der Priester.

123. Ging drey Viertel Stund weit nach Grate-Church-Street, wegen meinem Kuffer, denn hier at the spread Eagle und wechselweis mit Kings-arm in Lindehorse-Street kommt die Colchester coach an.

125. Die Länge von London bis an den Tower kostet a half Crown. Sie sind nicht so unhöflich und unverschämt wie die Pariser Fiacres[1]).

125f. Sie sind Guineas, so 21 Sh., halb Guineas à 10½ Kronen von 5 Sh., half Crowns von 2½, Twelf Pence, Six Pence, wenige 3 Pence und küpferne half Penny und Farthing.

126. Ich ging nach Mylord Viscount of Townshend, Secretarius of Staat.

130. Man läßt den Degen am ersten Thore und wird einem hier ein Yeoman zugegeben.

132. Hiermit ging in eine Inn zu speisen." —

Hallers Tagebücher geben uns dann noch einen weiteren wichtigen Beitrag zur Beantwortung der Frage nach der Stellung des Fremdwortes in der Mundart. Zeigten die oben angeführten Beispiele, wie der Schreiber lokale Fachbezeichnungen und am Orte geläufige Ausdrücke einfügt, nicht in durchgängiger Konsequenz, aber doch in teilweise gelungenen Versuchen, so zeigt ein anderer Ausschnitt aus den Tagebüchern, wie bezüglich des Fremdwortes zwei Fassungen verschieden gestaltet sind.

Die letzte Redaktion der Aufzeichnungen von der Reise durch Deutschland und Holland stammt aus dem Jahre 1732[2]). Diese Redaktion, „die einzig zu dem besonderen Vergnügen" des Verfassers vorgenommen worden ist, ist immerhin so literarisch gestaltet, daß sie eine förmliche Vorrede hat[3]). Die Reise nach Norddeutschland vom Jahre 1726 ist zum Teil in dieser Neuredaktion mit enthalten, vollständig liegt sie uns aber in den Reisenotizen

[1]) Der Herausgeber erklärt S. 115: „Aus unmittelbar, auf der Reise selbst, gemachten Notizen gab Haller im Jahre 1728, als er über Paris nach Basel gereist war . . . die folgende Darstellung seiner Reise nach der englischen Hauptstadt."

[2]) Hirzel, S. 4.

[3]) Ebenda — auch S. 2.

selber vor. Einige Teile besitzen wir also in zwei Fassungen, einer älteren von 1726, einer Umarbeitung von 1732. Die Hauptveränderungen, die dabei vor sich gehen, beziehen sich bezeichnenderweise auf die Verwendung von Fremdwörtern. Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir daraus schließen, daß der Gebrauch der Fremdwörter dem Verfasser in der schnellen Niederschrift so geläufig und natürlich war, daß nachher bei der literarischen Abfassung ein gewisser schriftsprachlicher Purismus einsetzen mußte. Denn ob wir einen so starken rein stilistischen Wandel Hallers annehmen dürfen, der seine prinzipielle Stellung zum Fremdwort beeinflußt hätte, steht dahin.

1726. S. 60ff.

Utrecht ist ein schlecht befestigt, hoh gelegner Ort, kleiner als Leyden, auch nicht so sauber, hat aber schönere Promenades: die Maillebahn ist magnifique, mit 4 Reyen Bäumen und bey 200 Schritte lang. Die Bäume, die sie eigentlich formieren, machen einen Triumphbogen, den man vom Ende en perspective sieht. Sie wird auch sehr reinlich und nette unterhalten. Sonst ist der Tanzplatz schön genug. Die aedificia publica sind allerseits schlecht. Man kann dort galante Compagnien frequentieren und in Assembleen gehn. Alleine die Université steht unter der Statt und ist heutigstags sehr frequent, sonderlich in Medicis, weil nur Albinus, der Jüngere, ein commoder Mann da, sammt einem Sesnesier. Leusden . . . ist en qualité de Chanoine ein Glied des Hofes von Utrecht geworden. Man arbeit an einem horto medico. Platz genug, Planten wenig. In Jure ist Hr. Otto ziemlich berühmt, aber in Difficulteten mit dem lumine mundi Hrn. Lampe, einem gelehrten Manne, der aber das imperium ecclesiasticum zu weit zu extendieren beschuldigt wird. In curiosis ist da die Seidenmühle, die den 29 April hujus gesehn, da von einem Rade

fallenden Wassers 300 Spuhlen, auß einem Axe, deren axium etliche sind, sich umwelzen und von selbst auf und ab haspeln. Der gleiche Fall treibt auch die Fontänen im beyliegenden Garten, der eben nicht sonders magnifique und mit falschen Statuen ist, aber artige Perspektive und Grottenwerkes hat, darunter eine sehr niedlich ist.

60. Woerden, Gränzfestung von Holland, die ganz regulär befestigt, schöne Aussenwerke und Schluyssen hat, damit sie das Land inundieren kan . . . bey Alphen ist ein Palais mit Garten etc. Von gebackenem Stein, ganz massive achteckigt mit einem flachen Spaziertache auf römische Manier, doch aber ganz neu.

62. Nimmegen . . . ist . . . recht admirable befestigt und hat Aussenwerke, die manchmal eine Viertelstunde raußgehen, hingegen müssen 12 000 Mann und 120 Canons dazu seyn.

62. Cleve ist eben ziemlich groß auf 3 steilen Bergen gebaut, sonst ziemlich garstig von Häusern, dort residiert die Regierung von Cleve, Mark, Ravenstein. Die Situation ist vortrefflich, um und um mit Alleen, Gärten, . . . , Dörfern umringt. Passiert vor eine antiquité, weil Cäsar schon de arce Cliviensi gesprochen.

62f. Gingen zum Hrn. de Man, einem Pfarrer, der zugleich Director der Clevischen Landen ist, einem gereifften politen Manne . . . Wie wir den Berg herunterstiegen, trafen wir einen gelben lemigten Weg an, in diesem werden Diamanten gefunden, von sehr reinem Wasser und considerabler Größe, aber sehr mürbe.

1732. S. 55ff.

Utrecht ist höher gelegen als Holland, wie man dann durch Schleusen sich erhöhen muß, da in einem

verschlossenen Kasten solange Wasser gelasssen wird, biß das Schiff dem höheren Ufer gleich steigt . . . Die Stat selber ist kleiner, und schlechter als Leyden, ohne Befestigung, und ohne Zierrathen. Das Schönste ist die Mailbahn, die 1000 Schuh lang mit einer vierfachen Reyhe Bäume prächtig beschattet ist. Der Anfang dieses Spielplatzes wird von Bäumen gemacht, die eine Art eines Siegerbogens vorbilden, sie wird auch reinlich unterhalten. Die öffentlichen Gebäude sind meist ziemlich schlecht. Die hohe Schule hat hier niemals recht blühen wollen . . . Zudem ist seit dem Friedens-Schlusse alles hier etwas geselliger geworden, und kan ein Fremder Versammlungen von Frauenzimmer und Spielgesellschaften besuchen . . . Ich besahe den öffentlichen Garten, wo vieler Raum und wenig Kräuter sind . . . An Gelehrten war hier nicht so viel besonders. In unserer Wissenschaft war Semirier und Albinus der jüngere, ein Mann, der die Lustbarkeiten etwas zu hoch schäzte, dann Leusden war, als Chorherr bey dem Erztstift, ein Glied der Staaten geworden. In der Natur-Wissenschaft war hier der künstliche Muschenbrock, . . . , ein junger, aber gelehrter Mann, der damals eben nicht zu bequem in seinen Sachen stund . . . Im Rechten war Otto, der aber mit dem berühmten Lampen nicht gar wohl stunde . . . Hier besahe als eine angenehme Seltenheit M. van der Meule, ... Dieser künstliche Mann hat in seinem Garten eine Seiden-Maschine angelegt, wo vermittelst eines einigen von fallendem Wasser bewegten Rades etlich tausend Spuhlen sich umwelzen, und von sich selbst auf und abhaspeln. Das gleiche Wasser treibt auch die Springbrunnen im beyliegenden Garten. Dieser ist groß und ohne Kostbarkeit sauber, hat höchst angenehme Aussichten und Grottenwerke . . .

57. Drey Stunden von Utrecht liegt Woerden, eine kleine, aber ungemein befestigte Statt, der Schlüssel zu ganz Süd-Holland . . . Unweit dem Dorfe Alphen liegt am Wege ein achteckigt Ziegel-Gebäude, oben mit einem flachen Dache auf römische Art . . .

58. Nimmegen ist ein unebener und eben nicht prächtiger Plaz . . . Sie ist nunmehr stark befestigt, hat weitläufige Aussenwerke, und kan mit minder als 12 000 Mann nicht besezt werden.

58f. Cleve ist ein mittelmässiger, übel gebauter Ort, auf drey steilen Bergen gebauet. Hier ist die Regierung des Brandenburgischen Theiles von der Clevischen Erbschaft . . . Die Lage ist der Aussicht halber unvergleichlich, überall mit fruchtbaren Feldern, angenehmen Büschen, schnurgeraden Reyhen von Bäumen und vielen Gärten umgeben. Die Statt ist sehr alt. Schon Caesar nennt die Arcem Cleviensem . . .

59. Nachdeme hier meine Reisegesellschaft eingehollet gingen wir zu M. Mann, einem Pfarrer, der hier in großem Ansehn steht . . . Wie wir den Berg heruntergestiegen, kamen wir an einen gelben leimigten Weg. Hier, sagte M. Mann, würden Diamanten gefunden, die an Wasser und Größe vortreflich wären, aber wegen ihrer Mürbe kaum könnten geschliffen werden."

Wir wollen mit diesen Anführungen nicht ohne weiteres behaupten, daß bezüglich des Fremdworts die Redaktion von 1726 mundartlicher sei als die von 1732. Sicher ist, daß die spätere Fassung in stärkerem Maße einer stilistischen Absicht unterliegt. Die Frage, auf die wir hier stoßen, ist im Grunde die: welches Fremdwort ist mundartlich? Spricht man mehr Fremdwörter als man schreibt? Und ist dies der Fall, welche Fremdwörter kommen da in Betracht und welchen Bedingungen ist diese Erscheinung unterworfen? Wir beschränken uns auf diese Fragestellung. —

Unsere letzten Ausführungen haben wenigstens noch einige wenige Ausblicke auf das tun können, was bei einer Untersuchung des Wortschatzes und des Satzes zu tun bleibt. Wenn wir unsere Vermutungen über die Ergebnisse einer solchen Untersuchung zusammenfassen, so dürfen wir sagen, daß das Wichtige die prinzipielle Scheidung zwischen beiden ist: zwischen Laut und Ausdruck. Jener ist an die Schreibmethode gebunden, dieser aber an die persönlichen Verhältnisse. „Laut- und Formenlehre sind Abstraktionen der Grammatiker[1])." Der Ausdrucksschatz ist es gwiß nicht. Die Tatsache, daß sich die Schreibung einer Sprache und die Flexion ihrer Wörter schriftsprachlich genau regeln lassen nach einer allgemeinen, mehr oder weniger tatsächlich befolgten, aber immerhin doch allgemeinen Übereinkunft, weist dem Mundartlichen in ihr seine ganz bestimmte Rolle zu. „Die Schreibung ist etwas Künstliches, das nicht zum Organismus einer Sprache mitgehört, nicht aus ihr selbst entsteht, sie wird nur fest und geregelt durch verständige Übereinkunft[2])." Wir werden an späterer Stelle noch davon zu sprechen haben, wie eine solche Charakteristik der Schrift in unserm Sinne zu werten ist. Jedenfalls wirkt das Mundartliche in diesen Teilen der Schriftsprache, und damit geben wir Antwort auf die eingangs aufgeworfene Frage, tatsächlich. Es wirkt als eine natürliche Kraft, die um so stärker ist, je geringer die Bindung des Schreibers an die schriftsprachliche Tradition. Wir haben keinen Fall gefunden, — es sei denn, daß bewußte oder unbewußte künstlerische Notwendigkeiten wirkten —, in denen das Mundartliche nicht sich als Mangel der Schriftsprache aufgezeigt hätte. Das ist die Epoche eben, die genau weiß, daß die „Mutter-

[1]) A. Wolter, Sprache, Sprechen und Völker. GRM. XIV. S. 105. — Vgl. Behaghel, Gesch. S. 194.

[2]) Klaus Groth, Briefe. S. 163.

Sprache eine genaue Excolirung“[1]) noch nötig hat. Damit findet unsere Fehlerhaftigkeitsmethode noch einmal ihre Begründung und ihre innere Notwendigkeit. Wo die Schriftsprache nicht stark genug ist, wirkt die Mundart. Zwischen Mundart und Schriftsprache steht offener Kampf, — immer von den Ergebnissen unserer eingeschränkten Untersuchung aus gesehen. Überall, wo wir so in der Schriftsprache etwas Mundartliches antreffen, hat eine Niederlage des schriftsprachlichen Elements stattgefunden. Diese Charakterisierung der Mundart als „Fehler“ findet ihre Begründung in der zeitgenössischen Theorie und in dem wohl im Prinzip zu Ende geführten, aber noch nicht allseitig konsolidierten Entwicklungsgang der schriftsprachlichen Tradition.

Der Ausdrucksschatz aber trägt in sich die Fähigkeit zum „Charakteristischen“. Wir nehmen damit den früher schon gebrauchten Ausdruck wieder auf. Es liegt auch im Wort, denn es handelt sich ja um den Ausdruck. Der Lautstand und die grammatische Form bezw. das orthographische Bild, in denen beide vor uns erscheinen, beruhen auf praktisch notwendigen verbindlichen Übereinkünften. Das ist eben der Sinn der Schriftsprache, die in der Regel eine sehr soziale Angelegenheit ist. Dieser Teil gehört dem Grammatiker. Anders aber ist es mit dem Schatz des Ausdruckes, der entzieht sich von selber jeder einheitlichen Regelung.

Wenn wirklich der lexikalische Ausgleich am Anfang der Einheitssprache steht, so beweist die ganze Entwicklung nur, wie relativ das Wort Einheit zu nehmen ist. Von einer Einheitsbewegung der Syntax hat wohl noch niemand gesprochen, und der lexikalischen Einheit widerspricht der tägliche Gebrauch jeden Augenblick. Nur der Teil des Sprachkörpers, an dem die schriftliche Tradition gestaltend mitwirkt, gelangt zur absoluten Einheit.

[1]) Menantes, Briefe II. (1722). Vorrede.

Das ist eben der Lautstand, die Flexion nicht einmal in ihrem ganzen Umfang. So zeigt sich die Einheitssprache als etwas durchaus an die Schriftsprache Gebundenes. Und von diesem Blickpunkt aus, aber auch nur von diesem, dürfen wir sagen, daß Schriftsprache und Gemeinsprache identisch sind.

Zuletzt empfindet sogar unsere regelsüchtige Epoche den Unterschied zwischen Laut und Ausdruck. Wenn sie vom Ausdruck spricht, so protestiert sie im Grunde doch nur gegen alles Unklare und alles Unverständliche, gegen alles, was irgendwie verwirrend sein könnte. Niemand aber denkt daran, eine Regelung des Ausdrucks geben zu wollen. Auch die Wörterbücher wollen zuletzt doch nicht eine Liste erlaubter Wörter bieten, sondern einfach eine Bestandsaufnahme geben von all dem, was dagewesen ist und was noch da ist[1]). Hier müßte natürlich auch eine Kritik der Wörterbuchangaben einsetzen.

Hans Naumann[2]) spricht davon, daß im heutigen Zustand Wortschatz und Stil glücklicherweise vor einer rationalistischen Reglung bewahrt geblieben seien. Wir versehen dieses „glücklicherweise" mit einem Fragezeichen und möchten eher dafür „natürlicherweise" setzen. Denn eine solche Regelung des Ausdrucksschatzes erscheint uns als innerlich unmöglich, und die gemeinsprachliche Bewegung zur Koine hin hat mit der Regelung der Rechtschreibung um 1750 ihr Ziel erreicht.

Wir erkennen aus diesen Erwägungen, daß auch dem Mundartlichen im Ausdruck eine ganz andere Rolle zuerkannt werden muß, als das für die Schreibung gilt. Die Frontstellung ist eine ganz andere. Feindschaft zwischen Mundart und Schriftsprache in dieser scharfen Form ist hier nicht mehr möglich. Denn keines von beiden hat ein streng begrenztes Gebiet. Zwischen beiden steht als

[1]) Paul Piur, S. 26.
[2]) R. L. II. S. 279.

Medium die Einzelpersönlichkeit und nimmt und gibt. Die Entwicklung konnte weitergehen, als das rigorose Klarheitsprinzip gefallen war: nach Gottsched. In dieser Entwicklung ist es aber kein Widerspruch, wenn dem fast völligen Siege des schriftsprachlich-einheitssprachlichen Elements in der Schreibung eine weitgehende Individualisierung auch des schriftsprachlichen Ausdrucks gegenübersteht.

C. SCHRIFTSPRACHE IN DER MUNDART

I. DIE QUELLEN

Adolf Becker in seiner Untersuchung der Sprache Friedrich von Spees[1]) erklärt die Mittel, die wir zur Bestimmung der Quantität und der Qualität der Vokale zur Verfügung haben, für kaum geeignet, eine sichere Erkenntnis zu verschaffen. „Was allein ausschlaggebend wäre", fährt er fort, und wir haben dieses Wort an früherer Stelle bereits einmal angeführt und seine Gültigkeit auch für unsere Epoche damit anerkannt, „das gesprochene Wort des 15.—17. Jahrhunderts, ist verweht und für uns verloren. Die heutigen Dialekte . . . haben das Bild der alten Sprache nicht treu bewahrt."

Wenn irgendwo das gesprochene Wort noch erhalten sein kann, so muß es in der sogenannten Dialektdichtung sein. Und wiederum in dem Teil der Dialektdichtung, der am umfangreichsten ist[2]), in der dramatischen. Die dramatische Form an und für sich ist eine Neigung zum gesprochenen Wort hin. Wenn irgendwo in der Kunstdichtung, so muß hier die Mundart ihren Platz haben. Das gilt vom Drama überhaupt. Für uns können nur die Fälle

[1]) Diss. Berlin. (1912). S. 3. — Ähnl. Rausch, Gesch. d. dt. Genit. Diss. Gießen. (1897). S. 34.

[2]) Lowack, S. 8. — Behaghel, Wibh. 17/18. S. 213.

in Frage kommen, in denen eine deutliche Abweichung von der einheitssprachlichen Form uns unzweideutige Zeugnisse in die Hand gibt: eben die Dialektdichtung.

Die Forschung hat durch die Untersuchungen vor allen Dingen Lowacks erkannt, daß diese Dialektrollen im Drama nicht nur die komische Wirkung zum Zweck haben[1]).

Natürlich heften sich die dialektischen Rollen besonders gern an die lustige Person[2]), und immer muß auch die komische Wirkung des plötzlich auftretenden Dialekts innerhalb der hochdeutschen Umgebung bedacht werden. Aber die Verwendung des Dialekts als Charakterisierungsmittel und Weg zur realistischen Darstellung muß doch als ausschlaggebende Triebfeder gewertet bleiben. Das beweist allein schon das Auftreten verschiedener Dialekte in einer Dichtung, und das gleich bei Beginn der modernen Dialektdichtung, in den Dramen des Herzogs von Braunschweig[3]). Das beweist zum andern die Tatsache, daß nicht nur der Dialekt, sondern auch andere sprachliche Besonderheiten, Fremdsprachen, Kauderwelsch, Sprachfehler, ihre Verwendung als Charakterisierungsmittel der auftretenden Personen finden[4]).

Für unsere Epoche aber ist es immerhin zu bemerken, daß kaum verschiedene Dialekte innerhalb einer Dichtung auftreten. Irgendwelche Schlüsse daraus zu ziehen, dürfte nicht angehen. Man muß schon mit den technischen Schwierigkeiten einer solchen mehrdialektischen Dichtung rechnen.

---

[1]) Lowack, S. 14.

[2]) Trutter. Euphorion 24. S. 318.

[3]) Vgl. auch Th. Matthias, Neue u. ergänzende Belege aus Chr. Weise. ZfdW. II. (1902). S. 25.

[4]) Bei Chr. Weise (Unvergnügte Seele. V, 6, S. 204ff) sprechen die Mönche lateinisch. Ebenso in Masaniello der Diener. — Vgl. Überfl. Ged. S. 669ff., wo die Verkörperin der Stadt Prag gebrochen deutsch spricht.

Wir halten uns aber einmal jene oft zitierte Auslassung Christian Weises, die man als Zeugnis für die Verwendung des Dialekts im Drama anführt, vor Augen:

„Man muß die sachen also vorbringen", das ist seine bekannte Stellungnahme[1]), „wie sie naturell und ungezwungen sind, sonst verliehren sie alle grace."

Und dann deutlicher[2]): „Ferner habe ich etwas gemercket / warum sich meine *Comoedi*en nicht so gut im Buche lesen / als auff der Bühne *praesenti*ren lassen. Denn es sind viele Personen / welche nicht den hochdeutschen *accent* / wie er im Buche stehet / behalten dürffen / sondern sie müssen sich nach dem *Dialecto* richten / der bey uns auch unter galanten Leuten in acht genomen wird. Wo sie das nicht thun / so kommen die meisten Sprüchwörter uñ andere scharfsinnige Reden gar todt und gezwungen heraus. Es ist bekand / daß man insgemein dafür hält / die Niedersächsichen Possen-Spiele *praesenti*ren sich besser als die Hochdeutschen. Und wer die Ursache wissen wil / der mag nur dieses bedencken. Die Nieder-Sachsen bleiben bey ihrer *familiä*ren *pronunciation*, damit ist alles lebendig und *naturell*: hingegen die Hochdeutschen reden offt / als wenn sie Worte aus der Postille lesen solten. . . . Soll das Sprüchwort wahr bleiben: *Comoedia est vitae humanae speculum*, so muß die Rede gewißlich dem Menschlichen Leben ähnlich seyn. Ein *Cavallier*, ein fürnehmes Frauenzim̃er / ein liederlicher Kerl / ein gemeiner Mañ / ein Bauer / ein Jude muß den *accent* führen / wie er im gemeinen Leben angetroffen wird. Bloß bey Fürstlichen Personen lässet man das gezwungene Hochdeutsche *passi*ren. Denn die meisten Zuschauer sind nicht viel darbey gewesen / wo Fürsten und Herren zu reden pflegen / und also hilfft die fremde *pronunciation* darzu / daß sie sich was

---

[1]) Überflüss. Ged. II S. 284.

[2]) Lust und Nutz. Vorrede.

ungemeines darbey einbilden. Und derohalben wer sich die Mühe nehmen kan / die Personen nach dem *Dialecto* wohl abzurichten / der wird mit seiner hochdeutschen *Action* den Plattdeutschen gar wol die Wage halten."

Es ist also an und für sich berechtigt, zu sagen, daß die realistische Darstellung, die Ungeschminktheit vornehmlich der Bauern[1]) und die Wiedergabe des jeweiligen Menschen in seiner ganzen Eigenart mit der Anwendung des Dialektes wohl erreicht und auch bezweckt wird. Das ist eben das, was im andern Zusammenhang auch formuliert wird: „Ein verschiedener Inhalt erfordert eine verschiedene Schreibart[2])." Aber wir erkennen auch, wo die Wurzeln dafür liegen, daß man den Dialekt einführt. Christian Weise schreibt Dialektrollen oder verlangt wenigstens die dialektische Aufführung, weil er gleichzeitig tatsächliches, gesprochenes, mundartliches Wort im Drama verlangt, nicht eine künstliche Sprache, sondern eine Sprache, die dem Auftretenden nach dem Schnabel gemacht ist, eine Sprache, die nicht nur auf dem Papier existiert, sondern die ihre Parallele, ja ihr Vorbild im Leben der Sprechsprache hat. Er verlangt also Mundart. Das ist es, was bei ihm „familiäre Pronunciation" heißt. Das muß auch betont werden, wenn es auch sicherlich zu weit gegangen wäre, wollte man daraus Schlüsse ziehen auf das Vorhandensein oder vielmehr Nichtvorhandensein einer tatsächlichen Umgangssprache neben dem geschriebenen Hochdeutsch. Jedenfalls empfindet man das Hochdeutsche als künstlich und unmundartlich. Aus dieser Äußerung allein werden wir nicht abnehmen können, ob die Empfindung auf tatsächliche Verhältnisse oder auf

---

[1]) Joh. Bolte, Der Bauer i. dt. Lied. Acta Germanica. I. S. 181.

[2]) Drollinger (S. 211) in der Übersetzung der Popeschen „Eigenschaften eines Kunstrichters".

das mangelnde Gefühl für den Unterschied zwischen geschriebenem und gesprochenem Hochdeutsch zurückgeht. Genug, daß Christian Weise Dialekt schreibt, — oder sich geschrieben denkt —, weil er damit die wirklich gesprochene Sprache, die Mundart, geben will. Das Charakterisierungsziel ist sogar bei ihm ganz untergeordnet. Der Kavalier, das vornehme Frauenzimmer, der liederliche Kerl, der gemeine Mann, der Bauer, der Jude, alle sollen den Akzent führen, wie er im gemeinen Leben angetroffen wird. Indem er diese Klassen den Fürstlichkeiten gegenüberstellt, wird offenbar, was er hat sagen wollen: er hat nur angeben wollen, welche Personen Dialekt sprechen müssen und welche nicht. Von einer Differenzierung innerhalb dieser Gruppen ist keine Rede. Wir können sie auch nicht ohne weiteres aus dem ja meistens hochdeutsch abgefaßten Weiseschen Texten ablesen. Allenfalls können wir sie an Fremdsprachen und Spracheigentümlichkeiten nicht dialektischer Art zur Individualisierung und Kennzeichnung einzelner Personen erkennen.

Wir werden ganz besonders kritisch den niederdeutschen Quellen gegenübertreten. Die Frage muß vor allem beantwortet werden, welcher Art das Verhältnis zwischen den dialektischen Quellen unserer Epoche und der mittelniederdeutschen Schriftsprachetradition ist. Von vornherein gewinnt Niederdeutschland also eine sehr bemerkenswerte Sonderstellung vor allen übrigen deutschen Provinzen als die Landschaft, die nicht nur die rezipierte neuhochdeutsche Schriftsprache besitzt, sondern auch außerdem noch eine eigene niederdeutsche in ihrer Vergangenheit zur Verfügung hat.

Von dem westfälischen Speeltuyn erklärt Jellinghaus: „Diejenigen . . . , welche die Schwänke des westfälischen Speeltuyns niederschrieben, scheinen kaum wissen zu wollen, daß man früher in der Sprache Bücher geschrieben hat. Sie machen den ernstlichen Versuch, wirkliche Volks-

mundart wiederzugeben[1])." Wir können diese Erklärung nicht nachprüfen. Im ganzen mögen die besonderen Verhältnisse der Schreiber eine Rolle spielen. Außerdem ist da noch ein nicht näher bestimmtes „kaum", das zu denken gibt[2]). Weiter geht Bruno Claussen[3]). Er nimmt bis zum zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts die Herrschaft der mittelniederdeutschen Schriftsprache an. „Die folgenden 25 Jahre, in denen nur wenig niederdeutsche Drucke erschienen sind, genügten, um die Tradition völlig zu brechen . . . Was in den nächsten 150 Jahren an niederdeutschen Drucken vorhanden ist, — es sind zum größten Teil . . . Gelegenheitsgedichte —, gibt die Mundart getreu wieder. Und . . . darin liegt der Wert dieser Dichtung." Daß das Niederdeutsche in dieser Epoche des „Übergangs"[4]) seine „Stellung als Schriftsprache"[5]) endgültig einbüßt, so sehr, daß alle niederdeutsche Literatur in Zukunft „mundartlich" bleiben muß[6]), daran kann kein Zweifel sein. Aber nur weniger Hinweise bedarf es, um darzutun, daß die schriftsprachliche Vergangenheit nicht so ohne weiteres verschwinden kann.

Noch im 17. Jahrhundert gibt es niederdeutsche niederdeutschschreibende Dichter, die gar nicht Mundart schreiben wollen, sondern offensichtlich eine „allgemeine z. T. traditionelle Form[7])." Schon ein innerlicher Grund tut das dar: Das Bestreben, den Dialekt „zugunsten des

---

[1]) Nd. Bauernkomödien. Bibl. d. Stuttg. Lit. Vereins. 147 S. 9.

[2]) So bemerkt Jellinghaus S. 207. an der „Tewesche Hochtydt" „verschiedene Verstöße gegen den Hamburger Volksdialekt". (Schl., Schm., Schn., Schw. usw. Dann auch bezügl. des Wortschatzes.)

[3]) Ein märkisches Hochzeitsged. Teuthonista IV. S. 64.

[4]) Stammler S. 73f.

[5]) G. F. Meyer S. 32.

[6]) Ebenda.

[7]) Agathe Lasch, Die Mundart in den nordniedersächs. Zwischenspielen des 17. Jhdts. Festschr. Braune. (1920). S. 343.

Hochdeutschen aufzugeben[1]),“ das Niederdeutschland sehr bemerkenswert vom übrigen Deutschland scheidet. Das wirkt sich so aus, daß man in der „Dialekt“schreibung bewußt eine einheitliche Regelung erstrebt[2]). Eine solche schriftsprachliche Bewegung gibt es doch niemals auf hochdeutschem Gebiet. Für unsere Epoche ist es nur notwendig, auf einige Namen hinzuweisen, für die es ganz klar ist, daß sie zur mittelniederdeutschen Schriftsprache die lebendigsten Beziehungen unterhalten. Zu Beginn unserer Epoche steht Bernhard Raupachs Rostocker Dissertation „De linguae Saxoniae inferioris neglectu adque contemtu injusto“. Es folgt Kaspar Abels „interessantes und geglücktes Experiment“[3]), Boileau, Virgil und Horaz niedersächsisch zu übersetzen, desselben Abel, der „durch seine historischen Studien (das Niederdeutsche) in den alten Urkunden und Chroniken noch als hoch ausgebildete Schriftsprache kennen und schätzen gelernt hatte[4]).“ Dazu fügt sich Kaspar Friedrich Renners „Hennink de Han“, bewußt eine Nachahmung der mittelniederdeutschen Literatur, ja veröffentlicht unter der Vortäuschung eines Erzeugnisses des Reformationsjahrhunderts.

Solchen Erscheinungen läßt sich auf hochdeutschem Gebiet nichts zur Seite stellen. Wir werden in diesem Zusammenhang darauf zu verweisen haben, daß die Gestalt des Narren mit auffallender Häufigkeit niederdeutsch ist[5]). Nicht unwichtig ist es auch, daß, was die Dialektrollen im Drama angeht, der „Löwenanteil auf Niederdeutsch-

---

[1]) G. F. Meyer, S. 47.

[2]) Meyer, S. 54. — Vgl. Stammler, S. 78. — Gottfr. Kuhlmann, Quickborn VIII. S. 136.

[3]) Stammler S. 76.

[4]) N. J. VIII. S. 2.

[5]) Lowack, S. 17.

land" fällt[1]). Behaghel[2]) bringt auch das mit dem stärkeren Abstand des Niederdeutschen von der Gemeinsprache in Zusammenhang. Ja, für Lowack ist es sogar auffallend, daß die niederdeutschen Rollen häufig „unerläßliche Glieder des Ganzen sind, in einigen Fällen sprechen geradezu die Träger der Handlung im Platt[3])." Wir erinnern uns, daß bereits aus der vorhin zitierten Weiseschen Äußerung ein ganz prinzipieller Unterschied zwischen Niederdeutschland und Hochdeutschland deutlich geworden ist. Nichts liegt näher, als den Grund für diese Trennung zu suchen in der ganzen verschiedenen sprachgeschichtlichen Vergangenheit beider Teile Deutschlands und in dem offensichtlichen Nachwirken der heimischen Schriftsprache auf niederdeutschem Gebiet. Ja, es bedarf aller Einschränkung, wenn man das Niederdeutsche ohne weiteres in dieser Epoche als einen Dialekt des Hochdeutschen bezeichnen will.

Dazu fügt sich eine Beobachtung, die durch eine ganz gründliche Bestandsaufnahme allerdings erst zu bestätigen wäre. Niederdeutsche Dichtungen unserer Epoche sind keineswegs ausschließlich auf die monologische oder dialogische Form beschränkt. Es gibt auch Schilderungen im Dialekt, wenn es auch an dialogischen Einschiebungen in den hochdeutschen Text nicht fehlt[4]). Solche erzählende plattdeutsche Dichtungen sind durchaus häufig, auch in der Gelegenheitspoesie. Wir brauchen nur an Brockes zu erinnern:

[1]) Ebenda, S. 8.

[2]) Geschichte, S. 196.

[3]) Lowack, S. 153.

[4]) So Caspar Abel, Auserlesene satirische Gedichte. (1714). S. 64f. Die Wahrheit kommt auf ihrer Flucht zu einer alten Frau, die plattdeutsch spricht. Hofmeister (N. J. VIII, S. 1) behauptet, daß die Gedichte Abels von 1714 gar nichts Plattdeutsches enthielten und polemisiert daraufhin zu Unrecht gegen Kinderling.

„Apollo mit der langen Peuß
Un sinen krummen Fiddelbagen,
Kam, als ick sat up minen Steuß,
In mine Kamer hergeflagen[1])."

Auf hochdeutschem Gebiet ist das ganz anders. Die Verwendung des Dialekts geht in der Regel mit der Fiktion des Monologs oder des Zwei- und Mehrgesprächs Hand in Hand. Meines Wissens gibt es sogar, abgesehen von einigen Gedichtüberschriften bei Daniel Stoppe, in unserer Epoche gar keine hochdeutsche Dialektdichtung, die nicht Monologs- oder Gesprächsform hätte. Darüber etwas Endgültiges auszusagen, bedürfte eines vollständigeren Materials, als es uns zur Verfügung steht.

In diesem Zusammenhang ist es wichtig, was Agathe Lasch für die Sprache nordniedersächsischer Zwischenspiele des 17. Jahrhunderts nachgewiesen hat[2]). „Drei Elemente sind es, aus denen sich das Schriftbild aufbaut, 1. zugrunde liegt die ausklingende mittelniederdeutsche Schriftsprache, 2. neue dialektische Entwicklungen treten auf, 3. einige, der Schriftsprache wie dem heimischen Dialekt, fremde Bestandteile dringen ein, aber nicht etwa ungeregelt willkürlich, sondern sie bleiben beschränkt auf einige ganz bestimmte Fälle, die der Sprache aufgepfropft werden und schließlich zum Sprachtyp, zum Stil dieser Gattung gehören." An andrer Stelle führt sie aus[3]): „Die Neigung zu fremden Anleihen scheint . . . zeitweise, so zu Beginn des 18. Jahrhunderts größer, der Mode unterworfen. Im 18. Jahrhundert ist einerseits die Sucht nach Vergröberung stärker", — durch Aufnahme nachbar-

[1]) PdN. I. S. 138.

[2]) Festschrift für Braune (1920), S. 309. — N. J. 44, 77ff. — Borchling in der Kannengießerausgabe der „Drucke des Vereins für nd. Sprachforschung" VI. S. XIV.

[3]) N. J. 44, S. 6.

dialektischer Bestandteile —„andererseits der hochdeutsche Einfluß wirksamer."

Wir halten damit die Äußerungen zusammen, die Johann Christian Strodtmann im Jahre 1756 seinem „Idioticon Osnabrugense" voranschickt (Vorrede Xff.). „Von der Arbeit selber muß ich meinen Lesern melden, daß ich sie vor dem Abdruck einigen Gelehrten zum Durchsehen hingegeben habe, damit sie meine Fehler verbessern mögten, weil ich leicht im Schreiben, oder in Bestimmung der Bedeutungen irren konnte, zumal da mir das Preußische und Niedersächsische anhing. . . . ich habe eine *dialectologiam Osnabrugensem* aufgesetzt . . . ich habe die Wörter nicht allemal danach geschrieben, weil sie unverständlich geworden wären. — Das Schreiben der plattdeutschen Wörter ist mir anfänglich schwer geworden, und daher ist es gekommen, daß ich zuweilen he sit — er sitzet, und he süt, er siehet, verwechselt habe. In der Folge aber ward ich der Schreibart gewohnter."

Äußerungen wie diese zeigen uns nicht nur, was für Sorgen den Aufzeichner des Dialekts als der gesprochenen Sprache überhaupt bewegten, sie sagen uns auch, daß wir unsere Anforderungen an solche Aufzeichnungen nicht allzu hoch spannen dürfen. Es ist aber nicht das erstemal in der Geschichte der niederdeutschen Sprache, daß es den Niederdeutschen schwerfällt, rein niederdeutsch zu schreiben[1]). —

Wichtig für uns ist die Feststellung dieser Eigentümlichkeit der niederdeutschen Verhältnisse, des Wirkens, — von unserem Blickwinkel aus gesehen —, einer älteren mittelniederdeutschen und einer jüngeren neuhochdeutschen Schriftsprachetradition. Wir können in diesem Zusammenhang nicht darauf eingehen, daß neben einer Quellengruppe, in der die mittelniederdeutsche Tradition be-

[1]) Vgl. Behaghel, Gesch. (5) S. 188.

sonders stark ist, eine andere steht, die sehr wohl für die historische Dialektforschung nutzbar gemacht werden kann[1]). „Dieses geschriebene Niederdeutsch", ist eben auch Schriftsprache und als solche nicht „völlig als Mundart zu werten[2])." Die Feststellung seines Schriftsprachecharakters schließt den Nachsatz von seiner Unmundartlichkeit durchaus in sich.

Wir werden uns in diesem Zusammenhang und unter diesen Umständen zu beschränken haben auf die hochdeutsche Dialektdichtung. Welche Einschränkungen in bezug auf diese noch zu treffen sind, wird aus unseren späteren Ausführungen hervorgehen. Damit scheidet auch das Idiotikon aus unserer Betrachtung aus, da es in Hochdeutschland kaum eine nennenswerte Rolle spielt. Wir haben so ein Stoffgebiet gewonnen, das eine einzige schriftsprachliche Tradition hat, nämlich die neuhochdeutsche. Das schriftdialektische Element aber dürfte hier im wesentlichen mit dem mundartlichen zusammenfallen, so daß wir auf dieses keine besonderen Rücksichten zu nehmen haben, zumal es sehr schwierig sein müßte, den Unterschied zwischen Schriftdialekt und gesprochenem Dialekt in unserer Epoche überhaupt festzustellen. Wir werden niederdeutsche Quellen nur zu Vergleichszwecken heranziehen und nur dann, wenn das Wirken der neuhochdeutschen schriftsprachlichen Tradition ganz einwandfrei ist. Wir haben dazu zu rechnen in erster Linie die schon im vorigen Abschnitt unserer Untersuchung angeführten Stellen aus Briefen, so die Beispiele aus den Briefen des Hamburger Bürgermeisters Schulte und aus den Briefen der Kurfürstin Sophie von Hannover. Das Schwergewicht

---

[1]) S. Lasch, Festschr. Braune, S. 299. — Jellinghaus, Niederd. Bauernkomöd. Bibl. d. Stuttg. literar. Vereins 147. S. 9.

[2]) Georg Rausch, Zur Gesch. des dtsch. Genetivs. Diss. Gießen. (1897). S. 35.

liegt aber für uns immer auf hochdeutschem Gebiet und auf den dortigen Quellen.

Welches ist die Methode des Verfahrens, die beachtet werden muß? Diese Frage verlangt nach der nunmehr vollzogenen Gebietsabgrenzung Beantwortung, ehe wir in die Einzeluntersuchung eintreten können.

II. DIE BEDINGUNGEN UND DIE METHODE

Wenn wir so unser Material auffassen und unsere Untersuchung auf Quellen dieser Art beschränken, so ist die Methode, die wir dabei anzuwenden haben, in dem vorigen schon ausgesprochen. Wir gehen bewußt auf das Mundartliche aus. Wir beschäftigen uns mit den sogenannten Aufzeichnungen im Dialekt, weil wir in ihnen Aufzeichnungen in wirklich gesprochener Sprache erblicken, Aufzeichnungen in Mundart. Das spezifisch Dialektische läßt uns dabei mehr uninteressiert. Werden wir dazu schon getrieben durch Wesen und Ziel unserer Untersuchung, so außerdem durch die Beschaffenheit der Quellen selber. Wollten wir feststellen, welchen Dialekt die eine oder andere unserer Quellen wiedergibt, wiedergeben will, so wäre das unmöglich, weil zuverlässige Nachrichten über die tatsächliche, damalige Beschaffenheit dieses Dialekts uns gar nicht zur Verfügung stehen. Das Idiotikon fehlt für das hochdeutsche Gebiet fast völlig, und wo es vorhanden ist in Niederdeutschland, ist es doch nichts anderes als eine mehr oder weniger lautgetreue Überlieferung von Teilen des Wortschatzes, deren Zuverlässigkeit nicht erwiesen ist. Gesetzt aber auch, daß wir aus dem heutigen Dialekt die frühere Stufe konstruieren könnten und feststellen, wie weit die Versuche ihn wiederzugeben gelungen sind, so bliebe in jedem einzelnen Fall der anscheinenden Unvollkommenheit festzustellen, ob eine Wirkung der schriftlichen Fiktion vorliegt, oder ob die Vermischung,

zwischen dialektischer Mundart und einheitssprachlicher Schriftsprache anscheinend vollzogen, in Wirklichkeit bereits vollzogen wurde in dem täglichen Gebrauch des Schreibens und also eine Ehe zwischen Dialekt und Einheitssprache darstellt. Mit andern Worten: es müßte festgestellt werden, aus welcher der zahlreichen Zwischenstufen zwischen reiner Einheitssprache und reinem Dialekt die Mundart unserer Quelle ihre Materialien entnommen hat. Dialekt „und Gemeinsprache, Hängen an dem einen und Hinstreben nach der anderen, halten sich immerfort die Wage, nicht bloß unter der Hand der Schreiber, sondern häufig auch im Sinne der Dichters und im Munde des Volkes[1]). "Alter, soziale Zugehörigkeit, Lebensschicksale bilden doch auch an der tatsächlich gesprochenen Sprache[2]).

So hat es einen guten Grund, wenn Jellinghaus auf Grund der Abweichungen von dem gesprochenen Dialekt den Verfasser der „Tewesche Hochtidt" in „Kreisen" sucht, „wo viel gemischtes Plattdeutsch und gemischtes Hochdeutsch gesprochen wurde[3])." Und solche Mischungen und Berührungen betreffen doch den ganzen Sprachkörper des sprechenden Menschen. Wollten wir mit einer Normalgrammatik und mit einem Normalstand unsere Quellen werten, so müßten wir eines sicheren Maßstabes für die Scheidung des wirklich Mundartlichen vom wirklich Schriftsprachlichen entbehren. Ein anderes ist es, wie der Betrachter sich ästhetisch zu solchen Versuchen, „Mischsprachen" dichterisch zu verwerten, stellen will. Das Recht der poetischen Verwendung jenes „rasselosen und unfertigen Produktes der Gesittung", wie das Missingsch wohl bezeichnet wird[4]), ohne weiteres zu bestreiten,

---

[1]) Holder, S. 20.

[2]) Vgl. dazu Rud. v. Raumer, Dt. Ma. V (1857) S. 393.

[3]) Nd. Bauernkomödien. Bibl. d. Stuttgarter liter. Vereins, 147, S. 320.

[4]) Karl Haag, ZfhdMa. II, S. 292.

bedarf einer ästhetischen Formulierung. Der Sprachforscher aber hat nichts festzustellen, als die Existenz dieser Mischsprachen als lebender, wirklich gesprochener und also natürlicher Sprachen, deren Gegensatz nicht Dialekt und auch nicht Einheitssprache ist, sondern allein die Schriftsprache als das Geschriebene. Es geht aber nicht an, Dinge, die ihr Vorhandensein dem immer austauschenden und wechselnden Hingeben und Empfangen des gesprochenen sprachlichen Lebens verdanken, als „unrein und rasselos" in den Umkreis des Minderwertigen zu verstoßen. Wenn irgendwo, so werden hier diese Argumente widerlegt, und es wird offenbar, daß das Absolute eingestandener- oder uneingestandenermaßen immer wieder von seinem Besitz einbüßen muß.

Für unsere Untersuchung gibt es also kein dialektisches Normalmaß. Das einzig Zuverlässige ist für uns die Beschaffenheit jeder einzelnen Quelle für sich. Wir nehmen jede dieser Quellen als ein in sich geschlossenes Ganzes. Wir abstrahieren davon grundsätzlich die selbstverständlichen Mängel der Aufzeichnung und der Überlieferung, was vor allem den Lautstand angeht, und anderseits sich wohl leichter so fordern als im einzelnen praktisch durchführen läßt. Dann trägt jede Quelle sozusagen ihre Grammatik in sich. Wir werden es nicht wagen dürfen, Zeugnisse aus dem gleichen Dialektgebiet miteinander irgend in Beziehung oder Vergleich zu setzen, selbst dann nicht, wenn sie erwiesenermaßen von demselben Verfasser stammen. Wir wissen von Christian Weise, daß er in dem Zwischenspiel nach der „dritten handlung" der geschützten Unschuld „auff die Schlesier Mund-Art gesehen"[1]) hat. Wir werden aber seine Dialektpartien nicht als Zeugnisse des schlesischen Dialekts werten dürfen, da er sogleich doch selber hinzusetzt „soviel ich mich derselben von drey-

[1]) Überflüss. Ged. (1701) S. 460.

zehn jahren her besinnen kan". Der Dichter selber also ist sich hier ganz deutlich bewußt, daß er gar nicht imstande ist, die Fiktion des reinen schlesischen Dialekts durchzuführen. Er will eigentlich nichts als zwei Bauern zeigen, deren Aussprache von der der Einheitssprache abweicht und nach dem Schlesischen hin tendiert. Über den Ausdrucksschatz werden wir noch zu reden haben.

Indem wir so verfahren und aus jeder einzelnen Quelle ihre eigenen Gesetze ablesen, ist es für uns nicht mehr erforderlich, den Fiktionen nachzugehen, die die Schreiber zu erwecken beabsichtigen. Alle besonderen Verhältnisse spielen da eine geringe Rolle. Wir gehen allein von dem Standpunkt aus, daß der Versuch vorliegt, eine gesprochene Sprache wiederzugeben. Wir prüfen ganz unabhängig von allen andern Maßstäben, wie weit dieser Versuch geglückt ist und wo schriftsprachliche Elemente sein Gelingen verhindert haben.

Von diesem Standpunkt aus haben wir in etwas unsere frühere Äußerung über „Dialektdichtung" und „Mundartdichtung" zu deuten. Wir haben erklärt, daß „Mundartdichtung", soweit sie geschrieben wird, unmöglich ist. „Dialektdichtung" sei allein die richtige Bezeichnung. Wir haben damit ein Ergebnis vorweggenommen, das durch einfache Überlegung gewonnen wurde. Diese Äußerung ist richtig aus der Erwägung heraus, daß das Gesprochene nicht geschrieben werden kann, genau wie die Bezeichnung gesprochene Schriftsprache in sich eigentlich unsinnig ist. Diese Äußerung ist also getan auf Grund dessen, was sich als Ergebnis darbieten muß. Denn Wiedergabe des dialektischen Lautstandes und dialektischen Ausdrucks liegt wohl im Bereich der Möglichkeit. Treten wir aber an die Frage heran von den Absichten herkommend, die die Dichter unserer Epoche mit ihrer bewußten absichtlichen Loslösung von der einheitssprachlichen Schriftsprache bezwecken, so muß die Antwort lauten, daß sie da wirklich

gesprochene Sprache haben bieten wollen. Sie bedienen sich dabei, um sich deutlich zu machen, um ein Kennzeichen gegenüber der Gemeinsprache zu haben, des Dialekts. Aber nach allem dürfen wir den Dialekt gewiß nicht als das Ausschließliche, vielleicht nicht einmal als etwas Ausschlaggebendes bei dieser Absicht werten. So besehen werden wir sagen müssen, daß unsere Epoche im großen und ganzen in der Dichtung wohl Versuche macht, die wirklich gesprochene Sprache wiederzugeben, daß die Ergebnisse dieser Versuche, — und das nehmen wir noch einmal den endgültigen Schlüssen voraus —, oft nichts anderes sind als dialektische Färbung der schriftsprachlichen Gemeinsprache. —

Ehe wir nun in die Untersuchung einzelner Quellen eintreten, bemühen wir uns, festzustellen, wie sich nach den bisherigen Ergebnissen, sei es nach unseren eigenen oder sei es auch nach denen andrer, die Rolle der Schriftsprache in der Mundart im einzelnen zeigen muß. Vor allem erinnern wir uns daran, daß wir im vorigen Teile unserer Untersuchung hinsichtlich des Einwirkens der Mundart auf die Schriftsprache eine grundsätzliche Trennung des Lautstandes von dem Ausdrucksschatz hatten feststellen können.

Daß zwischen Dialektdichtung und wirklich gesprochener Mundart eine große Kluft besteht, ungewollt, diese Erkenntnis ist im Grunde so alt wie die moderne Dialektdichtung selber. Der Dialektdichter[1]) „ward im Dialekt seines Stammes nicht planmäßig geschult, man duldete die angeborene Stammessprache kaum am Zaune, als der Geistesgarten des Knaben bepflanzt wurde[2]).“ Und nicht

[1]) Holder, S. 191.

[2]) Und nicht allein der Dialektdichter des 19. Jh. (Holder, S. 128). „Heinr. Rückert hebt schon 1864 hervor, daß in unserer Zeit im Gegensatz zu früher jeder Gebildete, der die Feder ansetzt, sich Mühe geben müsse, irgend etwas wirklich (Dialek-

nur die Dialektdichtung, sondern auch die bewußte Aufzeichnung zu wissenschaftlichen Zwecken. Rudolf von Raumer verlangt bereits im Jahre 1857[1]) nicht die normalisierende Aufzeichnung der Dialektproben, sondern eine genaue Aufnahme einzelner Individualsprachen. „Wir wären dabei erstens sicher, daß wir den Satzbau des Sprechenden ohne Beimischung des Aufzeichners vor uns hätten . . . Gerade vom Satzbau der wirklich gesprochenen (Dialekte) würde man eine ganz falsche Vorstellung bekommen, wenn man sich an manche sogenannte Dialektproben hielte." Ähnliche Unzuverlässigkeit beklagt er bezüglich des Formenstands, der durch unmundartliche Analogien entstellt werde. „Eine derartige Mitteilung", heißt es dann[2]) von dem von ihm aufgestellten Wiedergabeideal, „würde sich zur bisherigen gewöhnlichen Weise verhalten wie ein Porträt zu einem historischen Gemälde. Und auch das Porträt wäre zu unserem Zwecke nicht in der idealisierenden Weise des Künstlers, sondern in der streng abspiegelnden des Daguerrotyps zu fassen."

Es ist immerhin bezeichnend, daß es überhaupt notwendig wird, von der Dialektdichtung zu verlangen, daß sie rede, wie ihr der Schnabel gewachsen ist[3]). Es wäre da wieder zu entscheiden, ob die „Unvollkommenheit" des Dialektdichters darin liegt, daß er, der mit der Schriftsprache zu tun hat, überhaupt, auch in seiner Rede, den wirklich gesprochenen Dialekt nicht mehr so beherrscht, „wie derjenige, der aus dem Paradiese der Unbefangenheit nie herausgetreten ist"[4]), oder ob der Aufzeichnungsprozeß

---

tisches) in seine Sprache zu bringen, denn nur das ganz und gar von aller Lokalität gelöste Schriftdeutsch fließe ihm von selbst aus der Feder."

[1]) Deutsche Ma. IV. S. 391.

[2]) Ebenda S. 392.

[3]) Holder, Alem. 19, S. 111.

[4]) K. J. Schröer. Deutsche Mundarten. V, S. 501.

als solcher die Entfernung von der wirklich gesprochenen Sprache mit sich gebracht hat. In diesem zweiten Falle allein dürfte von einer Wirkung der Schriftsprache im engeren Sinne gesprochen werden. Das andere wäre eine Beeinflussung der gesprochenen Sprache, die sich innerhalb des Individuums vollzieht, und die wir historisch gar nicht an den Tatsachen erkennen können.

Es muß auf die große Verwirrung hingewiesen werden, die da sich eingestellt hat. Wie sollen wir sonst eine Klage verstehen wie diese: „Gibt es doch niederdeutsche Schriftsteller, die bewußt so schreiben, wie die Leute jetzt sprechen, nicht wie sie gut niederdeutsch eigentlich sprechen sollten[1])." Die sich aus dieser Klage ergebende Forderung läuft auf strengste Wahrung der dialektischen Reservate hinaus. Die so erwachsende Dichtung ist Dialektdichtung im wirklichen Sinne des Wortes. Aber es ist keine Dichtung, die jedes gesprochene Wort sich zum Material nimmt.

An anderer Stelle wird das Verhältnis von Mundart—Dialekt und Einheitssprache—Schriftsprache so gekennzeichnet[2]): „Es entspricht so recht dem heutigen vornehmen Charakter (der Einheitssprache), daß sie nichts umsonst will: sie geht, seitdem sie reich geworden, von Hütte zu Hütte und beschenkt alle, die es annehmen, mit Gaben aus ihrem königlichen Schlosse — mit andern Worten: aus dem Sprachschatze des Neuhochdeutschen gehen nicht blos zahlreiche Wörter mit Begriffen, die der mundartlichen Gedankenwelt fremd sind, in die Volksdialekte über, sondern der Buchdialekt mancher Autoren hat sogar schon die ganze Syntax des Neuhochdeutschen sich zu eigen gemacht." Dann „bleibt nur noch das rein Äußerliche der Mundart, nämlich ihre Aussprache, dem

[1]) G. F. Meyer, Unsere plattdeutsche Muttersprache. S. 54.

[2]) Alem. 19, 109.

. . . Bewußtsein erhalten, während die innere Natur . . . , worin ihr Leben liegt . . . , zugunsten der allen gemeinsamen Schriftsprache zerstört wird[1])."

Hier ist also ganz deutlich ein Strich gezogen zwischen Lautstand und Ausdrucksformen. Der Ausdruck erscheint als am meisten dem, sei es einheitssprachlichen, sei es schriftsprachlichen Einfluß ausgesetzt. Übrig bleibt höchstens die Aussprache.

Damit haben wir eine Parallele zu der Trennung, die wir im vorigen Abschnitt vorzunehmen genötigt waren. Wir werden, wenn wir die Ergebnisse dieses früheren Abschnittes heranholen, auch sagen können, warum innerhalb der Dialektdichtung sich der Lautstand am reinsten und dem gesprochenen Wort am nächsten repräsentiert. Indem gerade Laut- und Formenstand und ihre graphische Fixierung innerhalb der Einheitssprache festlegbar und festgelegt sind, während der Ausdruck sich einer solchen Regelung entzieht, erhält sich der dialektische Formen- und Lautstand eine starke Selbständigkeit und wird in erster Linie als charakteristisch empfunden. Wenn dann das wirklich gesprochene Wort aufgezeichnet werden soll, und diese Absicht müssen wir doch wenigstens den meisten hochdeutschen Dialektdichtern zuerkennen, so greift der Schreiber oder Dichter zuerst nach der Aussprache.

Damit stehen wir bereits wiederum vor dem Problem der graphischen Fixierung der Sprache überhaupt. Die Unvollkommenheit der Schreibung zerstört denn auch die

[1]) Herm. Fischer, Beiträge . . . I, S. 234: „Es versteht sich von selbst, daß (der Wortschatz des Dialektdichters) eine Menge von Ausdrücken enthalten muß, welche (dem Dialekt) fremd sind . . . Redet er mit seinesgleichen, so gibt er diesen Ausdrücken schwäbische Lautform. Aber wollte er diese Lautform auch schriftlich gebrauchen" — gemeint ist, ohne den Ausdruck selber zu „dialektisieren" — „so würde er handeln, wie einer, der das Klavier zu spielen verstünde und auf den Einfall käme, Chopin oder Schumann auf dem Hackbrett zu spielen."

Erwartung auf die Zuverlässigkeit dialektischer Aufzeichnung in lautlicher Hinsicht. Die Resignation ist in dieser Hinsicht schon lange ausgesprochen. „Man glaubt nur an die Möglichkeit einer „relativen Genauigkeit“[1]). „Die Feder führt eine andere Sprache als der Mund. . . . Die ganz getreue Wiedergabe des gesprochenen Wortes in Schrift und Druck ist“ nichts als „ein frommer Wunsch[2]).“ In der Tatsache des Schreibens bereits liegt eben, wie wir schon ausgeführt haben, ein Eintreten in die Tradition und ein Lösen damit von der Mundart[3]). Man wird sagen dürfen, indem man sich bemüht, das Gesprochene zu schreiben, wird man ganz von selber nicht mehr allein das schreiben, was man hört, sondern auch das, was man weiß von einem andern Schriftbild her oder auch von einem andern Hören her. Damit ist der schriftsprachlichen Tradition das Tor zum Einfluß auf die Mundart eröffnet[4]).

Daß die Anpassung an die neuhochdeutsche graphische Tradition in unserer Epoche bereits bewußt sei, dafür gibt es keine Beweise. Man schreibt und weiß sich keiner andern Schriftmittel zu bedienen, als der durch die neuhochdeutsche Tradition allgemein verbreiteten und allgemein verstandenen. Daran ändert nichts, daß später dieser Anlehnungsvorgang aus Klugheitsgründen zu einer verstandesmäßigen Maßnahme wird. „Dialektische Schriften, welche zur Unterhaltung bestimmt sind, müssen sich . . . möglichst eng an die herkömmliche Orthographie des Neuhochdeutschen anschließen, wenn sie nicht von vornherein darauf verzichten wollen, einen größeren Leserkreis

---

[1]) Rud. v. Raumer, Dt. Mundarten. IV. S. 393.

[2]) Oskar Brenner, Mundarten u. Schriftsprache in Bayern. Bair. Bibl. 18. (1890). S. 52f.

[3]) Vgl. Hans Calm, Sprache u. Sprechen. Collegienhefte. Bd. 14. (1920). S. 74.

[4]) Vgl. Braune, PBB. 13. S. 575; zu Gryphius.

zu finden[1])." „Es bleibt dem (Dialektschriftsteller) nichts übrig, als sich an die Schulrechtschreibung zu halten, denn die Anwendung jeder auch noch so vereinfachten Lautschrift würde seine Arbeit zuschanden machen[2])." Von einer solchen bewußten Überlegung kann in unserer Epoche keine Rede sein. Insofern handelt der Dialektdichter unserer Epoche naiv, als er weder die Fähigkeit noch auch eigentlich das Bedürfnis zu einer außerhalb der herkömmlichen Schrifttradition liegenden Schreibmöglichkeit in sich trägt. Diese herkömmliche Schreibart ist für ihn der einzig reale Besitz, um so realer, als sie noch nicht in allen Einzelheiten festgelegt ist und als sie somit ein erstrebenswertes und erstrebtes Ziel bedeutet. Daß etwas außerhalb dieser Schreibtradition verwendet werden könnte, steht gar nicht zur Diskussion.

Nach diesen Erwägungen ist es nicht verwunderlich, wenn Lowack (S. 3f.) von den Dialekttexten im Drama feststellt, „daß (der jeweilig angewandte Dialekt) in den meisten Fällen nicht unbeeinflußt vom Hochdeutschen ist, daß sich vielmehr . . . manches hochdeutsche Wort . . . eingeschlichen hat, eine Erscheinung, die indes um so weniger zu verwundern ist, als ja die älteren Dramatiker meist gebildete Geistliche und Magister waren, die dem unverfälschten im Volke gesprochenen (Dialekt) doch mehr oder weniger fernstehen mochten". Diese letzte Feststellung gilt ja gewiß nicht allein für die Dialektrollen des Dramas. Aber es darf neben dieser soziologischen Angelegenheit nicht vergessen werden, daß das innere Verhältnis zwischen Mundart und Schriftsprache auch seine Rolle spielt, unbekümmert um die klassenmäßige Zugehörigkeit der Schreiber und der Dichter.

---

[1]) J. F. Kräuter, Über mundartl. Orthographie. Dt. Mundarten VI, S. 305.

[2]) Karl Haag, Über Mundartenschreibung. ZfhdMa. II. (1901) S. 289ff.

Unbegreiflich aber bleibt, — und wir werden das in den einzelnen Untersuchungen zu belegen haben —, eine Feststellung, daß dialektische Dichtungen, wie die Baumburger, als „treffliche Proben" des Dialekts gelten könnten. Das widerspricht allen Möglichkeiten, die in unserer Epoche liegen. „Dazu gehört eben", so wird wohl die Dialektdichtung gekennzeichnet, „um es kurz zu sagen, ein zweites Gesicht. Der Mann muß gleichsam doppelt geschaffen sein und beide Einheiten müssen sich nahezu unabhängig voneinander bewegen können . . .[1])": die dialektisch-mundartliche und die hochdeutsch-schriftsprachliche.

Dies und die vorhin erwähnte Zuweisung der Dialektdichtung an die höheren Stände führt uns aber dazu, uns noch in etwas klarer zu werden über ihr eigentliches Wesen. Denn wir haben gesehen, daß es durchaus möglich ist, daß zwei Forderungen dicht beieinanderstehen: einmal die Forderung, man solle schreiben, wie einem der Schnabel gewachsen ist, — und wir können hier nicht darauf eingehen, ob diese Forderung an der angeführten Stelle wirklich so wörtlich ernst gemeint ist —, zum andern auch die Forderung, man müsse schreiben, wie man von Rechts wegen eigentlich sprechen sollte. Das sind doch zwei völlig verschiedene Ideale: das eine ist die Tendenz zur Mundart, das andere die Tendenz zum Dialekt. Oder, wenn wir es ganz auf eine Formel bringen: das eine ist das Streben zum Gesprochenen, das andere das Streben zum Abweichenden, das eine eine realistische Tendenz, das andere eine sozusagen romantische Angelegenheit. Wir werden nicht sagen dürfen, daß das eine vom andern abhängig sei, etwa so: man ist bemüht, das gesprochene Wort wiederzugeben; aber man ist unfähig dazu und gelangt nur zu einigen dialektischen Merkmalen. Vielmehr entspringen beide Tendenzen zwei verschiedenen

[1]) Holder S. 191.

Quellen, und nur indem das Prinzip zur Mundart auch aus dem Dialekt Material zu seiner Versinnbildlichung entnimmt, tritt eine enge Berührung zwischen Dialektdichtung und dem realistischen mundartlichen Ideal ein.

Das romantische Wesen der Dialektdichtung erhellt nicht allein aus ihrer soziologischen Zugehörigkeit[1]), sondern auch aus ihrem historischen Auftreten[2]). „Erst als die nhd. (Einheitssprache) in ihrem vollen Glanze dastand, wurde auch der halbvergessene (Dialekt) wieder zu Ehren gezogen[3])." Der Dialektdichtung erster Frühling fällt zeitlich zusammen mit der höchsten Blüte neuhochdeutscher klassischer Dichtung — und mit der Herrschaft der romantischen Epoche in Deutschland. Diese Dialektdichtung ist Angelegenheit der Gebildeten und bedeutet eine Flucht aus der gewöhnlichen Welt. Mit der „Volksdichtung" kann sie sich nur „teilweise"[4]) identifizieren. Adolf Socin[5]) setzt den Beginn der Dialektdichtung bei

[1]) Vgl. Fischer, Beiträge I, S. 233: „Der Ungebildete oder Halbgebildete spricht wohl Dialekt, aber er schreibt ihn nicht. Er hat gelernt, schriftdeutsch zu schreiben, wenn auch noch so mangelhaft. Die mundartlichen Gedanken und Worte kleiden sich ihm, sobald er die Feder ansetzt, in schriftsprachliches Gewand." — „Es schreibt vielmehr nur der Gebildete Dialekt und dieser kann ihn nur schreiben, sofern das, was er sagen will, nicht der Sphäre der höheren Bildung angehört."

[2]) Dazu die Verwendungsmöglichkeit des Dialekts in stofflicher Hinsicht, vgl. Fischer, Beitr. I, S. 238: „Der Dialekt als Literatursprache kann nur zur Charakteristik fremder Denk- und Redeweise, nicht als direkte Lebensäußerung des Redenden dienen . . ., und es ist gewissermaßen die Probe auf diesen Satz, daß es gerade in der schwäbischen Lyrik von Verstößen gegen die elementare Richtigkeit des Dialekts in Laut, Formen und Wortschatz wimmelt, wie nirgend anderswo . . ." I, S. 236: „Daher ist die Lyrik die Achillesverse unserer Dialektdichtung."

[3]) Vgl. Paul Suter, Die Zürcher Mundart in J. M. Usteris Dialektgedichten (1901) S. 1.

[4]) Vgl. Nagl-Zeidler, S. 761.

[5]) S. 444.

Herder an. „Wo bisher gelegentlich (dialektische) Stücke . . . zur schriftlichen Fixierung waren verwendet worden, geschah es in parodistischer Absicht, oder doch um die Sprechweise des gemeinen Volkes(?) zu kennzeichnen. Ihr Wert ist daher viel weniger ein litterarischer und poetischer als ein sprachlicher (?) und culturhistorischer. Von einer wahren Dialektdichtung kann man erst von der Zeit an sprechen, wo die Volkssprache dadurch idealisiert wird, daß der Dichter aus dem Realismus, der ihr von Natur anklebt, das Gemeine, Triviale, allzu Derbe vermeidet . . . , daß zur Treue in der Schilderung volkstümlicher Anschauung und Sitte nun auch der poetische Genuß des Lesers tritt." Das ändert nichts an der Tatsache, daß bereits in unserer Epoche, vor allem auf niederdeutschem Gebiet, die Anfänge dieser modernen Dialektdichtung erkannt werden können. —

Es ist ohne weiteres klar, daß eine Untersuchung einer so verstandenen „mundartlichen" Dichtung, das heißt, der Spuren eines Versuches mundartlicher Dichtung, nicht zu einem systematisch geordneten Ring von Erscheinungen führen kann. Das um so weniger, als, wie wir ausgeführt haben, es uns gar nicht darauf ankommt und darauf ankommen kann, die dialektische Treue nachzuweisen, sondern allein die mundartliche Konsequenz. Unwesentlich erscheint außerdem, gerade im Hinblick auf unsere Betrachtungsmethode, die Darbietung und Darstellung der gesamten Quellen, die unsere Epoche zur Verfügung hat.[1]) Wichtig ist für uns, an einigen herausgegriffenen, leicht zugänglichen Beispielen das grundsätzliche Verhältnis von Mundart und Schriftsprache zu illustrieren.

---

[1]) Vgl. etwa die Quellen, die Huber angibt: Die Literatur der Salzburger Mundarten. 2. Aufl. Mitteil. d. Ges. f. Salzb. Landeskunde. (1900) S. 82f.

Die Auswahl dieser Beispiele ist ohne jedes strenge Prinzip. Es liegt ihr nicht eine bestimmte Regel zugrunde, obwohl es an solchen möglichen Prinzipien der Auswahl nicht fehlen dürfte. Es ist lediglich darauf geachtet worden, daß, soweit es möglich war, die Landschaften in ziemlicher Vollständigkeit beteiligt wurden. Es ist weiter darauf gesehen, daß nicht nur die rein dramatische Dichtung, sondern auch die monologische herangezogen wird, wenn auch jene naturgemäß überwiegt. Zuletzt spielte natürlich die Eindeutigkeit der Überlieferung eine Rolle: einigermaßen zuverlässige Datierbarkeit und leichte Erkennbarkeit der mundartlichen Absicht überhaupt. Dem Volkslied war unter solchen Umständen schwer beizukommen[1]). Wir haben uns dann auch entschlossen, auch das historische Lied, das durchaus datierbar ist, auszuscheiden, zumal das übrige Material sicherlich reich genug ist, um ein einigermaßen vollständiges Bild zu entwerfen.

Nach allem blieb für die Darbietung selber nichts anderes übrig als die Aneinanderreihung der einzelnen Denkmäler und die an jedes sich anschließende Einzelbesprechung. So ist wohl in jeder dieser Einzelbesprechungen der große Unterschied zwischen Lautstand und Ausdrucksschatz deutlich geworden, den wir prinzipiell ja bereits erkannt haben. Aber dieser Unterschied hat nicht zu einem allgemeinen Darbietungsprinzip gemacht werden können. Es bedarf auch nur einer kurzen Erinnerung an unsere oben dargelegten Auffassungen von der Betrachtungsweise überhaupt, um zu erkennen, daß der Lautstand, oder vielmehr sein graphisches Bild, in weit höherem Maße unserer Untersuchung zugänglich ist als der Wortschatz. Dazu kommt die Beschränkung, die wir uns auferlegen mußten hinsichtlich der Darstellung des Verhältnisses von Mundart und Schriftsprache in unserem früheren Abschnitt.

---

[1]) Vgl. Wagner, Deutsche Mundarten VII. S. 243.

Meines Wissens ist eine solche Betrachtung dialektischer Dichtung, wie wir sie anstellen wollen, noch nicht versucht worden. Die Arbeiten von Agathe Lasch[1]) gehen darauf aus, das Verhältnis zwischen mittelniederdeutscher Schrifttradition und dialektischer Übung vornehmlich zu bestimmen. An Klagen allgemeiner Art über die Diskrepanz zwischen moderner Dialektdichtung und wirklich gesprochener Sprache hat es keineswegs gefehlt. Zu einer systematischen Untersuchung ist es aber nicht gekommen. Allenfalls sind die wenigen Andeutungen zu erwähnen, die Otto Behaghel in seinem Aufsatz „Mundartstümper" gibt[2]).

III. EINZELNES

1. ZUM NIEDERDEUTSCHEN

Die von uns vor allem aus den Briefen der Kurfürstin Sophie von Hannover angeführten niederdeutschen Stellen sind nicht umfangreich genug, um ein zuverlässiges Urteil zu gestatten. Allenfalls läßt sich der zitierte Ausspruch der „lantfraw" anführen:

„Nein, wey bleiben by unsen Snipschnapschnur[3])."

Werden wir nicht ohne weiteres sagen dürfen, ob die Verbalform aus dem Missingsch der Sprecherin kommt oder von der Schreibung der Kurfürstin, so ist doch für ‚Snipschnapschnur" das Einwirken der hochdeutschen Schreibgewohnheit unverkennbar. Und es ist interessant, daß eine solche Einwirkung sich bereits bei einer so kleinen

[1]) Die Mundart in den nordniedersächsischen Zwischenspielen des 17. Jahrhunderts. Aufsätze zur Sprach- und Literaturgeschichte. Festschrift für Braune. Dortmund. (1920) S. 299ff. — Beiträge zur Geschichte des Mnd. in Hamburg. N. J. 44. (1919) S. 1ff.

[2]) Von deutscher Sprache. Aufsätze, Vorträge und Plaudereien. Lahr (1927) S. 320ff.

[3]) Publik. aus pr. Staatsarch. 37. S. 123.

Probe einstellen kann und zudem bei einer Persönlichkeit, deren enge Verbundenheit mit der schriftsprachlichen Tradition doch nicht allzuhoch eingeschätzt werden darf.

Wir können ähnliche Feststellungen auch bei der niederdeutschen Kunstdichtung im engeren Sinne machen, bei allen Vorbehalten, die wir vorausgeschickt haben. Natürlich ist es, daß die Willkür der Schreibweise das lautliche Bild trübt[1]).

Bei Beccau[2]) belegen wir eine schriftsprachlich beeinflußte Verbform neben einer dialektisch einwandfreien:

„Will man mit ihr ein wenig thalen,
So spricht sie also fort: y last dat dulle Dwahlen.
Will man sich einst um ihre Gunst bemühn,
So ist ihr erstes Wort: Wat schall dat heveln syn?
Sie spricht, wenn man mit ihr galant will reden:
Ey, scheert ju weg, un laht[3]) my doch thofreden."

Ähnliche Betrachtungen lassen sich auch sonst anstellen. In einem niederdeutschen Gedicht von 1683[4]) heißt es:

„. . . nicht ein halff Jahr . . ."

Gleich darauf aber:

„. . . nich möhr . . ."
„. . . wilt ock seggen nich . . ."
„. . . nich ob juen Hanjel lacht . . ."

Annehmen läßt sich ein solcher schriftsprachlicher Einfluß auch, wenn nebeneinanderstehen[5]):

„. . . Kinnes-Kinnern . . ." (1714)
„. . . dei Kindeskinder . . ." (1718)
„. . . hundert . . ."

---

[1]) Kohfeldt, Plattd. mecklenb. Hochzeitsged. (1908). S. 6.

[2]) Weltliche Gedichte S. 180.

[3]) Theatralische Gedichte S. 93f: „Also jy Herren lath ju sagen."

[4]) N. J. 35, S. 66f.

[5]) Ebenda S. 79, 81.

und in einem anderen Gelegenheitsgedicht auf den gleichen Anlaß:

„. . . unner hunnerten . . .“

Wir gedenken dabei natürlich der Einschränkungen, die wir früher über die Möglichkeit des Vergleiches einzelner Quellen untereinander gemacht haben[1]).

„Nu Gott bewahre Jöck mit Kind un Kinnes-Kinnern,
Un störe wat Jik will in juen Warken hinnern,
Hei hole Jök altied vergneuget un gesund,
Det wünscht dat ganze Land uht Hartens-Grunn un Mund[2]).“

Auch der Kannengießer Holbergs in seiner niederdeutschen Übersetzung[3]) zeigt vereinzelt Wirkungen der hochdeutschen schriftsprachlichen Tradition, so daß in ihm das Dänische, das Mittelniederdeutsche und das Hochdeutsche zusammentreffen. Nicht nur daß das Dehnungs-h verwendet wird, und zwar da vornehmlich, wo es der hochdeutschen Übung entspricht[4])! Wir stellen nur beispielsweise einige Schreibungen des unbestimmten Artikels zusammen. (S. 5.)

„Ick heb ein wigtig Warf . . .“
„. . . een Dink . . .“
„. . . en good ehrlk Handwarksmann . . .“
„. . . en studeret Mann . . .“
„. . . en tiidlank . . .“
„. . . en gemeen Wäsen . . .“
„. . . eene ohle . . . Fru . . .“

---

[1]) Wie weit sich der Reim zur Erkennung eines schriftsprachlichen „Einflusses heranziehen läßt, bleibt dahingestellt.“ Vgl.: „üm: drum“ (N. J. 33, 160) „Mauseciren: schweren“ (Kohfeldt Nr. 5), „Wunner: Plunder“ (ebenda Nr. 21).

[2]) N. J. 35, 79.

[3]) Drucke des Ver. f. nd. Sprachf. VI. hrsg. Borchling (1924).

[4]) S. XIV.

Ähnliche Spuren finden wir in den plattdeutschen Stellen der „Pietisterey im Fischbeinrock" der Frau Gottsched[1]). Wir dürfen ihre Absicht, wirklich gesprochene Sprache zu geben, als gewiß annehmen. Aber die schriftsprachliche Tradition mischt sich ein. Wir denken dabei weniger an die unniederdeutsche Präfigierung des Partizips[2]):

„. . . den he myner Dochter gegewen hefft . . ." (S. 108)

als an sich wiedersprechende Schreibungen wie diese:

„Ja freylich . . ." (S. 108),

„Ja! frylich." (S. 110),

die sich auch in ihrem sonst durchaus einwandfreien Text findet. Wobei aber die Frage aufzuwerfen ist, welche Rolle der Drucker dabei spielt.

2. CHRISTIAN WEISE.

Christian Weises Auffassung von der Wichtigkeit des gesprochenen Wortes für die dramatische Dichtung und zumal für die dramatische Darstellung haben wir bereits kennengelernt. Ganz zweifellos ist die starke Verwendung des Dialekts in seinen Aufführungen. Überliefert ist der Dialekt nur an einer einzigen Stelle. Aber nach dem vorangegangenen ist es für uns schon sicher, daß diese Beschaffenheit der Überlieferung nur in einer „Bequemlichkeit"[3]) des Schreibers verwurzelt ist[4]). Den Dialekt zu schreiben, ist so schwer, daß man meistens, auch da, wo der Dialekt gedacht ist, die volle schriftsprachliche Tradition aufnimmt und hochdeutsch schreibt. Unternimmt man es dennoch, das gesprochene Wort im Gewand des Dialekts zu schreiben, so gelangt man nur unvollkommen

---

[1]) Schaubühne VI. — Schlenther, Frau Gottsched. (1886) S. 147f.

[2]) Vgl. Lasch, Festschrift für Braune. (1920) S. 311.

[3]) Rückert, Geschichte der nhd. Schriftspr. II, S. 344.

[4]) Vgl. Lowack. S. 136.

zum Ziele. Im Grunde ist dieser in einer Unfähigkeit zur schriftlichen Fixierung des Gesprochenen liegende Verzicht auf die dialektische Schreibung der dialektisch gedachten Rollen identisch mit der Behandlung der Hanswurstrollen in den Wiener Haupt- und Staatsaktionen. Sie sind „nur dort ausgeführt, wo sie in die Haupthandlung eingreifen, in den übrigen Szenen müssen sie nach kurzen, indirekten Anweisungen extemporiert werden[1])." Zwischen beiden Erscheinungen besteht allenfalls ein Gradunterschied.

Für uns ist es nun interessant, zu sehen, wie weit Christian Weise dieser einzige[2]), und sicherlich doch möglichst ge-

[1]) Payer von Thurn. W. H. I, S. IX.

[2]) Zu diesem einzigen Versuch, den ihm selber geläufigen, gesprochenen Dialekt zu geben, wäre unter anderem außerhalb des Dramas noch beizufügen ein Abschnitt in den Erznarren, wo er einen Marktschreier auftreten läßt: S. 91 ff.

„Secht ihr Herren, sagte er, am Anfang schuff Gott Himmel und Erde, am letzte Tage hat er auch den Mensche erschaffe. Darumb schreibe alle Gelährte davon, daß das Mensche Schmaltz alle andere Schmältze übertrifft, wie das Gold das Kupffer. Wenn ich nun mein Salb mach, so nimm ich erstlich dazu Mensche Schmaltz. Darnach nimm ich Wachs, Wachs sag ich ist in einer Apotecke von nöthen denn in einer Apotecke sind vier Seule, ohne welche keine Apotecke über Jahr gantz bleiben kan, und wen sie des Römischen Käsers Apotecke wär. Die erste Seule ist Wachs, die andere Honig, die dritte Zucker, und die vierte Wass i nit. Weiter nim ich dazu das Johannis Oel, das fleust im Lande Thucia auss die harte Steinfelse, auß die wunderbahre Schikkung GOttese. Mehr brauche ich das Olium Toppolium, Schmaltz von einer wilden Katze, die schläfft auff dem Schweitzer Gebürge von Sanct Gallen biss Sanct-Görgen Tag, und wird im Schlaffe so faist, daß, wer es nicht gesehen hat, meynen solte es wär erlogen.

wissenhafte Versuch, Mundart zu schreiben, gelingt. Es ist ihm selber etwas ungemütlich dabei: „Ich habe hier auff die Schlesier Mund-Art gesehn, so viel ich mich derselben von dreyzehn jahren her besinnen kan. Drum habe ich dem Meißnischen leser zu gefallen etliche dunckle wörter erkläret[1])." Daß Weise seine Sprache um des besseren Verständnisses willen gemäßigt habe, läßt sich

---

Sumirum Summarum, ich nimm darzu die Kräuter Herba, die wachsen in dem Land Regio, auf dem Berge Mons, in dem Monat Mensis genann, daraus wird mein Salb, und i will kain ehrlicher Mann syn, wo iemand im Römischen Reiche solche Salb hat. Kommt her ihr Herre, käfft in der Zeit, so habt ihr in der Noth."

Die Rede ist ein Versuch, die wirkliche Sprache des Anpreisers wiederzugeben. Die einige Male durchbrechenden reinen Dialektformen müssen als gewollte Charakteristika der tatsächlichen Rede gewertet werden. Sie, zusammen mit den lateinischen Brocken, vervollständigen das Bild des Dargestellten. Eine solche Rede kann natürlich nicht geprüft werden auf ihre schriftsprachlichen Beeinflussungen, da wir nicht von dem Vorbild wissen, das der Dichter vorzustellen wünschte. Vgl. auch Otto Behaghel, Geschriebenes Deutsch und Gesprochenes Deutsch. Wibh. 17/18. (1900). S. 226.

Theodor Matthias, Neue und ergänzende Belege aus Christian Weise (ZfdW. II, S. 25f.) gibt an, daß nicht nur bezüglich des Wortschatzes, sondern auch bezüglich der Wortform sich bei Weise Unterschiede unter den einzelnen auftretenden Personen erkennen ließen. Wir können nicht einer solchen Beobachtung hier nachgehen. Jedenfalls stimmt sie doch wohl mit den Feststellungen überein, die sich an den Wiener Haupt- und Staatsaktionen durchaus machen lassen. Wir haben in dieser Erscheinung letzte Reste oder vielmehr erste Anfänge eines Versuches zu erblicken, wirkliche Mundart nicht nur dem Ausdrucksschatz nach anzudeuten, sondern auch zu schreiben. Spuren, die wegen ihrer Feinheit und Schwerfaßbarkeit ohne gründlichste Vorarbeiten für unsere Studien nicht verwendet werden konnten.

[1]) Überflüssige Gedanken. (1701). — Die beschützte Unschuld S. 460ff.

aus einer solchen Äußerung nicht ohne weiteres entnehmen. Er kommentiert nur. Wie schwankend und unregelmäßig er das tut, das ist auch interessant festzustellen. Er hat sogar Bedenken wegen der dialektischen Treue. Wir werden nicht festzustellen haben, wie weit sein Dialekt rein ist. Wir achten lediglich auf die unverkennbaren schriftsprachlichen Einwirkungen.

Wichtig ist indessen, daß Weise offensichtlich das Hauptgewicht auf das Wort legt. Er interpretiert die unverständlichen Ausdrücke. Jedenfalls ist das seine Absicht. Ob er sie so durchführt, wie wir es nach dem Wortlaut seiner Äußerung erwarten müßten, ist eine ganz andere Frage.

„Nach der dritten handlung . . . tretten zwey Bauren an unterschiedenen Orten auf, und singen oder reden folgendes . . ."

„Hanss. Jenee jenee, du närrscha wält,
Es öss wuul thomm mit deer bestaält,
Ich mächte mich zer pfarde-kuttal wungarn
De frimmigkeit öss lange tuud,
De schelma wärda su gemeene,
Wär frumm öss där hat grusse nuth,
On öss an narr alleene,
De guude gruusse-mutter hoit,
Viel johre har devoin gesoit:
Es giht och nerne (nirgend) närrscher zu
Ass ä dar lödga (leidigen) wält.

Nickel. Je nobber Hanss, waas hatt er (habt ihr) su ze brumma.
Eer hatt mer haich (ihr habt mir halte ich) a bössel karsch (brandwein) of d' arma siel genumma.

Hanss. Jaäa glaech der saiche (derselbe) warsch,
Der karsch vergiht enn wuul
Ich haa mich su erbrämst, ich bin verbuust (Bossheit) gantz vuul (truncken).

Nickel. Wer hot ich was gethoin?
Hanss. Ich wälda feine froin?
Nickel. De froga stiht ju frey.
Hanss. Je säht er nech de gruussa schelmerey,
Die ätzt an schwanga giht?
Wär brava liega kain der saiche main bestiht
De wohrt (warheit) öss nech mih (ist nicht mehr) of der ärda
Ich haale wenns nech besser wördt,
Se muss ich indefort (immerfort) zum schelma wärda.
Nickel. Er müst es äba (eben) wössa,
Wär hot ich dass ofs maul geschössa?
Das luuse volck kain wuul met onder loffa,
Dach seyn nöch alle su,
De frumma de gehira nech derzu.
Es kömmt mer för ass wie ban (bey den) schoffa,
De öss manch reudig raben ooss.
Hanss. De böst a schinner narr, de host a quarck errotha,
Wär nöch a reudig schoff mit öss,
Mit däm löffts of a schöss,
Und där wördt nöch veel jonga hühn all brota.
Nickel. Es währt ack (nur) nöch gar lange,
Ma kain de lugner baale fanga,
Ich lobe dach de wohrt.
Hanss. Ich schöss der of de wohrt,
Ond wenn ich tausend johr de wort zer frihne (fröhne) redte,
Nickel. Ond säst (sonst) kee gäld am battel (beutel) hätte,
Se wörd ich dach kee grofe.
Nickel. Ond wenn de tausend johr an gruussen handel leugst,
Ond alle wält betreugst,
Se quäm (käm) ich dör dach nöch ze hofe.

Hanss. Ick haa ack nöch raicht ausgelärnt.
Wenn ichs su guut ass önsa joncker kändt,
Mei siel wenn hä wais erdenckt.
Und seina fratza of de bahna brengt,
Si biega flugs de bohla (balcken) ond de wände.

Nickel. Dass wäga hot ha nech sei edelgutt,
Du magst wul ärger liega,
Se bleibste dach än armer funfzahutt,
Ond kriegst nöch eene ziega.

Hanss. Jääa, ünse schreiber kan es ooch,
Ha leugt dass emm de oga (augen) ubergihn
Ond wärs nech wil verstihn,
Där muss zum element ass looch.
Ha össa armes könd gewäast
De wohrt die hätts en nöch gethon,
Do hot en nischt devon,
De liega hölfft ehmei das näast.

Nickel. Wu äss der aala schreiber henn,
Ich haal, er hot sich schuun
An enner seeler-prätzel tuud gefrassa,
Wär weess was önse hura-suhn
Noch vör a ende nömt?
Der joncker werds ehm nöch vergassa,
Wen ack der täag of klee Mertine kömmt.

Hanss. Wer schört sich ömm a tag?
Er hot dach etz su viel ha mäag.
Dernoch se leugt sich öss zum andern,
Ond hot ha gald genung, se kain ha lächtlich wandern.

Nickel. Wenn ack der galga nöch noch senner kähle schnappt.

Hanss. Ha öss a kluger koop, ha werd nöch flugs ertappt.

Nickel. Wuu lästen äder (wo last man aber) sei gewössa (gewissen)?

Hanss. Gewössa hie gewössa haar
Ich lob an fetta bössa.
Nickel. Se gieht ack gleisemähr (gleich so wol)
Dän tueufeln an de racha
Där wärd ich wull de fetta bössa kacha (kochen).
Hanss. Jäaa dör än häatschen dräack.
Welstu em pfarr ass hamprich (handwerck) falla
Se wär ich nöch de lenge mit der stalla,
Söss heut ohn däm kee feyertäag.
Nickel. Se gieh ack immer hie,
De wohrt bestieht dach ih (eher)
De lüga öss as wie a schnie,
Där leit am wönter of der arda,
Ond wenn de sonn a bissel stöcht,
Se muss a flugs ze dräcka wärda.
Hanss. Du jeäsel halt de frassa,
Wär of de lüga schmählt där schimpta joncker ooch,
Wöst och a wäag äss hundelooch,
De host ju nehrten (nechst) do gesässa,
Ich bin kee narr wie du.
Ich bleiba bey där lüga,
Ond helffa stäla und betriega,
Mei joncker Borgia där macht es äba su,
Wär welde (wolte) mich nu stroffa,
Säht, wie de hörta seyn so seyn de schoffa.
(Die Wahrheit präsentiert sich.)"

Ein Blick auf die Schreibung dieses kleinen Stückes zeigt, daß es mit der Zuverlässigkeit der Ortographie nicht weit her ist, und daß Schlüsse auf den Stand des Dialekts kaum gezogen werden könnten.

Das beweist einmal die Schreibung einiger dialektisch reiner Reime in der schriftsprachlich gewöhnten Form:

redte: hätte lüga: betriega.

Und wie ist es möglich, den phonetischen Wert einer so

schwankenden Schreibung und so schwankender Reime festzustellen wie dieser:

wält: bestaält arda: wärda
gewäast: näast a tag: mäag
haar: gleisemähr dräack: feyertäag?

Oder ein anderer Reim:

gar lange: fanga.

Klar wird aus solchen Fällen nur, daß der Schreiber selber keineswegs sicher ist, wie er die Formen graphisch wiedergeben soll. Die Folge ist ein Schwanken in der Schreibung, ein Suchen nach der treffendsten Form und ein bewußtes oder unbewußtes Anlehnen an die hochdeutsche schriftsprachliche Tradition, dessen Prozeß sich im einzelnen kaum reproduzieren läßt, der aber bei dem Verhältnis der Dialektschreibung zur schriftsprachlichen Schreibung geradezu selbstverständlich ist. Ein Reim wie der zuletzt angeführte macht deutlich, daß „das ausklingende a" in der Tat „bloß ein Verlegenheitsmittel" ist, um den unbestimmten, dumpfen Schlußlaut zu bezeichnen[1]). Die Schreibung zeigt sich eben als ein Unternehmen ohne jede Tradition, das sich also notgedrungen an eine fremde Überlieferung anlehnt. So offenbart sich uns die Krisis, in die die Mundart eintritt mit dem Augenblick, da sie aufgezeichnet werden soll.

Wir finden dafür Belege auch außerhalb des Reimes:

467. Wär bräve liega kain
468. Ma kain de lugner baala fanga
. Jäaa, ünse schreiber kan es ooch
469. se kain ha . . .

Oder die „und"-Formen:

466. On öss a narr alleene
467. Und där wörd nöch veel jonga hühn all brota

[1]) Ludwig Hertel, ein historisches Volkslied in Suhler Mundart aus dem Jahre 1704. ZfdMa. VI. S. 371.

468. Ond wenn ich tausend johr
Ond wenn de tausend johr
Ond alle wält betreugst
Und seina fratza
Ond kriegst nöch eene ziega
Ond wärs nech wil verstihn
Ond hot ha gald genung
Ond wenn de sonn a bissel stöcht
Ond helffa stäla und betriega.

Formen für nicht:

467. öss nech mit
wenns nech bösser wördt
seyn nöch alle su
gehörd nech derzu
wär nöch a reudig schoff
nöch veel jonga hühn
nöch gar lange

468. nöch ze hofe
nöch raicht
nech sei edelgutt
nöch eene ziega
wärs nech wil verstihn

469. werds ehm nöch vergassa
wenn ack der galga nöch
nöch flugs ertappt. usf.

Zuletzt noch: während jedes „die" die Form „de" hat, finden wir:

„Je säht er nech de gruussa schelmerey,
Die ätzt an schwanga giht?"[1])

Andere sich widersprechende Schreibungen, die auf einen Einfluß der schriftsprachlichen Tradition deuten, ließen sich leicht noch anführen.

Damit werden wir bereits zum Ausdrucksschatz hinübergeführt. An Dialektwörtern ist das Stück nicht auffallend reich. Kommentiert wird von dem Dichter selber

[1]) „Er hat dach etz su viel ha mäag." Vgl. Weinhold, schl. S. 138.

das einzige „karsch“. Alle anderen Kommentierungen beziehen sich auf lautliche Abweichungen von der Gemeinsprache. Die wenigen Dialektwörter heben das kleine Stück nicht hinaus über den gewöhnlichen, auch sonst anzutreffenden Weiseschen Wortschatz. Wir können höchstens das in unserem Stück sehr häufige „ack“, das sonst bei Weise nicht belegt ist, anführen.

Die gewählte Form gibt dem ganzen natürlich einen Charakter, der nicht an die wirklich gesprochene Sprache glauben läßt. Diese poetische Form und der mit ihr untrennlich verbundene Stil bestimmt den Ausdruck auch der Dialektpartie und hebt im Grunde jeden Unterschied zwischen dem dialektischen Stück und den übrigen Teilen, der über die lautlichen Charakteristika hinausgehen würde, auf. Es läßt sich da in unserem Zusammenhang schwer sagen, was zu einer tatsächlichen schriftsprachlichen Tradition gehört und wo der poetische Stilzwang einsetzt. Diese Weisesche Dialektpartie ist ohne weiteres in ein Weisesches Hochdeutsch zu übertragen. Es ist gar nicht angängig, zu zeigen, wo im Ausdruck, in der Konstruktion, in der ganzen Anschauung im einzelnen das Schriftsprachliche durchgebrochen ist. Es braucht auch gar nicht erst durchzubrechen. Denn es ist überhaupt nicht verdrängt. Es ist da. Es ist schlechterdings keine einzige Stelle vorhanden, die nicht genau so gut in hochdeutschem Lautstand erscheinen könnte. Wenn Weise das wirklich gesprochene Wort schreiben will, — und daß er das will, haben wir gesehen —, so beschränkt er sich lediglich darauf, die Aussprache möglichst genau zu markieren. Er kommt gar nicht auf den Gedanken, auch den Ausdruck der Sprechwelt anzupassen. Das Gesprochene, die Mundart erschöpft sich für ihn durchaus in der Aussprache. Im Grunde läßt sich ja ein anderes Ergebnis auch nicht erwarten. Bedenken wir, daß das uns vorliegende Stück nichts ist als die probeweise Bearbeitung eines doch sonst

hochdeutsch geschriebenen Textes in dialektischer Form, dessen Übertragung in die Sprechsprache sonst der Improvisation des Spielers überlassen bleibt, — ob dieser die geforderte Improvisation wirklich ausführt und vor allem, wie er sie ausführt, ist wieder eine andere Frage —, so ist doch auch anzunehmen, daß der Verfasser in dieser dialektisch geschriebenen Partie gar nichts anderes als die Aussprache dialektisch geben wollte. Improvisiert wurde bei der Aufführung doch auch höchstens die Aussprache. Der Text selber, der Wortlaut stand doch im großen und ganzen fest.

Für Weise ist also, nicht nur wegen der dialektischen Verwurzelung seines allgemeinen Wortschatzes, die wiederum in seinen allgemeinen künstlerischen Prinzipien ihre Bedingungen findet, sondern auch mit aller Bewußtheit und Klarheit das Mundartliche beschränkt auf die Aussprache. Will er Mundart geben, so schreibt er, wenn wir diese zugespitzte Formulierung wagen dürfen, sozusagen einen hochdeutschen Text in den gewählten dialektischen Lautstand um auf eine mehr oder weniger gelungene Art.

Wir werden von hier aus eine Antwort finden können auf die Frage, die wir an früherer Stelle aufgeworfen haben: ob Weises Texte, soweit sie hochdeutsch sind, überhaupt als Zeugnisse der Schriftsprache gelten dürfen. Was den Lautstand angeht, so werden wir diese Frage jetzt unbedingt bejahen müssen. Denn Weise will in diesen Texten doch hochdeutsche Schriftsprache schreiben. Einmal hat er es ausdrücklich nicht gewollt. Das ist der Fall, den wir hier ausführlicher besprochen haben. Wie er gelungen ist und wie stark der Einfluß der schriftsprachlichen Gewöhnung ist, das haben unsere wenigen Bemerkungen anzudeuten gesucht.

Aber in gewissem Sinne dürfen wir auch für den Ausdrucksschatz mit ja antworten. Denn dadurch, daß Weise ein ganz bestimmtes, ihm eigentümliches Bild von der

Natur des Ausdruckes hat, hört seine geschriebene Sprache nicht auf, Schriftsprache zu sein. Auch der schriftsprachliche Ausdruck ist eben nicht an feste, allgemeingültige Regeln gebunden, und der Kompromiß zwischen der einheitssprachlichen Ausdrucksmöglichkeit und den Möglichkeiten, die im gesprochenen Dialekt liegen, ist für jeden besonders und eigentümlich. Denn hier ist die Quelle des „Charakteristischen".

3. DANIEL STOPPE.

Daniel Stoppes schlesische Dialektdichtungen finden sich an drei verschiedenen Stellen:

I. Erste Sammlung von Daniel Stoppens Siles. Teutschen Gedichten. Franckfurt und Leipzig 1728[1]).
   1. Supplic an den N. N. wegen sich ereignender Nothdurfft, Dialecto Silesica. S. 142ff.
   2. Schlesische Bauer-Cantate. S. 149ff.

II. Zweyte Sammlung von Daniel Stoppens Siles. Teutschen Gedichten. 1729.
   3. Auf das Hoch-Vornehme Scholtz und Teutscherische Hochzeit-Fest in Rochlitz. S. 4ff.
   4. Be dam Frilicha Rab-a Büttnerischen Huchzig Laba derschien medar Groackelvazegon Hannss Bachstilsge Ein Noahmen Ennes andern Vogels. S. 8ff.
   5. Em Jahre 1728. Be dar Frilicha Linck- an Fentschelischa Huxt derschien mit dam duchta Zädel der Stoadschreiber uffem Durffe bem ahla Barge, wu dä grosse Linde stiht. S. 13ff.
   6. Schlesische Polognaise. S. 65ff.
   7. Anno 1728 . . . als Herr G. W. Emmerich . . . seinen Nahmenstag feyerte, erschienen dabey mit ihrem Glückwunsche Lurtza-Friedrich nebst seinem Jungen und dem Schulmeister. S. 81ff.
   8. XVIII. satyrischer Brief. S. 149f.
   9. XXV. satyrischer Brief. S. 180f.
   10. Bauer-Lied. S. 208ff.

---

[1]) Gleichlautend mit der Ausgabe von 1742: Franckfurt. Leipzig. Tobias Heinrich Schröder. — Vgl. Werther.

III. Der Parnaß im Sättler Oder Schertz und Ernsthaffte Gedichte, Herrn Daniel Stoppens aus Hirschberg. Frankfurt und Leipzig. 1735.
11. Drama zum Namenstage G. W. Emrichs. S. 503ff.
12. Drama zum Namenstag der Frau Emerich. S. 505ff.

Äußerungen Stoppes über die Anwendung des Dialekts stehen uns nicht zur Verfügung. Wir können an den beiden angeführten dialektischen Überschriften bereits feststellen, daß Wirkungen der schriftsprachlichen Tradition und einer durchgängigen graphischen Hilflosigkeit vorhanden sind. Neben

„Be dam Frilicha Rab- a Büttnerischen Huchzig Laba."

steht:

„Be dar Frilicha Linck- an Fentschelischa Huxt . . ."

Dazu verweisen wir auf das Auftreten des durchaus unmundartlichen einfachen Präteritums und des eben so unmundartlichen Genitivs. Die beiden dialektischen Überschriften zeigen uns ihrem ganzen Charakter nach wiederum das, was wir soeben bei Weise in größerem Umfange hatten feststellen können: man beschränkt sich darauf, einen durchaus schriftsprachlich gedachten und schriftsprachlich komponierten Satz mit den lautlichen, dialektischen Charakteristika zu versehen, die in der Schrift mehr oder weniger völlig zur Erscheinung gelangen. Wir wollen damit natürlich nicht sagen, daß Stoppe in seinen dialektischen Gedichtüberschriften Mundart habe geben wollen. Wir werden hier nicht von Mundartdichtung reden, allenfalls von Dialektdichtung. Aber auch von Dialektdichtung nur insofern, als das lautliche Gewand dem Dialekt entnommen ist. Es handelt sich im Grunde um nichts als um eine einfache orthographische Glossierung des Hochdeutschen in den gewählten Dialekt. Mit diesem vorläufigen Ergebnis treten wir bereits an die Stoppeschen Dialektversuche heran.

Nirgends deutlicher wird dieses Transkribierungsverfahren als in dem Bericht, den der dialektisch redende

Pflaumatuffel von seiner Reise in die Stadt[1]) gibt. Nie tritt eine Umschreibung mit tun auf. Das einfache Präteritum herrscht allgemein[2]). Darüber wird noch zu sprechen sein, wenn wir uns die vollständige Rolle des Pflaumatuffel einmal vor Augen geführt haben:

„Mit Gunst an Derlaub! Ich hätt ah Wörtla ze gedenka."

„Ja wenn ichs nu raicht förmlich fürbrenga könnde. Ich weess ver Freden nich, wu ich oafangen soal. Ma ihs ju goar ze vergasserlich. Ich hatt mers su schmuck eigefadelt, nu das zum Traffa kimmt, wehs ich mich weder uffs hingerste, noch uffs vörderste ze besinn. Kinnter mer ne ah Bissel druff halffa?"

„Je nu, ich dächt ihr söllts wissa, wies mit ünser ehm ihs. Wir schlachte Loite kinn de Wurte nich immer oanam Schnürla hoan. Lustmer ack noch ah kle Bissel Lufft! S'weltzt mer uff der Zunge rim, s'wird wul endlich noch rauskumma. S'mag sich nu su lange brinckaln, as wiel."

„Herr! Schulze! nu kimmts. Ich hoa an friliche Boothschafft, die em ganze Lande dersprisslich seen wird. Ich hoa su was derschnapt, wie uns arma Loita ze rotha wär, dass wer könnda uff emohl su reich waarn, dass wer sei lahtige kene Nuth leda dörffta."

„Guld an Silber, wie 's ehs hoan wiel."

„Gnadiger Herr Schulze! an au Herr Mühl-Casper! ihr wardtich no ze besinn wissa, doass ich gen Tag an Brieff mit am gantza Kober vuhl Kerms-Kucha oa inses Herr Pfarrs Fro Mutter uff Hirschberg troan muste. Se hättmer wul kundt an Bihma Tranckgeld gahn, aleen se liss be zwä Gröschlan bewenda. Was wullich nu thun? ich hätts sist wul ne genumma, weil se aber s' Herr Pfarrs Mutter woar,

[1]) Parnaß S. 507 ff.

[2]) Hermann Fischer (Beiträge I. S. 238) und August Holder (Gesch. der schwäb. Dialektliteratur S. 190) führen das verhältnismäßig seltene Vorkommen dialektischer Präterita auf die Scheu zurück, ohne einfaches Präteritum zu erzählen.

se hildich ser zu gute. Ich hoaser ne amohl gesoat, dass se su an grobe Tese war, an grieff sich ne besser oa. Be menner Siel! wemmers sist jemand gewaast wär, ich hatt-der nich winger als an Bihma genumma, s' hätt au miga hie kumma wu's gewullt hätte. Ich wiss au nich, woas ich macha wär, wenns no geschahn söll. Uff de letzte wärrnse ehm goar nischte gahn. Je ne ne, ma muss druffe hahln."

„Ich bi ah Bissel hitzig. Hoot mich nu de Galle überloffa, se verzeiht mers ack! Nu wiel ich sich au uff emohl soan. Doas muss ich noch melda, S'roit mich wul nich ah kle wing, doassicher de 2 Gröschla ne ver de Füsse geschmissa hoa. Nu war achtse? de Sunn ihs undergeganga, ich will ken Zorn wetter hega. S' war schun finster, wie icher ah Kucha medem Briefe übergoab, an fulglich must ich über Nacht bleiba. Ich gieng in einan Gasthof. Sihs grade ah Brudt-Bäncka gleich über. S' hoot vorn ah Schild haussa hänga. Es stiht ern ah Thier druffe, ich wiss nich, soals an gale Katze oder ah guldner Hund seen. An wie ich nu su ah Bissel drinne gesassa hatte, se koamen an grussen Heffen Loite zum Biere hie. Die redten nu su eis Wasen nei, wies nu halt Brauch ihs, wenn guda Froinda uffa Glasel Bier zusamme kumma. Dar ene soite, ah hätte sei Weib gar derschreckerlich medem Spanscha Ruhre ausgegarbt, der ander derzahlte, ah hätte sen Schatz mit der Kucha-Schusse Stabefingernackicht 3 mohl ums Haus rim gejoat, der dritte derwähnte, ah hätte sene Schickse medam Schete Büchan Hulze halb zu Tude gekitzelt, der vierte soate, an ich hoa menner Kasche an Kannvel Wasser überm Kuppe runger gegussa, an weilse schmaalte, doass icher ah Küttel ah Bissel ze sehr eigeweecht hätte, se must ich mich schun ihrer derbarma, an machte se wieder troige, o ich hoader se medem Uxa-Ziemer abgetroigt, dass an Art hatte. Der fünfte derzehlte, ah hätte sem Weibe ah halb Schoock

gale Zwecka an Podex geschloan. S' woar nu grade as wenn ich unger dä Weiberschinder leibhafftig gerotha wär, bis der sechste ze reda oafieng, dar soate, ich hoa über mei Weib goar ne ze kloan, wer laba medananda ai Fried an Enikeet, an wenn wer ju an Zank medanander hoan, sä is gemeniglich der Suppe halber, do wielsemer immer's Negla aleene lohn, an ich sähgs nu garne, doass sie eh poar Löffel Suppe mehr kriegte. Se hoot nu 's klene Kind ze tränckа, da dächt ich wenn se wacker viel supte, se käms der Mutter annem Kinde ze statta. Moan! spricht se denn, ich dächte wenners salber äst, ihr müst ah gantza Tag schwer arbta, doasser ah Bissel Krafft kriegt. An do ihrtse sich nu mit mer, bis ich niedlich woar. Wenn se nu sitt, dass nich Herr ei dem Nahma ihs, se gittsemer an Eitze an supt dass se derwurga möchte. Siste kumma wer sei lahtige ne medanander ze Striete. Gestarn hoa ichse zer Kercha geschickt."

„Kinter denn nu ne ah Brinkel Geduld hoan. Ich derzähl an Sache garne racht umständlich. Ihr fallt mer nu groad ei de Rede. S' wird mich goar bahl verdrüssa. Wuhrhafftig wenner mer nochamohl su groob kummt, se soa ich sich goarne woas ich wehs. Muss ich da ne."

„Dafür bedank ich mich wul, Herr Schulze. Eh ich mich lusse an Stoock warffa, sä soa ich alls woas ich wehs. Doas biet ich mer oaber aus, dass mer Herr Mühl-Casper nimme ei de Rede fällt: denn wenn ichs vergasse wu ich bin stihn geblieba, se muss men Tischkursch goar vo vorne wieder oafanga, an dernoch wahrts noch länger. War wehs, wehs ichs itze noch. Woas soat ich zuletzte? soatmers amohl wenners wist! S' ihsich gesund doass ich mich salber besinne. Wu mer raicht ihs, so redt ich zeletzte dervon, dass der Moan gesoat hatte, ah hätte sei Weib gestarn zer Kirche geschickt. Dä andern Gäste frohtan, oba au ah gruss Gevatter-Assa gemacht hätte? um gut wul, soata, de Gevattern hatte sich befrassa, doass der

Bittich hätte zerspringa miga. He! soate, an schlug medem Kannla uffa Tisch, zwölff Thoaler seen mer richtig uffgeganga. Doas ihs ne viel, soate der andre druff, dar sei Weib mit der Kucha-Schusse ums Haus gejoat hatte, da verwichna Summer seen mer dressig Thoaler aufgeganga. Der fünffte Gast, dar sei Weibe de gala Zwecka an Hingarn geschloan hatte, goab ausei Wörtla derzu. He! soata, ich sölls wull ne soan, ich hoa de vergangene Wuche ah Hauffa Geld versät s' ihsmer meher as zwanzig Thoaler uffgeganga. Ich soass nu su derbeyn, an thoat as wenn ich ne Achtge druff gäbe, aleen ich hoa mer alls hingers Uhr geschrieba. Ich duchte, redt immer! redt! ihr sillts kem Narrn gesoat hoan. Was meenter nu? Herr Schulze! an au ihr Herr Mühl-Casper! Seen wer nich rachte Tümmliche, dass wer ne au su klüglich handaln, au sän's Geld uff dä Aecker. Wenn wer ah Boden hisch zurichta, sä dächt ich es wär uns su viel uffgihn ahsa Bergarn ei der Stadt."

„Es kimmt hahlich uff an Versuch oa. Werr wallns prufirn wie de Grunner ah Toback."

„Ihs der Schulze, Herr Blöckabalzer, ne hie gewaast? je wenn icha doa risch söll ze Gesichte kriega! Ich hoaem was wichtiges ze entdecka. Der Geyer ihs itzer goar luss. De Stadt-Loite seen wul raichte Roaba. Sä hoan ah Galga vor der Noase stihn. An Qvarck kehrn se sich droa. Ich thät mer woas druff, wenn sich niemand dernoch richta wiel. Ihs doas raicht? Doas Diebsgesindel stihlt am gehalla lichta Tage, arger as de unvernünftga Thiere, die ah arma Sündarn de Oga aushacke. Ich bin uffem Felde gewaast, do hoaich ack mei Elende gesahn. Se liega uffa Gemen-Aeckarn wie ah grusser Bienschwarm, an stahln ah Soma, dän dä Huchlieblicha Gerichte ausgesät hoan. Ich hoas mit men Oga leibhafftig gesahn, dass enner an harta Thoaler eistackte, darde schun an grusse Keim hatte. S' wärn kene 8 Tage eis Land kumma, se wära uffgeganga.

Wie ichsa verbieta wull, se troat enner aus der Furche raus, an wall mer an Uhrfege gahn. Wu dam Uebel ne gestoiert wird, se koan unmiglich aus der Saat woas wahrn. Wenn de Stoadt-Loite ah Soma gut an goar van Aeckarn wagstahln, sä möcht ich wissa, was de uffgihn söll. Nu! nu! wu ack der Karl no do stiht, där mer dä Uhrfege oahgebotha hoot, der Herr Schulze wirdsem schun soan, woasem ze soan ihs. Dar Dieb! dar! ah hutt an gahla Kupfvell Loda. Ju be menner Troi! wu ah no do stiht, Herr Blöckabalzer wirdtem dä Härla su zerzausa, doassa aussahn wird, as wenna am Woalpert-Obende meda Hexa uffe Galgabarge getanzt hätte. Die Diebe! die! Nu wart ack! S' Hamperch soalich geläht warn. Ich wiel alls soan, woas ich gesahn hoa."

„O wie roit michs ack, dass ich su an gude Meenge gehoat hoa. O hätt ich doa nich ah Wurt gesoat! Nu is aus. Ich bi mit Herr Mühl-Casparn uffa Aeckarn gewaast. S' woar ke Mensch mi do. S' ihs alls ausgeplündert, ja sä hätten och nich ah Gröschla liega lohn. Werr hoan ah halba Acker ümwühlt, der gantze Some ihs ver de Hunde geganga. Woas soal mir geschahn? ich wehs mer mem Leibe ken Roth. Nu walln sä de Schuld uff mich schieba, as wenn ichse eis Unglücke neigefuhrt hätte. Warum hoan se ne besser Obacht uff ihre Sacha gegahn. Wu koan denn ich armer Moan derfür, dass de Stadt-Loite sichte bise Sperlige seen, dass se sich uff de Aeckar setza, an frassa ah Soma su soiberlich waag? Aussem Dorfe muss ich atlaufa. Mes Bleibas ihs uff dar Walt länger nich. Herr Blöckabalzer, der Scholze, rennte mer de Ufagabel an Leib, dass mich Hihrn an Sahn vergienge, wenna mich dertapte. O woas fang ich oa? Wu gih ich hie? Wetter wehs ich nich as ei de Stoadt. Ich war halt noch Hirschberg gihn. Ich hoa gehurt se warn de Thur-Stiher ungerm Langgassa-Thure oasetza. Viellechte gelingt mers, doass ich droa kumme. Ich war mich hinger de Fro Berge-

mestarn stecka. Se wohnt em Ringe, naber Herr Troalsa. S' hoot an Kroom em Hause. Ich hulte vur viertz Taga amohl an Matze Salz bey er. S' ihs goarze an schmucke Fro. Sä redt mit ehm su freundlich, s' giht sich goar ze gut meder üm. An rachte Kindfrume Fro isse. Se wird mer schun bem Herr Bergemester gut an Wurta seen, wenns au nich eher geschicht, se geschichts bem Schluffagihn. O wie leed wirdser im mich seyn, wenn ich er nu alls war derzehln, wie de Sacha derganga ihs. Se wird mer schun ah Herrn uff meine Seite brenga, doass ich s' Dienstla waagkriege. Ich wielser au nimmermihr vergassa. Allemohl, wenn se wird zum Thure nausgihn wulln, woar ich ah Schlaagboom uffziehn an ah Spiess, su tief as ich koan, uff de Seite bega. S' ihs as wenn ichse schun säge kumma. An wenn se nu wird zummer sprecha: Guden Tag! Herr Thurstiher! se waar icher zer Antwurt gahn. Schien Dank! Gestrenge Fro Bergemestarn! unser Herr Goot lusse sä noch lange laba!"

Die angeführten Stellen zeigen uns, wie es mit dem Gelingen der schriftlichen Wiedergabe der Aussprache bestellt ist. Wieder finden wir eine regellose Unsicherheit der Orthographie, die wir nur darauf zurückführen können, dass dem Schreiber, — oder natürlich dem Drucker —, wider Willen eine schriftsprachliche Form „in die Feder" gerät und daß die Schreibung im Dialekt für ihn zu ungewohnt ist, als daß ihm eine geregelte Schreibung zu Gebote stünde. Wenigstens für den Lautstand müssen wir annehmen, daß der Dichter die Absicht hatte, die Aussprache, die Mundart getreu wiederzugeben. Auf eine raffinierte Differenzierung der Aussprache innerhalb der Rolle zu schließen geht natürlich nicht an. Widersprüche in der Schreibung, schriftsprachliche Formen oder solche Formen, die den schriftsprachlichen nahestehen, müssen wir als eine Unvollkommenheit der Wiedergabe des beabsichtigten lautgetreuen Sprachstandes und als eine Ein-

wirkung der gewohnten schriftsprachlichen Tradition bezeichnen.

Neben „aufgeganga“ steht „uffgeganga“, neben „wer“ steht „wir“, „mer“ neben „mir“. Ebenso ist die Infinitivendung sehr schwankend. Eine genaue Durchsicht des gebotenen Textes wird sofort ähnliche an die Schriftsprache angeglichene Schreibungen feststellen können.

Das Bild wird deutlicher, wenn wir eine kleine andere Dialektprobe Stoppes einmal einer etwas genaueren Durchsicht unterziehen. Wir wählen dazu die „Supplic an den N. N. wegen sich ereignender Nothdurfft[1]).“ Daß zum Vergleich immer wieder die häufig auftretenden Wörter herangezogen werden müssen, liegt in der Natur der Sache. Indessen darf daraus nicht geschlossen werden, daß die seltener auftretenden Formen zuverlässiger sind, wenn sich wohl auch annehmen läßt, daß Schreiber und Drucker den seltener auftretenden Formen eine größere Genauigkeit entgegenbringen.

Vergleichen wir die Schreibmethode Stoppes mit der uns bekannten Weises, so hat sie weniger Experimentiercharakter als jene. Das merken wir schon an der gebotenen Probe. Die für Weise charakteristischen a und ä-Schreibungen fehlen bei Stoppe. Es ist offensichtlich, daß Stoppes Schreibung viel weniger eine lautgetreue Genauigkeit unter Loslösung von dem gewohnten, überkommenen Schriftbild auch nur versucht, als dies Weise tut. Das begreift sich. Für Weise ist das kleine Dialektstück ein einmaliges, wohl berechnetes Experiment. Stoppe aber hat schon eine kleine Gewohnheit in der Dialektschreibung und auch eine kleine Gewohnheit im Kompromiß mit der schriftsprachlichen Tradition. Weise hat schließlich auch einen ganz unverkennbaren literarischen Anspruch. Das beweisen seine Vorbemerkungen und seine Kommentierungen. Stoppes Dialektdichtungen sind lokal bedingte

[1]) Siehe das Verzeichnis: Nr. 1.

Gelegenheitspoesie. Ihre Aufnahme in die Gedichtbände Stoppes erscheint wie eine lustige Laune, und es wäre die Frage aufzuwerfen, ob nicht niederdeutsche Vorbilder den Verfasser zu dieser Veröffentlichung bewogen haben.

Auch Stoppe reimt nicht phonetisch. Er lehnt sich in der Reimtechnik ganz an die hochdeutsche Schreibform an. Vor allem bezieht sich das auf die gerundeten Vokale, und das Bild des Reimes läßt gegenüber der Schreibung auch außerhalb des Reimes mißtrauisch werden.

Züga: kriega (143)
müste: imsiste (144)
kimmt: krümmt (145)
zuzuflicka: Lücka, leer: wär (146)

Dann auch:

moahln: bezahln (149).

Außerhalb des Reimes:

Ich gäbsa hertzlich garn (149)
Derweist mer ack nu schun och an Barmhartzigkeet (146)
Ich biet ich hartzlich sihr (146)

Neben Schreibungen „nich" steht:

. . . ich hoa vam Blutte nicht
Och nich su viel as ihr vam Barte wischt (143)

„Und" tritt stets als „an" auf. Aber:

Un anne tudte Hoand . . . (143).

Schwankend sind die Schreibungen der Artikel und Pronomen. Im einzelnen die Fälle aneinanderzureihen ist zwecklos. Auffallend ist nur etwa dieser Fall:

„Mei Roock, mein schwartzer Roock . . ." (145)

Als einziges Beispiel fügen wir eine kurze Übersicht über die Schreibung des neutralen bestimmten Artikels an, bei der die Einwirkungen der schriftsprachlichen Tradition ganz deutlich erkennbar sind:

Doar kaum das troige Brud . . . (S. 143ff.)
. . . doas Glücke . . .
. . . doas Schafer-Hamperch . . .
wies üm das Schul-Gald stiht . . .

. . . doas Schul-Gald . . .
. . . doas Lacha . . .
. . . das Larners Hauss . . .
. . . doas Bissel Schul-Gald . . .
. . . doas gelihrte Maul . . .
. . . doas sechste Zahn Gebot . . .
. . . das liebe Armut . . .
. . . doas Hertze . . .
. . . doas rachte Woater . . .
. . . doas leere Struh . . .

Weniger deutlich erkennbar sind die Einwirkungen der Schriftsprache hinsichtlich des Ausdrucksschatzes. Nicht deutlicher kann das werden als an Hand des Stückes, das wir vollständig geboten haben. Der Dialekt redende Pflaumatuffel gibt eine Erzählung und verwendet dabei regelmäßig die einfachen Präteritumformen. Das einfache Präteritum ist aber nur insofern unmundartlich, als wir unter Mundart den täglich gesprochenen Dialekt verstehen. Wenn Stoppe also einen schlesischen Bauer zeigen wollte, wie er täglich spricht, so ist sein Versuch nicht geglückt, denn das einfache Präteritum hat sich von der gewohnten schriftsprachlichen Erzählungsform her eingeschlichen. Wenn er aber einen Bauer zeigen wollte, dem es eine schwere Aufgabe ist, vor der Obrigkeit des Dorfes einen zusammenhängenden Bericht zu geben, und der spricht, wie es auf dem Papier stehen könnte, dann hat er seine Aufgabe sehr gut gelöst. Für uns liegt die Schwierigkeit darin, daß wir keineswegs immer so gut wie im vorliegenden Falle durch den Dialekttext selber über die künstlerische Absicht des Dichters unterrichtet sind. Dann aber können wir gar nicht sagen, ob die vorhandene Art des Ausdruckes einer bewußten Darstellungsabsicht entsprungen ist oder ob sie auf Reminiszenzen an schriftsprachlich-literatische Vorbilder zurückgeht.

Lediglich in bezug auf den Lautstand und dessen graphische Wiedergabe dürfen wir stets als Absicht des Dichters

annehmen, daß er die gesprochene Sprache hat bieten wollen, welche Sprache, das ist eine andere Frage. Nur in diesem Falle haben wir, ohne irgendwelche künstlerische und stilistische Sonderabsichten berücksichtigen zu müssen, sichere Handhaben, die Wirkungen der Schriftsprache zu erkennen. Ganz zuverlässig sind diese Erkennungsmittel nur dann, wenn die Überlieferung einsträngig ist. Das ist bei unseren bisherigen Beispielen noch nicht der Fall gewesen.

4. Zu ZfhdMa. II. S. 26ff.

Die nächste Probe führt uns in oberdeutsches Gebiet. Es handelt sich um dialektische Einlagen in ein Schauspiel in Prosa[1]). Dialekt sprechen der Bauer und die Bäuerin. Dazu der „Tyroler“[2]). Es ist klar, daß die beiden Bauernrollen gesondert von der „Tyroler“rolle betrachtet werden müssen.

Wir geben den fünften Auftritt:

Bauer. Gälde ihr sinn Tyroler?

Bäuerin. De frogsch so äifältig, häsch den nit ghört. Der Chammer Diener höts jo ebe gsait. i glaub, de häsch Belzliess in de nohre?

Bauer. i ha gmaint, du wärsch auä wengili ordlicher sy, wenn i mitder in dfrämdi goh i ober de bisch no der olt wiescht hund . . . es wärmer rächt gsi, wänner vore par täge zumer chu ware. i bi holt gor selli liederl gsi.

Bäuerin. Er höt alliwil sittestäche ka, i homer fost nimmi zhälfe gwist. Sisch holt a criz gsi, o pietis.

Tyroler. Nicht wahr, ihr seyt bey ihm gstanden?

Bäuerin. Emol! i hanem nit chöna vu der sitte goh.

Tyroler. Ja, da hat man das steche gleich, wenn d Weiber um ein sind. Ich hab auch einmal eins ghabt, darnach hab ich mir nimmer z'helfen gwusst, und hab ihr halt ein dreyschöppigs Häfele Drepetin eingeben, darnach ist ihr das stechen gleich vergangen, ich habs schon gsehen, wie ich darein bin, sie hat das Laxieren noch davon.

---

[1]) Mitgeteilt von Otto Heilig. ZfhdMa. II. S. 26f.

[2]) Die Hanswurstpartie betrachten wir nicht.

Bauer. Hättis gwisst, sische lichts Mittel des, wämmer kranket mit sontem Wib cha a weg bringe. Aber wie sin dennn ihr do heri chu?

Tyroler. Hm. Närrisch! es hat einer Spass mit mir gmacht, darnach hat er gsagt, ich schnauf zu dick, darnach hat er mir den Athem halt zusammen gezogen, dass ich gar nimmer hab können schnaufen.

Bäuerin. Sags nur, de bisch halt ghängt worn, des isch äifältig gsi, i hos no viel gscheider gmacht. i ho mim Ma stäche mit dem stäche vertriebe, drno hani gmeint, willi der Ma im Hus bi, se müssi mi au bolbiere lo, derno ischer mer zwit nunter chu un hötmer der chroge abgeschnitte.

Tyroler. Der hat nit recht ghabt, wenn er dich ins Kamin ghengt hätt, so wärest doch auch ins sauerkraut gut gewesen, oder man hätte dich doch können für speckschwarten fressen.

Bäuerin. Jetz horch du dummerschienkiger Säifenbrühhandler! wenn de nit bal smul haltsch, so willi dir de besestiel uf de buckel verschribe.

Tyroler. Des wäre mir meiner sechs ein sauber Comödi.

Bauer. Des sotsch di unterstoh, i wotter miner try . . . hatter denn nicht recht? mittem siete und brote hattmer emohl nit mitter rus brocht.

Bäuerin. a! halt smul du äifältiger Tropf, i mag di nimmi höre . . . Was hösch denn in dim chrötzli do.

Tyroler. allerhand.

Bäuerin. ollehand? hösch au ebbis für mich?

Tyroler. gelt du meinst für die milzsucht? da ist mirs ausgangen, ich hab so viele milzsichtige Weiber angetrofen, dass ich mir nicht mehr hab zhelfen gwusst hab.

Bäuerin. Na trib jetz keine gspäss. i sott wideremol epis inöh.

Tyroler. Ja, wo fehls denn dir? in den Füssen oder im Bauch?

Bauer. mi dunkts, s fehltere im Mul.

Tyroler. Das glaub ich nicht, dass es ihr im Mul etwas fehlt, sie hat, glaub ich, nur zu viel. Nu, sagts einmal, wo fehlts euch denn? ich hab mit den Weibern sonst nit gern zu schaffen, sie sind gar bös zu Curieren, und es dünkt mich, es sy von der rechte art, aber ich will halt gucken, vielleicht thuts noch, ihr seyd noch nicht gar alt, wo fehlts denn?

Bäuerin. Do thuts mer allewil so weh!

Tyroler. Stichts nicht auch theilmal?

Bäuerin. gor selli.

Bauer. Und so oft, als es mi Wib gstoche hät, se höts mi no viel ärger gstoche.

Tyroler. Ihr werdet halt beede was nehmen müssen, weil es beede so am stechen leidet.

Bauer. Nai, Nai! Hälfe nur mim Wib, derno isch mer scho wider recht . . . sogems go nu recht, wos der fehlt, i will der dezu helfe, dass de nit vergisch.

Tyroler. stichts euch nicht auch an der seite do?

Bäuerin. e theilmol, wenns aber chut, so chut rächt.

Tyroler. spürste kei Kopfweh?

Bäuerin. s wird e theilmol ganz toll.

Tyroler. Das ist kein guts Zeichen.

Bauer. i hos als wohl gmerkt, derno bini als furt ins Würthshaus, bis dass i gmeint ha, s wär si wider gsetzt ha.

Bäuerin. jo der Lump.

Tyroler. Hast auch ein bitters Maul?

Bauer. er höres jo.

Bäuerin. Wenni holt selli bös bi worn.

Bauer. und des bisch nur alliwil gsi.

Bäuerin. Du Hund du.

Tyroler. Das kan nicht gut seyn.

Bauer. i weises wohl, dass es nit gut isch.

Tyroler. Du hast halt z viel gallen, die muss raus, sonst wirst de . .

Bauer. Nai, nai, er müsse si nit rus loh, I wistere der no gar nimmi zhelfe. aber wennre s galle häfele wengili grösser mache könne, sell chönt besser sy.

Bäuerin. Mä wirders jez go mache, wiede wit, därfsch nur sage Bläsi.

Tyroler. Nein, die gall muss raus.

Bauer. er hänn zimmli lang dra rus znöh.

Tyroler. Hm! ein Tag.

Bauer. Dös wird stinke, i muss halt e Tog ins Wirtshus goh, sunscht chonis e mohl nit usgstoh.

Tyroler. Darnach ist noch eins. Du musst auch zur ader lassen.

Bäuerin. Dös wird meyni nöt nöthig sy, will si mer erst so sträfli am hols glo hänn, dass der chopf vum Lib e weg gfahre isch.

Tyroler. Dies macht nichts, es ist doch nicht alles herausgekommen, und est[1]) ist doch alles giftig.

---

[1]) Druckfehler für „es“?

Bauer. Sischmer scho lang gsy, sblut müess gifti sy, wil s mul so giftig isch.
Bäuerin. jez honi drum bold gnu.
Bauer. S wär mer rächt, wenn de ne mohl gnu hätsch, des hötti scho lang gern gsähne.
Tyroler. Ich will dir denn einmal etwas geben, da nimms ein.
Bäuerin. S präsiert mer nit so, bholts nur.
Bauer. Wer ischt dusse, chume nu ini.

Der erste Eindruck dieses Textes gegenüber den bisher von uns betrachteten ist der, daß die wirklich gesprochene Sprache viel besser gelungen ist. Das einfache Präteritum kommt nicht vor, obwohl Berichte aus der Vergangenheit gegeben werden. An unmundartlichen Genitiven ist auch kein einziger Fall anzutreffen. Der unbekannte Verfasser hat, so besehen, sein Ziel, wirklich gesprochene Sprache zu geben, besser erreicht als die, die wir bisher berücksichtigt haben. Da der Verfasser unbekannt ist, können wir nicht entscheiden, ob irgendwelche klassenmäßige Angehörigkeit da die Schuld trägt, oder ob der Dichter unseres Stückes eine größere persönliche Fähigkeit mitgebracht hat.

Zwischen den beiden Bauernrollen und der Tyrolerrolle besteht ein sehr auffallender Unterschied. Der Tyroler hat in seiner Sprache einige oberdeutsche Charakteristika. Der Grund ist aber hochdeutsch. Zu diesen Charakteristika gehören Schwund oder Schwächung des Präfixes, vor allem des Präfixes ge-, auch Schwächung des bestimmten Artikels, der Präposition zu, vielleicht auch die e-Apokope und das l-Diminutiv[1]). Die Merkmale sind zweifellos beabsichtigt. Der Dichter wollte durch sie die gesprochene Sprache des Tyrolers markieren. Fingiert ist eine Mundart, die einen jener zahlreichen Kompromisse zwischen Dialekt und Einheitssprache darstellt[2]), und die

[1]) Vgl. Luick, PBB. XIV. S. 139.
[2]) Vgl. Nagl-Zeidler. S. 707.

sich eben durch die Enge ihrer Bindung an die Einheitssprache und durch die Größe ihres Abstandes von dem reinen Dialekt von der Sprache des Bauernpaares abhebt. Wir denken dabei an die Gestalt des Marktschreiers, die wir bei Christian Weise angetroffen hatten. Gesprochene Sprache wird, so können wir sagen, gewissermaßen versinnbildlicht durch Abweichungen von der Gemeinsprache. Diese Abweichungen brauchen gar nicht deutlich charakterisierend zu sein, sie müssen nur abweichend sein, damit man erkennt, daß es sich um wirklich gesprochene Sprache handelt.

Daß diese von der Gemeinsprache abweichenden Erscheinungen in der Sprache des Tyrolers in der Absicht des Verfassers liegen, erhellt aus der mangelnden Konsequenz, mit der sie durchgeführt werden. Der Verfasser vergißt es zuweilen, daß er die Mundart markieren muß. Dann spricht der Tyroler ein durchaus reines Hochdeutsch. Nur so können wir die Ungleichmäßigkeit der Sprache auffassen, denn in ihr eine raffinierte darstellerische Absicht zu erblicken, hieße doch dem Verfasser Unmögliches zutrauen. Wie Weise es einfach vergißt, daß er seinen Text kommentieren wollte, so vergißt unser Dichter, daß er die Mundart markieren soll. Insofern können wir darin eine Wirkung der Schriftsprache erblicken, als die Gewöhnung an die Schreibtradition die hochdeutschen Formen in die Feder zwingt und jenes Vergessen erleichtert.

Neben: gstanden, gwußt, gsehen, ghengt, ausgangen, eingeben finden wir: gesagt, gezogen, gehabt, gewesen, angetrofen, herausgekommen. Neben „kei Kopfweh" steht „kein guts Zeichen", neben „das steche" sehr zahlreiche Infinitive mit der gewohnten schriftsprachlichen Endung. Regel ist die Schreibung „nicht". An zwei Stellen treffen wir „nit". Dürfen wir nicht dieses „nit" als das Beabsichtigte auffassen, und die schriftsprachliche

Schreibung für eine Störung erklären? Der nhd. Diphtong ist stets vorhanden mit einer Ausnahme:

Bauer. mi dunkts, s fehltere im Mul.
Tyroler. Das glaub ich nicht, dass es ihr im Mul etwas fehlt.

An späterer Stelle folgt noch „Maul". Dabei dürfen wir annehmen, daß das „mul" der Bauernrolle, vielleicht beim Schreiber, auf die unmittelbar folgende Tyrolerrolle hinüber gewirkt hat. Durchaus schwankend ist auch die Wiedergabe des End-e und es läßt sich annehmen, daß bei der Niederschrift das gewohnte Schriftbild die beabsichtigte Schreibung häufig beeinflußt hat.

Im einzelnen lassen sich solche Wirkungen der Schriftsprache genau so gut an den beiden Bauernrollen feststellen.

Das erste ist die Inkonsequenz der Schreibung:

Würthshus	neben	Wirthshus
müsse	neben	müess
(ebbis	neben	epis)

Neben: De frogsch, de bisch, de häsch, wenn de nit bal usw. steht die „Du"-Schreibung genau so häufig:

i ha gmaint du wärsch
(jetz horch du dummerschienkiger)
(du äifältiger Tropf)
(du Hund du).

Regel ist die Schreibung „nit". Aber wir treffen auch einmal:

„hatter denn nicht recht? mittem siete und brote hattmer emohl nit mitter rus brocht."

Die Inkonsequenz in der Schreibung der Präsensformen von haben läßt wohl Schlüsse zu auf die starke Hilflosigkeit des Schreibers, nicht aber auf schriftsprachliche Einflüsse. Ebenso liegen wohl die Dinge, wenn wir neben regelmäßig auftretendem „e" für hd. en einmal antreffen: „chöna". Dagegen läßt die Schreibung der Konjunktion „und" wieder einen Schluß auf einen schriftsprachlichen Einfluß

zu. Meistens erscheint „und". Einmal treffen wir aber auch:

„derno ischer mer zwit nunter chu un hötmer . . ."

Wenn hier kein Schreibfehler vorliegt, so dürfen wir in diesem einen Fall die Wiedergabe der gewollten Aussprache erblicken, während sonst die Aussprache durch die Anlehnung an das schriftsprachliche Schreibbild verdunkelt ist.

Indessen zeigt gerade dieses letzte Beispiel, daß sich im einzelnen Falle die Absicht des Verfassers nicht immer eindeutig erkennen läßt. Wir können nicht ohne weiteres entscheiden, ob die unschriftsprachliche Form eine versehentliche Abweichung darstellt oder ob die schriftsprachliche eine ungewollte Wirkung der schriftsprachlichen Gewohnheit ist. Der Dialekt und die ihm geläufige Form kann da gar nichts ausweisen. Denn es läßt sich, auf ihr fußend, keineswegs entscheiden, ob der Verfasser die rein dialektische Form wirklich schreiben wollte. Es ist klar, daß man nur das in der Schrift wiedergibt, was einem besonders wichtig und charakteristisch für die gesprochene Sprache im Gegensatz zur geschriebenen erscheint. Wir haben nicht den geringsten Anlaß, uns die Entscheidung über das Charakteristische allzu überlegt und allzu raffiniert vorzustellen, am wenigsten bei dem Verfasser unseres Stückes, der seine verschiedenen Personen dadurch bezeichnet, daß er die einen mit mehr dialektischen Merkmalen versieht, den anderen näher an die Gemeinsprache heranstellt. Zwischen dem Tyroler und dem Bauernpaar besteht im Grunde genommen nichts als ein Gradunterschied.

5. DER PRINZ VON ARKADIEN.

Zugänglich ist uns weiter „Der durch Leydt beglickte Rechtmässige, vnd, durch Glickh betrogne Falsche,

Printz von Arcadien, In zweyen Commedien, deren die Erstere, das unerwarte Vnglück, betittlet wird, von denen Churfürstl. Cöllnischen, Hof-Bedienten vorgestellt, Anno 1701[1])." Der Herausgeber bemerkt zu diesem Stück[2]): „Die Schreibung . . . ist im ganzen gut, aber nicht gleichmäßig. Zwischen großen und kleinen Anfangsbuchstaben wird fortgesetzt geschwankt, da für ihre Anwendung keine Regel und auch keine feste Überlieferung besteht . . . Die Vokale sind ziemlich fest; nur die Umlauts-ü und -ö, äu machen dem Schreiber Schwierigkeiten . . . Sonst bringt die Erinnerung an nord- und mitteldeutsche Schreibweise und das Abirren von der Mundart in die Sprache der höheren Stände Widersprüche in die Schreibung . . ."

Wir werden dabei alles dessen eingedenk sein, was wir früher über den prinzipiellen Unterschied zwischen Wirkung der Einheitssprache auf den Dialekt und Wirken der Schriftsprache auf die Mundart gesagt haben.

„Die Konsonnanten", heißt es dann weiter, „sind im ganzen gleichfalls klar; wichtig ist die genaue Wiedergabe des k durch kh, b und p, d und t werden gar nicht oder nach „meißnischer" Art geschieden. Die Doppelschreibung der Kons. läßt m. E. keine sicheren Schlüsse auf die Aussprache zu . . ." Dann aber: „Die Heimat des Dichters aus dem Dialekt zu ermitteln, ist mir noch nicht gelungen; sie scheint näher der Donau als den Alpen, ist aber sicher noch bair., nicht oberpfälzisch." Damit ist ganz offen ausgesprochen, wie wir das Denkmal in bezug auf die Erhaltung der historischen Dialektverhältnisse zu werten haben, und unsere bisherigen Erfahrungen berechtigen uns, diesem skeptischen Urteil allgemeinere Gültigkeit zuzuerkennen.

Wir geben als Probe die einleitende Partie (S. 130ff.):

---

[1]) Oskar Brenner, Altbairische Sprachproben. Bayerns Mundarten. I, 128ff.

[2]) Ebenda I, 139.

Päurin . . . auweh! auweh! hu! hu! hu! hu! Verlorn bistu! O arme Durl! Verlorn bistu — Du — Du, verlorn bistu! aba mei Lixel, mei lieba Ma, was wirdt der arm Tropff da voll, nit ä eppar in da wildtnuss in da volln weiss in an sedlen plötterten Wesen in an mossinga, in an Nasslätn heut nacht haben schlaffa müsszen! — Ja wol Lixl — Ja wol man — i hör vnd sich nix von dem Tropffa! I hab afften schon gmoant, Esz sey mei lezte nacht desszel, asszo Jämmerlich hats mi gfrorn am gantzen Leib, I ha schlet gfüpert vnd gschnadert, alss wen in schittleten gfröra schon würckli am halss hett, ma habm dahoamb a zwar nur a schlechte einzige wullini Kozen Zum Zuedecka, vnd genga ma dfüessz bisswailln woll an anderhalb werckhschuech für, aba so feindli bin I halt no nie dafrorn alss desslmal.

Cleomenes in dem Thurn an einem Loch (höre ich nicht, eine menschen stimm alhier vnter meinem fenster?)

Päurin: Lixl, wo bist?

Cleomenes: ich fähle nicht, es seindt Leuth vorhanden. ach wolte der Himmel, es wären einige Barmhertzige gemüther unter ihnen, so mich meiner gefangenschafft befreyen wolten!

Päurin: Der armb Mann! Der armb Lixl, I reissz mi zwar sinst nit gar vill umb mei moa, wenn a voll iss, den er ist zimbla grob mit mir, er dahext mi, er dahurt mi, Er dalascht mi, er daschendt mi, vnd geit ma die schüelisten Spottnohma, dass i mi vor mein nachbahrs Leuthn grad offt schoma muess, heut aba wolt iss halt dena mani alss vo da welt gern, vo dem guten narn aussstehn, wenn In no zfina wist. Lixl! Lixl! mei Lixel!

Cleomenes (wollan, ich will rueffen — aber nein, ich möchte den Hoffmeister dardurch erweckhen.)

Päurin: Lixl! Lixl! wen mei Lixl nur die new hacka vnd n strickh nit a eppar in da volln weiss verliehrn thät, den mär in der statt zum hey binden erst gestern aufm wocha markh Eykaufft habm. Da gulda Lixl! Da lieb ma! Er iss eben drumb der alla schönst nit in unsarn Dorff. er iss schon an ausggarbeter man vnd hat an gstacheltn Bart umb sein goschen hrumb, wie an Igl, an Villfarbiga, stingt a weni aussn holln Zahn a, vnd schwässzelt an füesszn, a diemall wens dampfi sein, aba denata halt hab In übar auss gern den flögl den willinga, vnd wass äm halt recht lieb iss, wanss glei ds schüiellist von da ganza welt wär. Dass gfalt äm halt zum alla

besten. O mei Lixl! O mei Lixl! wo werstu in an dicken Dornbusch oder eppar auf hartn Bämwurzln, oda eppa gar in a tieffn Kothlaka wie an andre Sau drina lign, vnd vmawulln! Lixl! Lixl! Lixl!

Cleomenes (Ey Cleomenes, lassze dich nicht erschröckhen, ds glückh hilfft denn hertzhafften. Der alte Hoffmeister schlaffet all zu starckh, wollan dan, ich ruefe) Ach Mensch! gespönst! Geist! Oder wer du auch Immer seyest, und wie du dich immer nennest, welcher du dich alhier in diser einsamben Wildtnuss befindest —

Päurin: aba da deixl! wass iss döss! her I nit Epparn vo weitn schreya! ist döss nit dä Lixl! mei Man!

Cleomenes: So fern du ein Mensch bist, und in Deinen Leib ein menschliches hertz, in dem hertzen aber auch die geringste menschliche Barmherzigkeith högest —

Päurin: Ey freilli iss mei Lixl, mei Ma, aba stilla! ä schmält mani scho wida —

Cleomenes: Reiche mir eine hilffliche handt, damit ich meines Jammer vollen standts doch Endlichen widerumb erlediget werde.

Päurin: Er iss, Er iss, Ja, Ja, Er iss, a freyli issz ass, aba I kan a gar nit verstehn, wass a schreit, ess iss zweit vomar. Lixl! mei Lixl! zueber! Zuewer zum Dickat! Zuewer!

Cleomenes: Errettet mich auss diser Langwirrigen betrüebten gefangenschafft! ach ich bin vnschuldig —

Päurin: Vnschuldi sagta! Ey Ja freyli woass I oni dem wohl, dass unschuldi bist, mei Man! Da gfattä Man, da Kuzelmilla, da Lapp, der issz schuldi dra, dass die so Blitz Blatz voll hast angsuffa, aber ess schadt ja nit, griech nur a mall ausszar aussn Staudna, ausszar! ausszar! wie — du steckhst gewiss in an tieffn Marast, dast a so schreust. O mei armma valasszna Lixl! — Aba schauts da kimbt ja eppar auss da höckn dadl aussza — Lixl! Bistes! oda bistes nit! O mei Lixl! O mei liba Ma! O mei gantz guldana Ma! iss aba döss nit a vadrats wessen, dadl drausszn hast gschrye, und da kimbst aussza! Ja schaugts halt, wie d' angst bey da nacht d' Leuth vablendtn kan. weil I di aba nur wida hab.

Paur: Ist dass nit a gschrai maulleta, a unsiniga! Durl, halt do s' maull, scham di a weni, dast a so a gschray vmb sinst und umb nix ahebn magst. I glab du bist no a bissl bszesszn in dem schedl vom gestringa Brandwei!

Päurin: ha warumb solli nit schreya, mein liba Ma! I ha di ja scho etli stund lang valohrn, ha nit gwist wost d' ligst, oda obst lebst, odar obst Toadt bist. A wei iss nambla ssorgli für ihrn Ma! schau wass kennen oam nit für allaloa vnglickh zustehn, Inna so an wildn dickhn waldt, wemen rechtn weeg valirt.

Paur: Du Lappin, ma hab ma ja nambli woll valiehrn müsszen den rechtn weg, den wie mar alli boadi vom Brandtwei stern voll zu dem dicka forst, da drausszn seind kemma, afft hab in glei gneist n Topffa, das mar baldt ir gen müsszn, den da weg und d' staudn, vndt Bamb, und d' faltern vnd da gantz waldt halt iss alliwall umb unss zwai umbar und umba ganga, es war koa miglichkeit mehr gwessn, dass ma wida so gschwindt hettn drauss da kemma kina, wen a da Moan scho no a mahl in mei augna doppelt gschina hett.

Diese kleine Probe, ohne jede auswählende Überlegung herausgegriffen, gibt nicht nur einen Eindruck von der Dialektpartie, sondern auch von ihrem Gegensatz zu den hochdeutschen Rollen. Beide Sprecher, die Bäuerin und der Prinz, sind in dem Zustand höchster Erregung gedacht, und neben der Sprache der Bäuerin wird die ganze gespreizte Steifheit des Hochdeutschen deutlich erkennbar, für die eben nur das Weisesche „aus der Postille lesen" die treffende Bezeichnung ist. Daneben sehen wir, wie die vornehme, höfische Sprache des Prinzen sich auch nicht ganz jener allgemein bairischen und oberdeutschen lautlichen Eigentümlichkeiten erwehren kann, die im vorigen Teil unserer Untersuchung besprochen worden sind. Überhaupt ist die Schreibung der hochdeutschen Rolle einer ähnlichen Unsicherheit ausgeliefert wie die Schreibung der Dialektpartie.

Die Dialektpartie ist in ihrem Ausdruck ziemlich der Mundart nahe. Das einfache Präteritum fehlt durchweg in dem von uns angeführten Abschnitt. Immerhin haben wir einige Stellen anzuführen, an denen schriftsprachliche Konstruktion, schriftsprachliche Anschauung, schriftsprachliche Haltung die Feder geführt haben, und bei denen

nicht der Eindruck einer dem Munde abgelauschten, lebendigen Rede, sondern der einer vom Papier abgelesenen Konstruktion entsteht:

„was wirdt der arm Tropff da voll, nit ä eppar in da wildtnuss in da volln weiss in an sedlen plötterten Wesen in an mossinga, in an Nasslätn heut nacht haben schlaffa müsszen!"

„I hab afften schon ghoant, Ess sey mei lezte nacht . . ."

„und genga ma dfüessz bisswailln woll an anderhalb werckhschuech für . . ."

S. 132ff. „Ja dössz gschray hab i lengsten ghört ebn desszl habi gmaint seystu, der a so schreut . . ."

„a wensto a nur a mahl recht Tag wur, vndt das da nöbel vagang, so kunt mar entlich sechn, wo ma warn."

„Ess iss ja alss von Herzn g' schega hett mass nit thon, ma thattns als gar mit willn no."

S. 209. „Vndt dennada halt, vnd dennada, weni halt no so matt war, so kund iss afftn nit lasszn, das I nit alli abet bei meina rundinga Viechdirn bei da gstasel a ötli stund lang biss in die spat nacht nei auf da henna steign sizet, und nix als vo da lieb spachtet."

S. 211. „wass müst i aba für a gloadt anlegen mei Herr?"

S. 210. „Ess möchten a nur unsere Nachboss Leuth moana, was ma do alliwall mit a nanda solang zschmazen hettn, aba dessz wisszns nit, ma sizen offt grehets a drey stundt bey a nanda, schaut oan valiebta schelmb den andern mit kloan blinzlatn augnar an, ohne das mar a wort mit a nanda valiehrn, ma vostehna a nanda glei wol scho braff, vndt wen mei gstossl a scho an ganzn Tag Müst het aufbroat . . ."

S. 217. „Koa Sell woass ma halt nix vo mein libn Peterl mehr zsagn, alss dass a mit da Hacka vir Tags ins Holtz ausszi issz ganga."

S. 338. „Losts, Losts, mein oachl, ma schlegt scho sturm."

S. 340. „Warumba hat ma den Sturm glitn . . ."[1])

---

[1]) Außer dem Bauernpaar und seinen Kindern sprechen höchstens noch Wirt und Schmied den gleichen Dialekt. Der Schulmeister ist charakterisiert durch seine gelehrten Brocken und Redensarten. Der Schneider ist nicht ganz einheitlich. Es bleibt dahingestellt, wie weit die beiden Bauernrollen auf die andern Partien eingewirkt haben und die ursprünglich beabsichtigten

Die Schwankungen in der Schreibung sind sehr auffallend und sicherlich stärker als in den bisher betrachteten Quellen. Schon in der Überschrift steht neben „beglickt" und „Glickh" auch „Vnglück".

Oder in der Dialektpartie:

S. 132. Lixl! mei Lixl! zueber! Zuewer zum Dickat! zuewer! „vnd da gantz waldt halt iss alliwall umb unss zwai umbar und umba ganga."

Oder das planlose Schwanken in der Schreibung: gstossl neben gstassl[1]) und:

„Lixl! mei Lixel!" (S. 131)

Sind diese Fälle aber lediglich Zeugnisse für die Unsicherheit in der orthographischen Wiedergabe, so deuten andere schon unverkennbar auf eine Einwirkung der schriftsprachlichen Tradition.

Hierher rechne ich das Auftreten von „Köni" neben „Kini" in der Rolle des Bauernsohns. (S. 210.)

Am offensichtlichsten ist die Einwirkung aber in Hinblick auf die Schreibung der Endnasale.

Neben „mei oadt, mei oaidt" (133) und „mei oadt" (210) steht „mein oadt" (211). Oder diese Stelle: (S. 217)

„o mei Peterl iss hin! O mei Peterl iss hin! . . . O mein Peterl! . . . O mei Bruda Perterl! O mei liba Bruda Peterl iss hin!"

In der von uns angeführten Rolle der Bäuerin steht ebenso stark schwankend: mei neben mein, Ma neben Mann und Man. Ähnlich schwankend ist die Schreibung der Endun-

---

Unterschiede verwischten. Eine Differenzierung der ländlichen Rollen ist sicher anzunehmen. — Bei der Beurteilung der Teile S. 345ff. muß natürlich beachtet werden, daß es sich um eine förmliche „Dorffsgemain" handelt, die unter dem Vorsitz des Schulmeisters stattfindet.

[1]) S. 210.

gen. Auch der Verfasser unseres Stückes ist sich der lautlichen Eigenschaften der Endung bewußt. Auch er greift wohl zu dem graphischen Notbehelf der a-Schreibung. Immer aber drängt sich daneben die schriftsprachliche Tradition ein. Ein kurzer Blick über die von uns gebotene Stelle wird sofort zahlreiche Belege für dieses Schwanken zwischen a, e und en ergeben. Eine gesonderte Aufführung ist nicht erforderlich.

Vielleicht dürfen wir auch die Schriftsprache für die schwankende Schreibung einiger Pronomen verantwortlich machen:

ma habm dahoamb . . . 130
den mär in der statt . . . Eykaufft habm . . . 131
ma hab ma jo nambli woll valiehrn müssen den rechtn weg . . . 132
den wie mar alli boadi . . . 132
das mar baldt ir gen müssn . . . 132
dass ma wida so gschwindt . . . 132

Wir können nur annehmen, daß die r-Formen einer Erinnerung an die schriftsprachliche Schreibung ihr Entstehen verdanken.

Ganz deutlich ist das bei den Formen des bestimmten männlichen Artikels:

der arm Tropff . . .130
Der armb Mann . . . 131
da gulda Lixel . . . 131
da deixl . . . 131
dä Lixl . . . 131
Da gfattä Man . . . 132
da Kuzelmilla, da Lapp . . . 132
. . . der iss schuldi . . . 132
. . . da moan . . . 132
. . . der rothharret Lentzl . . . 133.

Denn anzunehmen, daß die Schreibung der Aussprache vor Vokal und vor Konsonant entspräche, dazu liegt kein Grund vor. Um so weniger als die Formen des vorhin besprochenen Personalpronomens dem entgegenstehen.

Aus dem sonstigen sehr reichen Material führen wir noch einige verschiedene Schreibungen von „mir" an, die auch auf eine Wirkung der Schriftsprache schließen lassen:

vnd genga ma dfüess . . . 130
den er ist zimbli grob mit mir . . . 131
vnd geit ma die schüelisten Spottnohma . . . 131
ess iss zweit vomar . . . 132
Da Brandwei hat mär in da Nacht . . . 133
des wessen kimt ma garnit natirla für . . . 134
das Ding kimbt ma selba recht graussli für . . .134[1])

6. DIE BAUMBURGER DIALEKTGEDICHTE.

Wir werfen zuletzt einen Blick auf zwei aus dem oberbayrischen Stift Baumburg stammende Gedichte, die ihrer Entstehenszeit nach genau festgelegt sind, und zwar 1759 und 1770, aber sich gut in unserer Epoche, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, betrachten lassen[2]). Andere bayrische Dialektgedichte aus dieser Zeit scheiden wir aus, weil Schlüsse auf den Text erschwert werden müssen durch eine ganze literarische Tradition, die sich an die dort behandelten Motive anschließt[3]). Unsere beiden Stücke sind die, von denen ihr Herausgeber erklärt hat, daß sie „in ihrer Sprache treffliche Proben der chiemgauisch-salzburgischen Mundart[4])" darstellten[5]). Wir haben schon früher unsere Bedenken gegen ein solches Urteil ausgesprochen, Bedenken, die auch durch den Verzicht

[1]) Was wird der arm Tropff . . 130, wo werstu . . . 131.

[2]) Mitgeteilt von A. Hartmann. Bayerns Mundarten II, 305ff.

[3]) Vgl. A. Hartmann, Bay. Ma. I, 225f. — O. Brenner, ebenda I, 295f.

[4]) Ebenda II, 305.

[5]) Zu Bolte, Alemannia 16, S. 33, füge ich die Version des dort abgedruckten Liedes, die, stark schwäbisch, J. G. Eccard in seinen Poetischen Nebenstunden (Braunschweig 1721) S. 37f. abdruckt:

Brenners auf jede genauere dialektische Bestimmung des Prinzen von Arkadien nur verstärkt worden sind.

Wir müssen, um ein Urteil abgeben zu können, zuerst den Text von 1759 vollständig kennenlernen:

I. 1. Ich geh än weittn Wög auf Baumburg her,
wais ma sist zhelffn fürwahr nimmermehr.
Ich kan enckh nit gnueg sagn:
hat mä dä Schauä gschlagn
und was für Unglickh si bey mie zuetragn.

2. Ha ghert, dä Landstandt vo Baburg ist hie;
wan i kundt rödn mit ihm gholffn wurd mir.
I wolt mi buckhä, biegn,
thät ihm gwis nit vieliegn,
das in der Stoia än Nachlasz dät kriegn.

Ischt es nith a aelands Läba
Umb dä arma Baura-Stand,
Muss i Stoir und Anla gäba,
Haun is nith, häschts auss ä Land
I kans graili nith ersoga,
Wie viel i schon Stoir hnain troga,
Wils des Munahts nith erglöcka,
Muss die Hand in Beutel stecka.
Main main Pfleger ist dann froh,
Und sait, kuem bald mihr a so.

Wan i nur künt inna wirra,
Wer das Kriega hätt erdenckt,
I wünscht ihm von Härtza girra,
Dass er no würd haint aufghenckt.
Was ischts vor a Fraid beym Kriega,
Hungra, durschta, selta siega,
Strassa rauba, d' Laith ausplündra,
Handla, Wandla gantzsch verhindra,
Soll das ebbes Christlichs sain?
Ich schais in Krieg hnain und hnain.

3. I mai vo lautta Nauth, es ist schon ausz,
und no däzue ä böss Weib in mein Hausz!
Muesz aufn Händtn tragn,
derf no kain Werttl sagn;
wan i mach's Maull auf, thuet s' mi nauffschlagn.

4. 'S Heusl ist zrissen, dä Ofen nit guett.
Ha kain ganz Hemmet, kain Rockh und kain Hueth,
kain Khue, kain Gais in Stall;
d' Nauth ist halt überall.
Scheiben fiehrn kan nimmermehr von Reichenhall.

5. Ha sist zwo Miercha ghabt, iezt sänt s' voröckt;
dö habn mi erst in d' Nauth eini gstöckht.
kan nimä spanä ein;
soll das kain Nauth nit sein?
össen muess habä Braut und gierstän Brein.

Stoir und Anlag gieb ich gierra,
Wenns nur damit ausgricht wier,
Ober es ischt gar kain stierra,
Führt der Duvl d' Soldata hier,
Da giehts an a Tribulira,
Sauffa, Fressa und Turnira,
Da muss ainer 's Best einkauffa,
Tag und Nacht im Feld hrumb lauffa,
Vreist ainr d' Hosa, d' Strümpf und Schu,
Und kriegt ainr noch Stöss darzu.

Wann der Fried nith bald wird kumma,
Hann ich schaun fest bey mir gstellt,
Haur mir an schaun riecht fürg' numma,
Ob es glai main Waib niht g'fällt,
Ehr i will so eland läba,
Will i' s Hausa gar aufgäba,
Und mit in das Feld marschira,
Kaun i do nith viel verliehra,
Wann i schaun in Krieg umkum,
Gheu mi nith a Dreckli drum.

6. Recht mieslä ist ieztund das Paurnlöbn.
stätt an solts Stoiän und Anlagn göbn,
balt aufn Weeg forthgehn;
kanst käm vo Hungä stehn —
hilfft nix: dein Rälltruch muest do forthmehn.

7. Ha ghabt zwo Hennä, lögt kainö kain Ay,
gaggern und gäggern, ös ham offt ä gschray;
hat mäs dä Fux ä gstolln.
am Schuech kain guettö Solln!
wolt grad, däs dösz Löbn da Niggerl thät holln.

8. Muesz gehn schaugn, däs i beym Landtstandt komb [fie;
den thue i bitten, fall nider auf d' Knie,
däs ä mecht habn die Gnad,
nachlassen d' Stoia grad.
mues trachten, das i nit öpan kim z' spatt.

9. Da gengä Hirtenbuembn sinsten spaziern;
muesz schaugn, däs mi ainä oni thuet fiehrn,
da er mi mecht erhern
und meinä Bitt göwehrn.
wolt ihnä gern ä paar Öpfl voehrn.

10. Er ist sist gwissenhafft, das weis i guett,
er gäb fürs Vadaland sein Fleisch und Blueth,
in alln sein sachän gerecht;
bey ihm solls sein als gschlecht.
betts no, das Gott ihm lang löbn lassn mecht!

II. 1. Ist eh guett gwösn, würd no guet wern.
Wan 's Schlimb vogeht, würdts bössä wern.
öpäs thuet weh,
wais schon von eh.
seiths lustig in Fasching! singts: häpädihe!

2. I wais, dös geht auf Leib und Löbn,
das solt so gai vill Zöchät gebn.
braucht ja ä Mieh!

wer kan dafie?
heunt trünckh i döstwegn do ä Pie.

3. Was wölts in Fasching ench apain?
mögts in da Fastn ä gnue wain.
Wöckh mit dem Pais
macht ins grad haisz.
seid lustig heunt! i mächt än Gspais.

4. Der Mittwoch ligt mir no in Gründt:
wais nit, woher hat gwäd dä Wündt
mein gnedign Herrn
so weith von fehrn,
und thätt kain Mensch kain Wärttl hern.

5. I wais, zum Glickh ist er gebohrn.
iezt ist er graussä Landstandt worn,
würd füri gschobn
zMüncha obn.
es thientn scho gai mächti lobn.

6. Sechts, Monnä, enkhern Vodän an,
was das für ein liebreichä Mann!
das ist ä Herr!
macht ench än Ehr;
er liebt und schäzt enckh hauch und sehr.

7. Er muesz guett lehrnä und bräf fassn,
weils ihm in dä Landtschafft aufsteign lassn.
i has scho kennt
— bein Saprament! —
hat gmacht kain Pockh ins Argument.

8. Die Nachbaschafft die hatn gehrn
es raisen her zu ihm vo fehrn,
habn auf ihm gwartt
scho gai so harth.
iezt sänts herkumä in Haingartt.

9. Sanct Jachim und Sanct Benedict
dö sänt voschworn und sänt vostrickht,

habn zamä gschworn,
wies Brüedä worn.
Ist recht! Gott hat enckh auserkorn.

10. Sö haltn zamb wie Stain und Pain.
Einmischn derftn si gwis Kain.
I kan enckh sagn:
derft si Niembt wagn;
sö thättn ain recht präf däschlagn.

11. Gott würdt erhaltn allö Zwenn,
dass ihnä bständig guett thuet gehn
durch lange Jahr;
sichä würdts wahr.
das wünscht all Baiden ä troiä Narr.

12. Voläubts mä, Herrn! muesz umb was fragn:
will iedä sein Herz geh Marckht heunt tragn?
da hani kains;
sist scho ä klains.
ä wenig wartts! will bringä eins.

13. Da bring i ains, iezt hamän Narrn!
denckhts, das is fiehr daher in Karn?
wissn kans Kains,
ob drinä ist ains.
da habts ä gross, ä jungs und ä klains!

14. Gehts, Frazn, thiets dö Herz voehrn
und schenckhtsösz unsern gnedign Herrn!
tragts ihms gschwündt on
— er vostets schon —
das er enckh alzeit in Gnaden schaut on!

15. I wünsch dir, eh mein Gsang würd gar,
das du gsundt löbst bis hundert Jahr.
afft ohne Scheu,
wan dö vobei,
so handln mä mit unsän Herrn aufs ney.

16. Es derf der Taudt nöt in di denckhä.
I nämb dem Schliffl und thättn henckhä;
i nit allain,
ä dö ganz Gmain.
wür schlagätn ab ihm Armb und Pain.

17. Seit, Vatter, in so hoche Werth
dich Baumburg und das Lande ehrt,
Herz und Mundt
ruefft alle Stundt:
es lebe nur Joachim gsundt!

18. Schreits All zusamb mit lauther Stim:
Vivat der Vatter Joachim!
Kain Unglickh soll schern
dem gnedign Herrn!
Ist eh guett gwösen, wird no guett wern.

Wir lassen die Frage unentschieden, ob II, 17 in seiner durchaus hochdeutschen Form sein Entstehen einer bewußten Absicht des Verfassers verdankt oder einem Versehen des Schreibers oder Abschreibers, der es sozusagen vergessen hat, daß er eigentlich Dialekt schreiben sollte. Jedenfalls läßt sich für die Annahme einer bewußten Absicht wohl kaum ein Grund geltend machen.

Betrachten wir die Schreibung unserer Gedichte, so wird es uns völlig rätselhaft, wie Hartmann zu seiner angeführten Behauptung gelangen konnte. Die Schreibung ist völlig unzuverlässig. Das beweisen vor allem die Reime:

I. 2: hie: mir
8: Gnad: grad: z' spatt
10: guett: Blueth.
II. 2: Löbn: gebn
3: Pais: haisz: gspais
5: gebohrn: worn
6: an: Mann
Herr: Ehr: sehr
10: zwenn: gehn
Jahr: wahr: Narr

13: Narrn: Karn
14: voehrn: Herrn
15: gar: Jahr
15: Scheu: vobei: ney
18: schern: Herrn: wern.

Neben „Baumburg" I, 1 steht „Baburg" I, 2, neben „ench" II, 6 „enckh" II, 6.

Zu den Wirkungen der Schriftsprache führen dann bereits die Formen der Infinitivendungen hinüber. Neben ä steht häufig n, aber auch die schriftsprachliche Endung -en. (Vgl. etwa I, 2.) Der Versuch, die Endung lautgetreu wiederzugeben, ist ganz unverkennbar, ebenso wie die Tatsache, daß stets die schriftsprachliche Tradition sich hineinmischt. Dabei müssen wir natürlich die Rücksichtnahme auf das Versmaß in Abzug bringen.

Gleich das erste Wort in I, 1 ist rein schriftsprachlich.

Neben dem „Ich" (zweimal in I, 1) steht sonst stets das dialektische „I".

Den graphisch durchaus unmöglichen Reim hie: mir (I, 2) müssen wir ebenso auf eine ganz offensichtliche Wirkung der Schreibtradition zurückführen. Dialektisch lautlich ist er natürlich einwandfrei.

Beabsichtigt ist die Schreibung „mie". (So: I, 1.) Daneben erscheint aber auch: „mir". (II, 4.)

Endlich die Schreibung der Artikel:

dä Schauä I, 1
dä Landtstandt I, 2
in der Stoia I, 2
dä Ofen I, 4
dä Fux I, 7
da Niggerl I, 7
in da Fastn II, 3
Der Mittwoch II, 4
in dä Landtschafft II, 7
der Taudt II, 16
der Vatter II, 18.

Die Schreibungen des neutralen Artikels lassen wieder eher auf metrische Rücksichten schließen.

Es ist überflüssig, die Schwankungen hier noch weiter aneinanderzureihen. Ebenso ist es nicht weiter erforderlich, das Gedicht von 1770 gesondert zu betrachten. Auch dieses zeigt starke Schwankungen in den Schreibungen und immer wieder Durchbrechen der schriftsprachlichen Tradition.

Das Urteil, das wir über diese Baumburger Texte zu fällen haben, kann so nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Wir lassen ganz die Beschaffenheit der Konstruktion beiseite, die der Vers selbstverständlich durchaus nach seinen Erfordernissen zugestutzt hat. Wir brauchen auch gar nicht zu fragen, ob der Verfasser tatsächlich auch außerhalb des Lautstandes Mundart zu geben beabsichtigte. Für den Lautstand, den wir untersucht haben, ist diese Absicht jedenfalls gewiß. Eben auf den Lautstand bezieht sich aber auch Hartmanns Äußerung. Wir haben uns gar nicht die Frage vorgelegt, wie es mit der dialektischen Treue bestellt ist. Im Grunde ist es aber so, daß diese Frage gar nicht aufgeworfen werden kann. Die Schreibung ist viel zu unzuverlässig und viel zu unklar, als daß es gestattet wäre, Schlüsse zu tun auf die dialektischen Verhältnisse. Es läßt sich kaum aus dem Schriftbild entnehmen, wie der Schreiber gesprochen hat, geschweige, daß sich entscheiden ließe, ob seine Sprache hier und da mit dem Dialekt identifiziert werden kann. Für einen Dialekt sind das sicherlich keine „treffliche Proben", deren Schriftbild nicht einmal so einheitlich ist, daß der gewollte Lautstand eindeutig abgelesen werden könnte. Wenn sich die Wissenschaft ernsthaft solcher Texte zur historischen Dialektforschung bedienen wollte, so könnte sie nur einen Weg einschlagen, dessen Zulässigkeit gewiß umstritten wäre: die Interpretation des Textes nach dem heutigen modernen Gebrauch.

Wir werden sogar, wenn wir diese Baumburger Texte mit den früher betrachteten vergleichen, sagen müssen, daß in ihnen die Unentschiedenheit der Schreibung ganz besonders stark ist. Aber die Tatsache, daß uns Datum und Entstehungsort genau überliefert sind, darf nicht zu unbegründeten Schlüssen über den dialektischen Wert verführen. Man muß auch die Persönlichkeit des Schreibers berücksichtigen. Unter unseren Texten von 1759 heißt es:

„Unterthänig Gehorsamber Franz Ant. Lechner, Lechenverwalter und Cammerschreiber, manu propria."[1])

Wir haben es also mit einer Persönlichkeit zu tun, deren enge Verwurzelung mit der (obd.) schriftsprachlichen Tradition klar ist. Wenn er Dialekt schreibt, so ist das für ihn ein kurioses Experiment. Er will einen Scherz machen. Wollten wir den dialektischen Wert seines Textes bestimmen, so müßte zweierlei geschehen sein: Erstens müßten wir wissen, — und das haben wir bereits einmal betont —, auf welcher Stufe des mannigfachen Kompromisses zwischen Einheitssprache und Dialekt die betreffende Persönlichkeit selber steht. Es wäre also der Individualdialekt unseres Schreibers zu konstruieren, was natürlich nicht möglich ist. Wir müßten dann zweitens alle schriftsprachlichen Wirkungen auf die Schreibung unseres Textes gewissermaßen verbessern, um den beabsichtigten genau dem gesprochenen Wort entsprechenden Stand zu erhalten.

Textstand — Individualdialekt = Einwirkungen der Schriftsprache
oder
Textstand — Einwirkungen der Schriftsprache = Individualdialekt

Keine dieser Gleichungen ist auflösbar, denn nur der „Text" ist uns bekannt. Nur er steht uns zur Verfügung. Er ist schlechterdings unsere einzige Quelle. Jeder Versuch, ein solches Denkmal auszuwerten, bewegt sich rettungslos in einem trügerischen Kreisschluß.

[1]) Bayerns Mundarten II, 310.

Und das gilt abgewandelt nach den jeweiligen besonderen Verhältnissen von jedem „dialektischen" Text unserer Epoche. Die Hinzufügung weiterer Beispiele würde daran nichts ändern können[1]). Alle diese Texte sind dialektisch unfruchtbar oder doch sehr bedenklich und gefährlich. Sie wollen, wenigstens sicherlich für den Lautstand, das gesprochene Wort geben, die Mundart. Was den Ausdrucksschatz angeht, so sind wir kaum eindeutig über die Absichten unterrichtet. Allenfalls vermögen unsere Texte also einen Überblick über eine gewisse Anzahl von verwendeten Dialektausdrücken zu geben. Vollständig und naturgetreu kann aber auch dieses Bild nicht sein. Denn so wichtig wie das Vorhandene ist auch das, was nicht vorhanden ist.

Wir verzichten völlig auf die Frage nach dem Dialekt. Der Dialekt liefert nichts als das Material, das Kleid. Die Leute aber, die sich anschicken, Mundart zu schreiben, sind alle an das schriftsprachliche Schreiben gewöhnt. Der Versuch, Mundart zu schreiben, ist einem realistischen Bedürfnis entsprungen. Bedient er sich des Dialekts, so wird er, wie wir gesagt haben, eine höchst romantische Angelegenheit. Der Wille zur Treue ist wohl da. Ja, er ist ursprünglich sogar die Triebfeder des ganzen Beginnens. Aber die Krisis der Ausführung setzt ein mit dem Augenblick der beginnenden Aufzeichnung. Hat der Dichter die vorgefaßte Absicht, völlig objektiv das zu geben, was ist, unbekümmert um seine schriftsprachlichen Erinnerungen, so macht er das selber unmöglich, indem er zur schriftsprachlichen Aufzeichnungsweise notgedrungen greifen muß. Dann ist die Aufzeichnung des gesprochenen Dialektwortes nicht eine Darstellung des Vorhandenen, sondern ein immer neuer und wechselvoller Kompromiß zwischen Mundart und

---

[1]) Vgl. auch Titus Tobler, Alte Dialektproben der deutschen Schweiz. St. Gallen. (1869). S. 9, 16. — Vgl. Werther.

Schriftsprache. Und der Kompromiß ist am günstigsten dann für die Schriftsprache, wenn der Dialektdichter, der Einfachheit wegen oder aus Verlegenheit, einfach die Schriftsprache selber zur Aufzeichnung benutzt[1]). In diesem Sinne ist Christian Weise auch außerhalb der einen eigentlichen Dialektprobe ein Dialektdichter, und in diesem Sinne ist es auch Stranitzki. Innerlich ist das ganze Problem eigentlich mit dem Augenblick entschieden, da die Aufzeichnung beginnt. Die Schriftsprache hat die Führung. Es handelt sich gar nicht mehr darum im Grunde: Sehe ich das Mundartliche richtig? Sondern darum: Wie überwinde ich das Schriftsprachliche? Denn die Beobachtung des Mundartlichen tritt selten voll ins Bewußtsein, weil das Bewußtsein erfüllt ist von dem Wissen von der Schriftsprache.

Fassen wir Dialektdichtung als einen romantischen Prozeß, wieviel unfaßbare Gefühle, Wünsche, Sehnsüchte und Überzeugungen der Schreiber müssen wir in Rechnung setzen, um die Sprache zu begreifen, die sie uns vorlegen! Sie schreiben eben nicht das Reale, sondern sie schreiben ein Ideal, genau so gut wie derjenige, der sich der Gemeinsprache bedient. Das Ideal ist mit dem Prozeß der Aufzeichnung unlöslich verknüpft.

Es ist eben nur theoretisch richtig und gilt nur für die exakte wissenschaftliche „phonographische" Aufnahme[2]): „Alles, was gesprochen wird, muß man auch schreiben können, und was man gerne hört, wird man wohl auch gerne lesen." Eine solche Stellungnahme setzt nicht die große, innere Kraft der schriftsprachlichen Tradition in Rechnung. Dabei verzichten wir überhaupt darauf, auf den zweiten Teil dieser Behauptung näher einzugehen.

---

[1]) Vgl. Holder S. 7. — Th. Gaedertz, das niederdeutsche Drama. (1884). S. 181.

[2]) Vgl. Holder. S. 190.

Wir brauchen uns nur des Bekenntnisses zu entsinnen, das Klaus Groth von sich selber ablegt[1]): „Als ich zuerst anfing, plattdeutsch zu produzieren, war es mir fast unmöglich plattdeutsch zu denken, allenthalben schlichen sich unbemerkt die Formeln hochdeutscher Konstruktion und Gedankenfolge ein, so daß ich fast verzweifelte, zu meinem Ziele gelangen zu können."

Die Schriftsprache ist König im Reiche der Überlieferung. Alles, was dauern will, und dauern will nicht mit Mitteln mechanischer Erhaltung, sondern denen der individuellen Reproduktion, erhält ihren Stempel auf die Stirne. Nichts tritt in ihr Reich, dem sie nicht ihr Kleid gäbe. Ausgeschlossen von dem Leben des gesprochenen Wortes, ist sie darum nicht arm. Denn sie wird zu einer mächtigen Kraft und erscheint als das einzige Medium historischer Betrachtung.

[1]) Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. S. 24.

IV.
MUNDART UND SCHRIFTSPRACHE

Unsere Untersuchung kommt also zu dem letzten Schluß, daß das Schriftsprachliche genau so gut eine lebendig wirkende Kraft ist wie die Mundart. Das war vorausgesetzt mit dem Augenblick, da wir die Wechselseitigkeit der Beziehungen von Mundart und Schriftsprache und ein Hin und Her der Wirkungen des einen auf das andere anerkannt hatten. So teilt die Sprache ihre reale Macht in zwei immer sich gegenüberstehende, sich gegenseitig befruchtende Teile. Wenn aber die Schriftsprache auch eine lebendige, selbständige Wirkung auszuüben imstande ist, so darf sie nicht unter den wertenden Gesichtspunkt des Gegensatzes von Kunst und Natur gestellt werden. Genau so wenig wie das bei dem Gegensatz von Einheitssprache und Dialekt der Fall sein kann. „Das Neuhochdeutsche", ist darüber gesagt worden[1]), „hat Fleisch und Blut angenommen, hat eigenes . . . Leben bekommen. Das gegensätzliche Verhältnis desselben zu den Stammes(dialekten) kann schon lange nicht mehr mit den Schlagwörtern Kunst und Natur bezeichnet werden." Es ist gar kein Zweifel, daß diese Äußerung, mit unserer Terminologie zu reden, den Gegensatz zwischen dem Mundartlichen im Dialekt und dem Schriftsprachlichen in der Einheitssprache auch im Auge hat. Und ein anderes Zeugnis für die lebendige Gewalt des schriftsprachlichen Elements können wir geltend machen, ein Zeugnis, das wider Willen beinahe gegeben ist[2]) und von dem wir die wertende Kritik in Abzug zu bringen haben: „Das geschichtlich Interessanteste an den Dialekten ist gerade das, was nicht als bewußte Dialektliteratur sich darstellt. Denn eine solche

[1]) Holder, S. 128.

[2]) Rückert, Kleine Schriften. I, S. 333.

wird nicht umhin können, aus der Naivität der lebendigen Bewegung der Volkssprache herauszutreten und sich eine Art von künstlicher Sprache zurechtzumachen, die sich nicht anders zu ihrer natürlichen Wurzel verhält, wie die allgemeine deutsche Schriftsprache zu allen deutschen Dialekten zusammen." Es geht doch nicht an, das in Gegensatz „zur Natur" zu stellen, das stärker ist als diese, das sie unterdrückt, verdrängt, besiegt, selber lebendig Wirkungen tut und Leben hat. Wir schweigen noch ganz dabei von der Frage, wieweit wir berechtigt sind, die Einheitssprache als einen „Mikrokosmos sämtlicher Dialekte"[1]) anzusprechen. Über die innerlich gleichwertige Kraft von Mundart und Schriftsprache kann gar kein Zweifel sein. Daß die Dialekte keine entartete Einheitssprache sind, wissen wir, und es ist oft genug betont worden. Daß das Mundartliche eine Auflösung der Schriftsprache bedeute, wird niemand ernsthaft behaupten. Aber es kann auch nicht behauptet werden, daß die Schriftsprache eine Erstarrung und Versteinerung der Mundart darstelle.

„So selten es dem naturwüchsigen Landmann gelingt zu sprechen wie ein Buch, ebenso schwer ist es für den Schriftsteller, so zu schreiben, wie dem richtigen Schwaben der Schnabel gewachsen ist[2])." Darin liegt doch die ganze innere Gleichberechtigung beider. Beide wirken und beide haben ein sehr blutvolles Leben. Daß das Neuhochdeutsche Fleisch und Blut habe, ist zugegeben, denn seine Wirkungen werden jeden Augenblick gesehen. Aber die Wirkungen der Schriftsprache sind genau so gut vorhanden. Der Gegensatz zwischen künstlicher und natürlicher Sprache (Paul!) kann für uns, so wie wir Schriftsprache und Mundart gesehen und beobachtet haben, gewiß nicht in Frage kommen. „Daneben, hörte ich, man

[1]) Vgl. Wilh. Scherer, Vorträge u. Aufsätze. S. 45.

[2]) Holder, S. 190.

solle reden, wie man schreibt und schreiben, wie man spricht, da mir Reden und Schreiben einallemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte[1])." Das ist nichts anderes als die Forderung der Eigenberechtigung und die Anerkennung der Eigengesetzlichkeit beider. Daß es aber notwendig ist, diese Forderung immer noch zu erheben, das geht auf jenes immer bewußt oder unbewußt gebrauchte Bild von der Schriftsprache als der aufgetakelten, koketten, mit Schminke und Puder herausstaffierten, künstlichen Stadtdame und der Mundart als dem einfachen, schlichten, naiven, bescheidenen jungen Mädchen vom Lande. Ein ganzes Meer von Sentimentalität ist in dieser Gegenüberstellung. Und es ist schwer zu sagen: Geht man bei einer solchen Betrachtung von dem Gegensatz Einheitssprache-Dialekt oder von dem Gegensatz Mundart-Schriftsprache aus. Denn nicht nur im sprachlichen Ausdruck klingen die Dinge aneinander. Die historische Erscheinung ist der Boden, auf dem dieser Ausdruck erwächst, und wir wissen, daß in erster Linie die Gemeinsprache eine Schriftsprache hat und in erster Linie der Dialekt mundartlich ist, schon deshalb, weil er seltener eine Schriftsprache besitzt. Wir haben uns lediglich bemüht, ohne dieses Aneinanderklingen der Dinge zu bestreiten, unverwirrt von dem sinnfälligen ersten Eindruck der Erscheinungen, der Mundart und der Schriftsprache ihr absolutes, selbständiges Eigenleben zuzuerkennen.

Wenn wir Kritik üben wollen an der Betrachtungsweise der andern, so werden wir gar nicht imstande sein, uns lediglich auf ihre Stellungnahme zu dem Verhältnis des Geschriebenen und des Gesprochenen zu beschränken. Unerläßlich ist auch die Prüfung ihrer Auffassung von Ge-

[1]) Goethe, Dichtung und Wahrheit. — Vgl. auch Behaghel, Geschriebenes Deutsch und gesprochenes Deutsch. Wibh. 17/18. (1900). S. 214f.

meinsprache und Dialekt. Beide Bestandteile ihrer Auffassung durchdringen sich, vermischen sich, beeinflussen sich und sind unlösbar voneinander.

Wir prüfen bei einer solchen Kritik den Standpunkt Pauls als des hervorragendsten Repräsentanten der sprachwissenschaftlichen Theorie[1]). Dabei treffen wir mit Ernst Kieseritzky[2]) zusammen, der in gleicher Weise Paul sich als Repräsentanten vornimmt. Wir werden uns nicht mit der Kieseritzkyschen Darstellung irgendwie identifizieren. Im Gegenteil, wenn hier eine Kritik dieses Buches gegeben werden könnte, so dürfte des Tadels nicht wenig sein. Dieser Tadel kann aber gar nicht in der zugegebenen Laienhaftigkeit des Verfassers liegen, sondern in ganz andern Dingen muß er seinen Grund finden: Nicht zuletzt in der Eigensinnigkeit des Ausdrucks und in der doch zuweilen durchbrechenden typisch norddeutschen Stellungnahme. Die Übereinstimmung unserer Auffassung mit der seinigen ist, auch wenn wir von anderem Standpunkt ausgehen, darum doch häufig, und wir brauchen sie nicht jedesmal besonders zu betonen.

Vor allem müssen wir uns Pauls Ausgangspunkt genau klarmachen: seine Aussage über die schriftliche Aufzeichnung und ihre „Vorzüge" ist diese (S. 373): „Es ist kein Wunder, daß diese in die Augen stechenden Vorzüge gewöhnlich bei weitem überschätzt werden, auch in der Sprachwissenschaft überschätzt sind, weil es etwas mehr Nachdenken erfordert, sich auch diejenigen Punkte klarzumachen, in denen die Schrift hinter der lebendigen Rede zurückbleibt." Für uns steht fest, daß dieses „Nachdenken" inzwischen wohl überall bewerkstelligt worden ist. Eine solche Äußerung hat für uns keinen sachlichen, sondern nur historischen Wert. Wir erkennen aus ihr Pauls Ausgangspunkt als eine Opposition gegen etwas

[1]) Prinzipien der Sprachgeschichte, 5. Aufl. (1920).
[2]) Die Schönheit unserer Muttersprache. Teubner (1926).

anderes. Er gelangt zu einer Hochschätzung des Gesprochenen, weil er die Überschätzung des Geschriebenen ablehnt. Inzwischen, können wir einfügen, hat diese Paulsche „Bildungsfeindlichkeit", an der natürlich nicht er allein Anteil hat, eine Wendung erfahren, die eine neue Würdigung der „Kultur"sprache von ganz anderem Standpunkte aus herbeizuführen berufen scheint. Die Arbeiten Hans Naumanns und Eugen Lerchs deuten darauf hin[1]).

Pauls Charakteristik der Gemeinsprache ist genau dieser Stellungnahme gleichwertig (S. 404): „Die Gemeinsprache . . . ist eine Abstraktion. Sie ist nicht ein Komplex von realen Tatsachen, realen Kräften, sondern nichts als eine ideale Norm, die angibt, wie gesprochen werden soll. Sie verhält sich zu der wirklichen Sprechtätigkeit etwa wie ein Gesetzbuch zu der Gesamtheit des Rechtslebens in dem Gebiete, für welches das Rechtsbuch gilt, oder wie ein Glaubensbekenntnis, ein dogmatisches Lehrbuch zu der Gesamtheit der religiösen Anschauungen und Empfindungen." Wir sehen, daß wir noch weiter werden gehen müssen und fragen, wie sich Paul die Gemeinsprache überhaupt entstanden denkt. Vorläufig ist gewiß, daß eine solche Norm verstandesmäßiger, grammatischer Übereinkunft, falls sie bestehen sollte, wirklich unveränderlich sein muß. Diese theoretische Forderung stellt Paul selber auf. (S. 404.) Die Selbstverständlichkeit, daß die Unveränderlichkeit der Einheitssprache überhaupt nicht besteht, ist die erste Widerlegung der Paulschen Auffassung, die aus einfacher Überlegung entspringt.

„Sie ist nichts als eine starre Regel", wird dann fortgefahren (S. 405), „als eine starre Regel, welche die Sprachbewegung zum Stillstand bringen würde, wenn sie überall strikte befolgt würde, und nur so weit Veränderungen zuläßt, als man sich nicht an sie kehrt." Oder an anderer

[1]) Philolog. Jahrbuch. (1925). I.

Stelle wird ganz einfach der Gegensatz auf die Formel gebracht: „Hier Freiheit, hier Dressur[1]).“ Und es werden daraus natürlich wertende Urteile abgeleitet. Genau besehen ist das alles ein verkapptes Schottelianertum, das in der Gemeinsprache ein theoretisches, grammatisches Destillat erblickt[2]).

Das ist das Bild von der Stadtdame und dem bescheidenen jungen Mädchen vom Lande in alter Bekanntheit, nur etwas sachlich ausgesprochen. Wir denken daran, daß man wohl auch einmal die gegenwärtige Gemeinsprache (Schriftsprache?) als einen Paradiesvogel ohne Füße bezeichnet hat[3]).

Wir werden aber dreierlei uns fragen:

1. Paul spricht von der Gemeinsprache. Das ist gar kein Zweifel. Aber ebenso sicher ist es, daß er die Schriftsprache meint, die er selbst später in Gegensatz zur Umgangssprache setzt[4]). Beide aber sind freie Teile der Gemeinsprache. Hier ist also eine Unklarheit des Ausdrucks unverkennbar und mehr noch als eine Unklarheit des Ausdrucks. Wir denken daran, was Jellinek (I, S. 153) über Schottel sagt: „Für sein Bewußtsein ist das Hochdeutsche vor allem eine geschriebene Sprache“.

2. Mit welchem Recht dürfen wir ein so seltsames Wesen annehmen, das darin besteht, daß es nicht besteht, das dadurch lebt, daß es getötet wird und richtig ist, weil man gegen es verstößt?

---

[1]) Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart, Sammlg. gemeinverständl. wissenschaftl. Vorträge XVIII. 411. S. 14.

[2]) Vgl. Jellinek. I, S. 113.

[3]) H. Rückert, Kleinere Schriften I. S. 311. Vgl. auch Osthoff, Schriftsprache und Volksmundart. Samml. gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. XVIII. 411. S. 4f., 14f. — Kieseritzky, S. 45.

[4]) Vgl. Kieseritzky, S. 327f.

3. Wo aber ist die Norm, das Gesetzbuch, von dem die Rede ist, aus dem wir ablesen werden, was die abstrahierte Gemeinsprache eigentlich darstellt?

Wenigstens auf diese letzte Frage gibt Paul selber Antwort (S. 405): „Bei alledem ist aber doch der Unterschied, daß die Gemeinsprache nicht eigentlich kodifiziert wird. Es bleibt im allgemeinen der Usus, der die Norm bestimmt. Es kann dies aber nicht der Usus der Gesamtheit sein, denn dieser ist weit entfernt davon, ein einheitlicher zu sein." Also, das folgern wir daraus, werden wir nicht mehr von einer gemeinsprachlichen Norm reden dürfen. Denn diese Norm ist ja gar nicht normal, sondern sie ist höchst unnormal, weil sie sich isoliert und an kleine Kreise oder Plätze anschließt. Besser dürfen wir sagen: Ideal, nach dem ein Streben geht. Eben diesem Ideal, nach dem ein Streben geht, das viel leistet, werden wir aber nicht wie Paul die reale Gewalt absprechen können. Gerade in dieser Idealität liegt doch die unverkennbare Realität, Realität nicht faßbar als eine definierbare Größe, aber als eine innere Kraft, die wahrhaftig nicht augenfällig gleich und überall als Normalität auftritt, sondern die als Kraft wirkt, den einen so, den andern so packt, den einen so weit, den andern aber so weit zu erfüllen vermag.

Hans Naumann, der das Verhältnis von Dialekt und Gemeinsprache in sein volkskundliches System eingebaut hat[1]), führt sehr wichtige Bestandteile der Dialekte wie auch Veränderungen des Hochdeutschen auf diese Wirkung eines vorbildlichen Ideals zurück. Aber er wertet ungerechtfertigterweise schon im Ausdruck: sinken, primitiv. Darüber hinaus kommt er, vielleicht gerade durch die Verstrickung im Ausdruck, nicht frei von jener auch von Paul

[1]) Über das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht. Phil. Jb. I. (1925). S. 55ff.

vertretenen Auffassung des Dialekts. Nachdem er der Mundart (= gesprochener Dialekt) und der Umgangssprache einen „unkontrollierbaren, primitiven Geist" zuerkannt hat, „der dem Wesen jeder Kultursprache von vornherein widerspricht", identifiziert er diese Primitivität mit der ausschließlichen Lebendigkeit und erkennt seiner Kultursprache nur ein indirektes Leben zu, das wider Willen aus den Dialekten fließt.

Wir kehren zu unsern Erörterungen über die Sprachnorm zurück. So entschuldigen und erklären sich Ausdrücke wie Gemeinsprache oder gar Einheitssprache. Sie gehen natürlich nicht auf die materiellen Tatsachen, aber sie gehen auf das Ideal. Nur eins ist nicht in diesem Ideal beschlossen: die Schablonenmäßigkeit. Gerade die ist nicht in der Gemeinsprache. Das weisen alle Tatsachen aus.

Wir betrachten uns nun die Paulsche Norm näher, immer mit den Bedenken, die wir bereits haben fassen müssen: „Die mustergültige Sprache für uns ist . . . die auf dem Theater im ernsten Drama übliche." (S. 406.) Also die Bühnenaussprache. Es ist wichtig zu merken: die ganze Normalität der Gemeinsprache erstreckt sich auf die Aussprache. Niemand denkt natürlich daran, etwa den Ausdrucksschatz zu normalisieren oder in einem Kodex einzusperren. Da entscheidet der persönliche Geschmack, und der Stil des einzelnen ist die einzige Regel. Mit der Aussprache ist es anders, da fehlt es nicht an Versuchen der Vereinheitlichung. Der Versuch einer Regelung der Bühnenaussprache hat seine guten Gründe in den Bedürfnissen des Theaters. Aber diese Bedürfnisse sind nicht allzu stark auf die Einheitlichkeit gerichtet: „Die feste Regelung berücksichtigt nur die ruhige, verstandesmäßige Rede; dem Ausdruck der Stimmung muß ein gewisser Spielraum gelassen werden[1])." Wenn wir diese Resignation

[1]) Bühnenaussprache, S. 12.

bedenken, so können wir nicht begreifen, wie daneben trotz alledem ganz unverkennbar die Bühne, wohlgemerkt nur die des ernsten Dramas, „zur Lehrmeisterin Deutschlands" gemacht werden und die Pflicht haben soll, „auf sichere Regelung zu halten[1])", Forderungen, die in dem Geißlerschen Buch zu ganz besonderer Deutlichkeit sich erheben[2]). Siebs spricht sich wohl auch so aus[3]): „Für jeden ist die Frage der Hochsprache bedeutsam im Leben: wie er sich zu ihr stellt, gilt zumeist als Maßstab seiner Bildung. Von frühester Jugend auf hören wir die Forderung guter Aussprache an uns ergehen . . ." Wir sind aber doch der Meinung, daß es bei einer solchen Forderung und vor allem hinsichtlich des Nachdrucks, mit dem sie erhoben wird, nicht nur auf den sozialen, sondern auch auf den landschaftlichen Bereich ankommt, der betrachtet wird. Und neben das Ideal der „guten Aussprache", dem sich gewiß nicht alle fügen, weil sie es einfach nicht können, tritt das Ideal der „schönen Aussprache", das in allem auf das Besondere aus ist und von fremder Aussprachеweise sich ein Muster nimmt. Zugespitzt gesprochen ist dies das Ideal des Reisenden, der stolz mit einer Musterkollektion „schöner" aufgegriffener Aussprachеflicken zurückkehrt, die mit der „guten Aussprache" oft nicht identisch sind.

Schließlich ist auch die Aussprache eine stilistische Angelegenheit, soweit sie überhaupt dem Willen unterworfen ist. Aber Aussprachenormalisierung ist wie der sprachliche Purismus eine intellektuelle Ordnungstätigkeit. „Dieses Streben mußte auch zu einer Entfernung von der Umgangssprache überhaupt führen[4])." Darin liegt die Definition dessen, was auch wir als „Hochsprache" fassen können. Es ist die Sprache, die irgendwelche künstlerische Absichten

---

[1]) Ebenda, S. 4. — Festschr. f. Koch, S. 221.
[2]) Erziehung zur Hochsprache (1925). I. S. 198ff.
[3]) Vgl. Festschr. f. Koch, S. 191.
[4]) Paul, Prinzipien. S. 406.

hat. Nicht umsonst geht sie vom Theater aus. Wir werden sie weder „Mundart" (nach unserer Terminologie) nennen dürfen, noch als gesprochene, regelrechte Einheitssprache erklären, noch als mündlichen Vortrag der Schriftsprache bezeichnen. Sie ist Mundart, denn sie wird gesprochen. Sie ist Gemeinsprache, denn auf deren konsequenten Norm baut sie sich auf. Sie ist Schriftsprache, denn sie kann geschrieben werden oder geht sogar vom Geschriebenen aus. Sie ist eben Hochsprache, das ist gehobene Sprache. Diese Benennung weist ihr zugleich auch ihren Bereich zu. Und es ist eine Verkennung aller Grenzen zwischen den Lebensgebieten, will man die Norm der täglichen Sprache, — Schriftsprache und Mundart —, jenem Bereiche der Hochsprache entnehmen.

Es ist auch ganz klar, woher der Versuch, die Aussprache auch des täglichen Lebens zu regeln, seine innersten Wurzeln nimmt. Siebs[1]) geht ganz unverkennbar bis ins 17. Jahrhundert zurück, um die Geschichte seiner „Bühnenaussprache" zu geben. Aber es ist ebenso klar, und das dürfte im Laufe unserer Untersuchung doch deutlich geworden sein: wenn jene Zeit sich um die Aussprache kümmert, so tut sie es, weil sie um die Normalorthographie ringt. Das Zentralproblem ist für sie die Einheitlichkeit der Schrift. Soweit sie phonetisch schreibt, interessiert sie der Laut. Daß die Regelung der Aussprache zum Selbstzweck gemacht wird, und daß man diese Regelung auch auf die Sprache ausdehnt, die nicht Hochsprache ist, das ist eine Anwendung fremder Methoden an anderer Stelle. Gewissermaßen eine Übertragung schriftsprachlichen Verfahrens (Orthographischer Regelung) auf die Mundart (Ausspracheregelung).

Wir sind nach diesem Exkurs besser bereitet, der bereits angedeuteten Frage näherzutreten, wie sich Paul die Ent-

[1]) Festschrift für Koch. S. 191ff.

stehung der Gemeinsprache denkt. Die Gemeinsprache ist nur ein Verständigungsmittel. Man verstand sich nicht, — das ist natürlich nicht in aller Wörtlichkeit zu nehmen —, also paßte man sich aneinander an, der eine verzichtete auf dies, der andere auf jenes. Es trat ein Ausgleich ein: Mikrokosmos der Dialekte. Natürlich sind die Anteile der einzelnen Landschaften verschieden. Eine gibt wohl den Grundton. Andere begleiten. So erscheint die Gemeinsprache als das Ergebnis zu bequemer Verständigung. Gewisse Sonderverhältnisse bedingen dabei das Überwiegen der einen oder der andern Landschaft. Daß sich Behaghel mit dieser Erklärung identifiziert, darf aus seiner Darstellung der neuhochdeutschen Gemeinsprache geschlossen werden[1]).

Es ist kein Zweifel, daß diese Neigung zur Verständigungserleichterung in hohem Maße bei der Entstehung der neuhochdeutschen Gemeinsprache mitgewirkt hat. Wollen wir aber die Paulsche Auffassung in aller Folgerichtigkeit anerkennen, so müssen wir zweierlei schließen:

1. Der Drang zur Einheit geht bis zu seiner völligen Befriedigung, d. h. soweit, bis Störungen im Verkehr nicht mehr bemerkbar sind.

2. Er ist überall da, wo politische und wirtschaftliche (literarische) Beziehungen ihn ermöglichen.

Das zweite scheint nicht eingetreten zu sein. Wohl scheitern die panslawistischen Bemühungen, weil die Bedingungen fehlen. Aber die Schweiz, in der die Bedingungen vorhanden sind, hat keine Gemeinsprache und auch wohl kein Bedürfnis nach einer. Das erste aber widerlegt sich mit einem einzigen Blick in die Kretschmersche Wortgeographie. Und es wird wohl auch nicht angenommen, daß der lexikalische Ausgleich jemals zu einer lexikalischen Gleichförmigkeit führen kann, wenn auch täglich Verständnisschwierigkeiten vorkommen.

[1]) Geschichte[(5)], S. 189f. — Vgl. Beese, Die neuhochdeutsche Schriftsprache in Hamburg. Kiel. (1902). S. 3.

Wir können also die Paulsche Auffassung nicht teilen. Gerade die deutsche Sprachgeschichte ist doch ein Beispiel dafür, daß sich die Entstehung einer Gemeinsprache nicht auf eine Formel bringen läßt, auch nicht auf die von der besseren Verständigung. Wollen wir die Einheitssprache und ihre Entstehung erklären, so müssen wir doch auch von dem ausgehen, was sie heute ist. Wir haben aber gesehen, daß sie nichts ist als eine wirkende Kraft, nicht eine definierbare Grammatik, sondern eine Idee und ein Ideal, das sich so oder so verkörpert und Gestalt annimmt. Fragen wir uns, wie eine solche Idee erwachen kann, so müssen wir der Nachbarschaft aller geistigen, kulturellen, literarischen Ideale gedenken. Wir erinnern uns nur an die Rezeption des Hochdeutschen auf niederdeutschem Gebiet. Dazu kommt politische und wirtschaftliche Überlegenheit. Wir denken da an das Verhalten Oberdeutschlands gerade in unserer Epoche zwischen Leibniz und Gottsched. Wenn Haller etwa seine Gedichte verbessert, so tut er es nicht, um sich verständlich zu machen. Verstanden wurde er gewiß auch so. Sondern er tut es, weil er im Obersächsischen sein Sprachideal erblickt: er verbessert also im wahren Sinne des Wortes, um diesem Ideal immer näher zu kommen. Wir treffen damit auf die Formulierung, die auch Kieseritzky seinem Gegensatz zu Paul gegeben hat: Hier lockende Idee, dort bindende Norm." (S. 324)[1]).

Damit fällt natürlich auch die Wertung „künstlich-natürlich" für den Gegensatz „Einheitssprache-Dialekt". Aber, wenn wir genauer zusehen, so entdecken wir, daß Paul diese Wertung in erster Linie dem Gegensatz Schriftsprache—Mundart zuweist[2]). Natürlich ist ihm das Angeborene, künstlich das Anerzogene, Angezwungene. Es

[1]) Ähnlich Naumann, R. L. II. S. 271.
[2]) Prinzipien, S. 421.

ist doch ganz undenkbar, daß er damit hätte behaupten wollen, die Gemeinsprache könne nicht auch angeboren sein. Um das darzulegen, bedurfte es nicht der Kieseritzkyschen Darstellung[1]). Selbstverständlich geht Pauls Gegenüberstellung zutiefst auf die angeborene, täglich gebrauchte, geläufige Sprache des Mundes und auf die sekundär durch Schule und Bildung daneben gestellte Sprache der Schrift.

Wir werfen die Frage auf, ob nicht aus der unzweifelhaften Tatsache heraus, daß auch die Gemeinsprache angeboren sein kann, und daß es anderseits sicherlich auch Menschen gibt, denen kein Dialekt natürlich ist, der Standpunkt, von dem aus Hans Naumann das sprachliche Verhältnis von Ober- und Unterschicht betrachtet, in etwas einer Verschiebung benötigt[2]). Einzig sicher ist nur, daß bei einem jeden ein wechselvoller, aber nie aufgehobener Gegensatz von gesprochener und geschriebener Sprache besteht. Die Zugehörigkeit zum Dialekt ist nicht unbedingt, wenn man unter Dialekt mehr versteht als einige wenigen Artikulationsbesonderheiten. Unbeschadet darum bleibt die Richtigkeit der Neuinterpretation für das „ver-

---

[1]) Kieseritzky, S. 338 schreibt dem Nd. einen höheren, stärker ausgebildeten Sinn für „das Kronschöne" zu, während das hd. Gebiet im bloßen „Quellschönen" befangen bleibt. — Dagegen schon K. J. Schröer, Dt. Ma. V, S. 501: „Daß diejenigen gegenden, wo man reines deutsch spricht, germanisierte slaven bewohnen, die das wortarmste deutsch reden, ließe sich aus lehrreichen beispielen zeigen. So mag es auch leute geben, denen das unnatürlichste gelingt, nämlich, daß sie ihre kinder in der büchersprache großziehen, fern von dem einfluß einer mundart. Solche kinder werden keine redner und keine schriftsteller werden: sie haben die macht der rede, die naturgewalt der sprache nie gefühlt." — Ähnl. Viktor Hehn, Stil und Sprache vor Goethes Auftreten. Beil. z. allg. Ztg. 1892. Nr. 242, S. 6.

[2]) Phil. Jb. I. S. 68f.

brauchte Klischee" romantischer Dialektauffassung durch Naumann.

Wir können also die Paulsche Formulierung nicht mitmachen. Wir haben im Laufe unserer Untersuchung immer wieder Mundart und Schriftsprache als wirkende lebendige Kräfte kennengelernt. Schon Wieland nimmt 1782 einen gegenseitigen Einfluß des Schriftstellers auf die gesprochene Sprache und der gesprochenen Sprache auf den Schriftsteller an[1]). Auch die Schriftsprache tut Wirkungen. Die Wirkungen dieser Kraft der lebendigen Schriftsprache kennt auch Paul sehr wohl. (S. 381.) Aber er nennt das ein „Mißverhältnis". Wie dürfen wir aber das als künstlich bezeichnen, das seiner Wirkung nach so stark und eingreifend ist in das Leben, daß es das angeblich „Natürliche" hindert, so natürlich zu sein, wie es von Rechts und Ordnungs wegen sollte! Dann existiert diese „Natürlichkeit" also gar nicht. Sie erscheint aber als eine Fiktion, die nur durch Korrekturen zu erreichen ist[2]).

Der Gegensatz von natürlich ist unnatürlich. Eine solche Wirkung wie die der Schriftsprache kann aber doch nicht unnatürlich sein.

Unsere Untersuchung hat uns sicherlich gezeigt, daß der Gegensatz zwischen Mundart und Schriftsprache nicht der von Natur und Kunst ist. Gewiß ist die Sprache nicht außerhalb der menschlichen Seele zu denken. Aber die Schriftsprache wird zum starken, wirkenden Gesetz, zu einer Pflicht, der sich schwer jemand entzieht. Mit ihrem Beginn tritt das traditionelle Element in der Sprache in ein ganz neues Stadium. In der Schrift nimmt die Sprache sichtbare, erhaltbare, vererbbare, absolute Gestalt an, die ihre Gültigkeit zur Allgemeingültigkeit erhebt. Daß die

[1]) Steiger, S. 26.

[2]) Vgl. auch Ewald Geißler, Erziehung zur Hochsprache (1925). Vor allem S. 14f.

Schriftsprache natürlich ist, darüber kann kein Zweifel sein. Wenn sie vielen natürlich ist, so braucht sie darum nicht künstlich zu werden.

Nur die Natur kann durchbrechen. Das sagt schon der ganz geläufige Sprachgebrauch. Indem wir die Mundart auf ihre schriftsprachlichen Spuren hin genau so gut untersucht haben wie die Schriftsprache auf ihre mundartlichen, ist es klar geworden, daß beide innerlich gleichartig sind, und daß keinem von ihnen die Natürlichkeit abgesprochen werden kann. Daran ändert auch nichts die Tatsache, daß an der Schriftsprache bewußte und überlegte Arbeit geleistet worden ist. Der Grammatiker gehört eben zu ihrer Natur. Das gehört zum Wesen der Schriftsprache, die auf Dauer und Tradition abgestellt ist und in sich den Willen und die Kraft zur Allgemeingültigkeit trägt.

„Früher", so erklärt Heinrich Rückert[1]), „wollte jeder Schriftsteller sich einer allgemein gültigen oder der allgemein gültigen Sprache bedienen, aber die Macht der lokalen Einflüsse war noch so groß, daß er sie trotz seines Willens nicht zu bewältigen vermochte. Jetzt steht die Sache umgekehrt. Jetzt muß sich jeder Gebildete, der die Feder ansetzt, Mühe geben, irgend etwas Lokalmundartliches in seine Sprache zu bringen, denn von selbst fließt ihm nur das ganz und gar von aller Lokalität gelöste Schriftdeutsch aus der Feder."

In diesen Worten liegt die ganze Geringschätzung der früheren Epoche und der Stolz auf das Erreichte der Gegenwart. Aber die Kräfte greifen ineinander und sind nebeneinander. Weder dürfen wir die Wirkungen der Mundart noch die der Schriftsprache an eine bestimmte, einmalige Epoche anschließen. Ihre Bedingungen sind im Grunde nicht zeitlich und nicht lokal. Der Umfang des Materials darf über diese Tatsachen nicht hinwegtäuschen.

---

[1]) Kleine Schriften. (1877). I. S. 294.

VERZEICHNIS DER ABKÜRZUNGEN (ZUGLEICH VERZEICHNIS DER WICHTIGSTEN LITERATUR).

Abel vgl. Qu. 58 f.
Abr(aham) vgl. Qu. 86.
Adelung vgl. Qu. 126.
Ästhetik vgl. Qu. 93.
AfdA. = Anzeiger für deutsches Altertum.
Alem. = Alemannia.
Amaranthes vgl. Qu. 61.
Antesperg vgl. Qu. 4.
Antipatriot = Anklagung Des verderbten Geschmackes, Oder Critische Anmerkungen Über den Hamburgischen Patrioten, Und die Hallischen Tadlerinnen. 1728.
Bahder, Karl v.: Grundlagen des nhd. Lautsystems. Straßburg 1890.
Beccau vgl. Qu. 62 f.
Becker, Adolf: Die Sprache Friedrichs von Spee. Diss. Berlin 1912.
Behaghel, Otto: Geschichte der deutschen Sprache. 5. Aufl. 1928. Grundriß 3.
Beyträge, Gottscheds ... 1732 ff.
Bianchi, Lorenzo: Studien zur Beurteilung Abraham a Santa Claras. Heidelberg 1924.
Birlo vgl. S. 99.
Blanckenburg vgl. S. 99.
Bodmer vgl. Qu. 87.
Boiunga, Klaudius: Die Entwicklung der nhd. Substantivflexion. Diss. Leipzig 1890.
Bostel vgl. Qu. 66.
Boucke vgl. S. 99.
Bödiker vgl. Qu. 5 ff.
Braune, Wilh.: Althochdeutsche Grammatik. (= Samml. kurzer Gramm. germanischer Dialekte V) 1925.
Breitinger vgl. Qu. 8.
Br(iefe) Sophie vgl. Qu. 110.
Bühnenaussprache 10. Auflage: 1912. 13. Auflage: 1922.
Burdach, Konrad: Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Halle 1884. Jetzt: Vorspiel I, 2. S. 1 ff.

Burdach Konr.: Die Sprache des jungen Goethe. Verhandl. der 37. Versammlung deutscher Philologen. 1884. Jetzt: Vorspiel II. S. 38 ff
B. W. vgl. Qu. 113.
Castelli vgl. Qu. 132.
Cohn, Egon: Gesellschaftsideale und Gesellschaftsroman des 17. Jahrhunderts. Germanische Studien 13. Berlin 1921.
Collect. vgl. Qu. 23.
Discourse = Die Discourse der Mahlern. 1721 ff. Neudruck: Theodor Vetter (= Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz II, 2. Frauenfeld 1881).
DNL. = Kürschners deutsche Nationalliteratur.
Drechssler, Paul: Wenzel Scherffer und die Sprache der Schlesier. (= Germ. Abhandl. 11) Breslau 1895.
Drollinger vgl. Qu. 68.
Dt. Ma. = Deutsche Mundarten.
DV. = Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte.
DWB. vgl. Qu. 127.
Eccard vgl. Qu. 70.
El. Charl. vgl. Qu. 101.
Ermatinger, Emil: Barock und Rokoko in der deutschen Dichtung. Leipzig 1926.
Erznarren vgl. Qu. 98.
Festschrift Koch: Bausteine. Theodor Siebs: Zur Geschichte der deutschen Hochsprache. Breslau 1926. S. 191 ff.
Festschrift Sauer: Konrad Burdach, Universelle, nationale und landschaftliche Triebe der deutschen Schriftsprache im Zeitalter Gottscheds. Stuttgart 1925. S. 12 ff.
Fischer vgl. Qu. 136.
Fischer, Hermann: Beiträge zur Literaturgeschichte Schwabens. I. 1891. II. 1899.
Freundschaftl. Lieder vgl. Qu. 89.
Frisch vgl. Qu. 125.
Friedrich, Willy: Die Flexion des deutschen Hauptworts in den heutigen deutschen Mundarten. Diss. Gießen 1901.
Fr. W. vgl. Qu. 103.
Fromm vgl. Qu. 120.
Gottsched, Dichtk., Grundl., Sprachk., Beob. vgl. Qu. 13 ff.
Grimm vgl. Qu. 111.
GRM. = Germanisch-Romanische Monatsschrift.
Groschupp vgl. S. 99.

Groth, Klaus: Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Kiel 1885.
Grünwald vgl. Qu. 17.
Haller Tgb. vgl. Qu. 104.
Harrach vgl. Qu. 105 f.
Heumann vgl. Qu. 19.
Heydtmann, Joh.: Über Enoch Hanmanns Anmerkungen zu Martin Opitzens Buch von der deutschen Poeterey. Diss. Rostock 1882.
Hildebrand vgl. S. 99.
Hintringer vgl. S. 99.
Hirt, Hermann: Etymologie der neuhochdeutschen Sprache (Handb. d. deutschen Unterr. IV, 2) 1909.
HN. = Hallenser Neudrucke.
Holder, August: Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung. Heilbronn 1896.
Hübner, Arthur: Die Mundart der Heimat. 1925 (= Der Heimatforscher I.)
Hummerich vgl. S. 99.
Jellinek, M. H.: Geschichte der neuhochdeutschen Grammatik von den Anfängen bis auf Adelung. (= Germ. Bibl. II, 7. Band I und II) Heidelberg 1913/14.
Kaiser, August: Studien zur Bildung des Präteritums in den deutschen Mundarten. Diss. Gießen 1910.
Käslin vgl. S. 99.
Kauffmann, Friedrich: Geschichte der schwäbischen Mundart im Mittelalter und in der Neuzeit. Straßburg 1890.
Kehrein, Jos.: Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. 3 Teile. Leipzig 1854/56.
Kieseritzky vgl. S. 358.
Knabenhaus: Zur Psychologie des primitiven Menschen. Schweizer Archiv für Volkskunde 23 (1920/21) S. 121 ff.
Koldewey, Fr.: Justus Georg Schottelius. ZfdU. 13 (1899) I. S. 81 ff.
Künssberg vgl. Qu. 112.
Lasch, Agathe: Mittelniederdeutsche Grammatik (= Sammlung kurzer Gramm. germanischer Dialekte IX) 1914.
Lowack, Alfred: Die Ma. im hochdeutschen Drama bis gegen Ende des 18. Jahrh. (= Breslauer Beiträge VII) 1905.
Liselotte vgl. Qu. 101.
L. W. vgl. Qu. 114.
Mahler vgl. Discourse.

Maria Anna vgl. Qu. 108.
Martin-Lienhart vgl. Qu. 134.
Metzger, Wilhelm: Logaus Sprache. Diss. München 1904.
Meyer, Fr. G.: Unsere plattdeutsche Muttersprache. Garding 1921.
Michels, Viktor: Zur Wandlung des neuhochdeutschen Substantivgeschlechts. Diss. Leipzig 1889.
Morhof vgl. Qu. 34.
Muth, Rich. v.: Die bayr.-österr. Mundarten. Separatabdruck aus dem 10. Jahresbericht der niederösterreichischen Landesoberrealschule in Krems a. d. Donau.
Nagl-Zeidler: Deutsch-österreichische Literaturgeschichte 1899.
Neumann, Friedr.: Geschichte des neuhochdeutschen Reimes von Opitz bis Wieland. 1920.
N. J. = Niederdeutsches Jahrbuch.
Ö. W. vgl. Qu. 115.
Ollapotrida vgl. Qu. 80, 96.
Pape, W.: Griechisch-deutsches Handwörterbuch. I. II. 1857.
Parn. Boic. = Parnassus Boicus.
Paul, Hermann: Prinzipien der Sprachgeschichte. 5. Aufl. 1920.
Paul, Hermann: Deutsche Grammatik. 4 Bde. 1916/1920.
Paul, Hermann: Mittelhochdeutsche Grammatik. (= Samml. kurzer Grammatiken germanischer Dialekte II) 1918.
Paulus vgl. S. 99.
PBB. = Paul-Braune, Beiträge.
PdN. = Poesie der Niedersachsen vgl. Qu. 81.
Pechel vgl. Qu. 100.
Pfleiderer vgl. S. 99.
Phil. Jb. = Philologisches Jahrbuch.
Piur, Paul: Studien zur sprachlichen Würdigung Christian Wolffs. Halle 1903.
Pölmann vgl. Qu. 40.
QF. = Quellen und Forschungen.
Qu. = Quellenverzeichnis.
Raupach vgl. Qu. 43.
Rausch, Georg: Zur Geschichte des deutschen Genitivs. Diss. Gießen 1897.
Reis, Hans: Die deutschen Mundarten (= Göschen 605) 2. Auflage 1920.
Reuter vgl. Qu. 91 f.
RL. = Merker-Stammler: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. 1925 ff.
Rosenmüller vgl. S. 99.

Rückert, Heinrich: Kleinere Schriften. I. II. Weimar 1877.
R. W. vgl. Qu. 116.
Schellm. vgl. Qu. 91.
Schiødt-Larsen, Asta: Sprachliche Eigentümlichkeiten einiger norddeutscher Schriftsteller (= Akad. Avhandlingar over Tysk Sprog. Utgit ved Hjalmar Falk Nr. 3. Kristiania 1917).
Schleicher, August: Die deutsche Sprache. 8. Auflage 1874.
Schmarsow, August: Leibniz und Schottelius (= QF. XXIII).
Schm. vgl. Qu. 133.
Schm. Ma = J. A. Schmeller: Die Mundarten Bayerns grammatisch dargestellt. München 1821.
Schönaich vgl. Qu. 93.
Schottel vgl. Qu. 46 f.
Schreger vgl. Qu. 75.
Schulte vgl. Qu. 109.
Schulz (nicht Schultz) vgl. Qu. 130.
Schulz-Basler vgl. Qu. 130.
Schw. I. vgl. Qu. 135.
Schw. RQ. vgl. Qu. 117.
Sittenmahler = Der Mahler der Sitten. Zürich 1746. Vgl. Discourse.
Socin, Adolf: Schriftsprache und Dialekte im Deutschen. 1888.
Sophie vgl. Qu. 110.
Stammler, Wolfgang: Geschichte der niederdeutschen Literatur (Aus Natur und Geisteswelt) 1920. (Vgl. N. J. 44. S. 57 ff.).
Steiger, Emil: Mundart und Schriftsprache in der 2. Hälfte des 18. Jahrh. Diss. Freiburg 1919.
Steinbach vgl. Qu. 124.
Steinhausen, Georg: Geschichte des deutschen Briefes. I. II. 1889/1891.
Stieler vgl. Qu. 123.
Stoppe vgl. Qu. 76 ff.
Stranitzki vgl. Qu. 95.
Strigl vgl. Qu. 85.
Sütterlin, Ludwig: Neuhochdeutsche Grammatik (= Handb. d. deutschen Unterrichts. II. 2, 1) 1924.
Tiemeroth vgl. Qu. 50.
Urbach vgl. S. 99.
Vogel vgl. S. 99.
Waldberg, Max von: Die galante Lyrik (= QF. 56) 1885.
Weigand vgl. Qu. 128.
Weinhold, Karl, schl. = Über deutsche Dialektforschung 1853.

Weinhold, Karl, al. = Alemannische Grammatik (= Grammatik der deutschen Mundarten I. 1863).
Weinhold, Karl, bair. = Bairische Grammatik (= Grammatik der deutschen Mundarten II. 1867).
Weise vgl. Qu. 97 ff.
Wernicke vgl. Qu. 100.
Werther, Günther: Quellen der schlesischen Mundart bis Holtei. Mitt. der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. 26 (1925), S. 152 ff.
W. H. vgl. Qu. 94.
Wibh. = Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.
Wilmanns, W.: Deutsche Grammatik. 2. Auflage. I. II. III. 1899 f.
Wolff, Eugen: Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben I. 1895 II. 1897. Zitiert nach ZfdU. VIII. S. 209 ff.
Wolff, Hans: Der Purismus in der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Diss. Straßburg 1888.
W. RQ. vgl. Qu. 118.
Zagajewski vgl. S. 99.
ZfdA. = Zeitschrift für deutsches Altertum.
ZfdMa. = Zeitschrift für deutsche Mundarten.
ZfhdMa. = Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten.
ZfdPh. = Zeitschrift für deutsche Philologie.
ZfdU. = Zeitschrift für den deutschen Unterricht.
ZfdW. = Zeitschrift für deutsche Wortforschung.

REGISTER

Abel 110, 126, 140, 150, 156, 161, 162, 281, 282 Anm. 4.
Ablaut 212 ff.
Abraham 18, 80 Anm. 2, 105, 106, 121, 123, 124, 125 f., 129, 131, 135, 138, 139, 142 f., 148, 155, 158, 160, 163, 175, 181, 207, 209, 211, 212, 219, 225 ff, 230.
Adelung 4, 6, 7, 37, 181 ff., 201, 204, 215.
Adjektiv 69, 109, 110 f., s. Deklination.
alemannisch 104, 122, 130, 133, 135, 138 f., 157, 159, 165 f., 206.
althochdeutsch 15, 154.
Analogie 167 f., 203, 207, 216.
Anleitung zur Poesie (Qu. 2) 53, 55, 67, 137.
Antesperg 38, 97, 104, 110, 115, 148, 173, 180.
Artikel 302, 311, 323 ff., 328, 338, 346 f.
Assimilation 111, 165.
Assoziation 167, 202 f.
Ausdrucksschatz 259, 261, 272, 273, 274, 286, 289, 293, 311 f., 313, 324, 349.
Auslaut 144, 151, 153, 162.
Aussprache 50, 52, 55, 60, 61, 65, 73, 86, 96, 97, 128, 137, 154, 165, 251, 257, 261, 292 f., 309 f., 321, 322, 336 ff., 362 ff.

Baumburger Gedichte 296, 339 ff.
bayrisch (österreichisch) 112, 115, 120, 130, 133, 135, 142 f., 155, 157 f., 159, 163 f., 172, 178, 206, 208, 219, 331 ff.
Beccau 110, 140, 150, 157, 301.
Behaghel 15, 365.
Beyträge 16, 47, 48.
Bock 28, 29, 110.
Bodmer s. Züricher.
Bödiker 38, 42, 63 Anm. 2, 65 Anm. 2, 95 Anm. 1, 115, 165, 228.
Bostel 115, 140.
Breitinger s. Züricher.
Brief 16, 81, 107 f., 116 f., 156 f., 165 f., 170, 202, 220, 229, 239, 255 ff., 285, 300.
Briefsteller 81, 255.
Brockes 40, 73, 97, 127, 282, 283.
Buchstaben 86, 95.

Caniz 31 Anm. 5.

Dänisch 302.
Dehnung 124 f., 138 ff., 302.
Deklination 174 ff.
Deminution 102 Anm. 3, 154, 174, 217 ff., 328.
Dialektdichtung 6, 13, 275, 276, 277, 280, 287, 288, 289, 290 ff., 303 ff.
Dialektforschung 44, 47, 49, 72 f., 83, 285, 347.
Dialektwörterbuch 181, 201.
Diphtong 100, 122 ff., 330.
Dommerich 35 Anm. 4, 71.
Dornblüth 41, 86, 124, 129, 131, 173, 175, 204, 206, 208, 209 f., 211, 212, 215, 224 ff., 235 f.
Drama 220, 275 ff., 281 f., 288, 295, 303 ff., 313, 325 ff., 362 ff.
Drollinger 28 Anm. 2, 48, 97, 133 Anm. 3, 218, 222 f., 278.
Druck 80, 81, 93, 95, 116 f., 128, 142, 161, 230, 239 f., 303, 322.
Dunckelberg 93, 137 f., 144.
Duttenhofer 109, 218.

E 58, 100 ff., 120, 132 ff., 164, 167, 222, 328.
Eccard 44 Anm. 4, 157, 221, 339 ff.
Endsilben 109 ff., 119, 165.

Feind 110.
Flexion 8 f., 63, 82 ff., 100, 119 f., 167 ff., 272, 274, 293.
Francke 239.
französisch 16, 18, 72, 170, 203, 211, 212, 257, 263 f.
Fremdsprache 72 ff,, 263 f., 276, 279.
Fremdwort 33 Anm. 1, 42, 43, 86, 150, 227 f., 238, 246, 256 ff.. 267 f., 271.
Freundschaftliche Lieder 110, 173.
Friedrich der Große 257 Anm. 2.
Friedrich Wilhelm I. 114, 116 f., 123, 125 f., 132 f., 140, 150 f., 153, 155 f., 157 f., 161 f., 165 f., 169 f., 172, 230, 239, 240 ff., 242, 257, 259.
Frisch 65 Anm. 2, 181.
Frohnius 34 Anm. 5, 55 Anm. 1, 60, 68, 71, 127 Anm. 4, 134, 144.
Fromm 45 Anm. 4.

Galante Dichtung 244.
Gelegenheitsdichtung 280, 322 f.
Genitif 167 f., 315, 328.
Genus 168, 180 ff.
Gottsched 25 f., 28 Anm. 3, 33, 35 ff., 41, 43, 46 Anm. 2, 49, 53, 63 Anm. 2, 68 Anm. 2, 71 ff., 86, 87 Anm. 1, 93, 95, 97, 108 f., 112, 115 f., 136, 149, 172 f., 176 f., 181, 203 f., 209, 212, 213, 215, 224, 235 f.
Gottsched, Frau 303.
Grammatik 81, 92, 104, 108, 115, 117, 125, 134, 136, 176, 273, 369.
Greifswalder Critische Versuche 48.
Groth 11 Anm. 1, 12 Anm. 3, 272, 351.
Grübel 34 Anm. 5, 68 Anm. 4, 69 Anm. 3.
Grünwald 31 Anm. 3, 52, 53.
Günther 106 Anm. 4, 116 f., 137, 141 f., 149 f., 157, 163, 165, 169, 173, 205, 208, 213, 215, 229.
Gutturale 151 ff., 159.

Haller 40, 109, 119, 121, 128, 133, 139, 163, 173, 175, 177 f., 181, 206, 214, 218, 265 ff., 366.
Hanswurst 304.
Harrach 107, 220, 226, 264, 265.
Herder 297 f.
Heumann 43 Anm. 4, 47 Anm. 3, 73 Anm. 1.
hochdeutsch 3, 26, 32, 37 f., 57 f., 158, 162, 276, 278, 286, 328, 329, 335, 366, s. neuhochdeutsch.
Hochsprache 9.
Hofmannswaldau 21 Anm. 2, 88, 128, 162 f., 176.
Holberg 302.

Idiotikon 44 ff., 284, 286.
Infinitiv 322, 346.
Inversion 206.

Jahrhundert, siebzehntes 28, 30, 33, 72.
Jahrhundert, achtzehntes 28, 44, 46, 72, 74 f.
Jahrhundert, neunzehntes 290 Anm. 2.

Kasusvermischung 113, 168, 171 f.
Kehrein 85.
Kieseritzky 358 ff.
Köhler 27, 50, 55, 67.
König 109, 117, 176.
Komparation 120 f.
Komposition 200, 222 ff.
Konjugation 203 ff. s. Flexion.
Konjunktiv 209 f.
Konstruktion 67 ff., 312, 335 f., 347.
Kontraktion 108, 112.
Kornfeld 127, 134, 138, 143, 144, 152.

Kretschmer 7 f., 10, 18, 46, 83, 365.
Kunst deutsch zu schreiben (Qu. 1) 62, 112, 143, 144, 148, 149, 153.

Labiale 130, 147 f., 158, 164.
lateinisch 305, s. Fremdsprache.
Laut 3, 8 f., 18, 63, 82 ff., 168, 216, 217, 232, 243, 261, 272, 274, 289, 293, 299, 321, 324 f., 347.
Lautverschiebung 155 ff.
Leibniz 25, 26, 33, 37, 43 ff., 49, 71 ff., 239.
Leopold von Dessau 240 ff.
Lessing 112.
Liebesbrief 256.
Liquiden 145, 152, 161.
Liselotte 16, 18, 107, 108, 110, 111, 116, 120 f., 122 f., 129, 135 f., 139 ff., 145, 154 f.,157, 163, 165 f., 170 f., 174, 181, 203, 206, 211, 212, 215, 219, 229, 230, 239, 246 Anm. 4, 257 ff., 262.
Literatursprache 3, 25, 84.
Logau 137.
Lohenstein 156.
Ludwig 42 Anm. 3, 60, 68, 69 Anm. 3.
Luthersprache 35, 57.
lutherisches e 222.

Männling 27, 29, 33 f., 43, 53, 55 f., 64, 144, 152, 162.
Maria Anna 107, 126, 129, 220, 239.
Maria Theresia 220, 260 f.
Medien 143 ff.
Meisner 48.
Meißen, s. Obersachsen.
Meister 28.
Menantes 31, 33, 34, 40, 53, 54, 60, 63, 68, 101, 110, 117, 161, 162, 173, 176, 255.
Metrik, s. Poetik, Reim.
Missingsch 287, 300.
mitteldeutsch 112, 136, 151 f., 180, 214, 217, 236 f., 153 f., 163.
mittelhochdeutsch 3, 52.
mittelniederdeutsch 169, 280, 281, 283 f., 302.
Monophtong 100, 122 ff.
Morhof 43, 44, 65, 110, 141.
Mundartdichtung s. Dialektdichtung.
Musophilus 36, 54, 56, 62, 69, 96, 141.

Nasale 109 ff., 145, 152, 161, 164, 167, 337.
Naumann 14, 25, 359, 361.
Nebensilben 108.
neuhochdeutsch 14, 17, 26, 31, 84, 100, 122, 128, 158, 167, 174, 200, 233, 330, s. hochdeutsch.
Neukirch, Benj. 33.
Neukirch, J. G. 27, 34, 38, 53, 66, 69, 70.
Neumarck 62, 63, 65, 66, 95.
nicht 311, 323, 329.
niederdeutsch 4, 12, 17, 18, 40, 42 f., 48, 113, 114, 115, 117 f., 122 f., 125 f., 132, 140 ff., 145, 147 ff., 151 f., 158, 168 f., 201 f., 214, 217 f., 222, 235, 262 f., 279, 280 ff., 292, 300 ff., 323, 366.
Niedersachsen s. niederdeutsch.

Oberdeutsch 18, 38, 40, 87, 101 f., 103 ff., 110, 112, 117 f., 120 ff., 127 ff., 138 ff., 145 ff., 154, 159 ff., 164 ff., 170, 172 ff., 180, 200 ff., 211 ff., 221 ff., 235 ff., 325 ff., 366.
Obersachsen 39, 40, 51, 112, 127, 201.
Oeder 44, 109.
Omeis 36, 56, 62, 64 f., 144.
Opitz 69, 137.
ostmitteldeutsch s. schlesisch.

Parnassus Boicus 38, 57, 64 f., 86, 102, 106 f., 109, 113 f., 121, 124 f., 129 ff., 133, 158 ff., 173, 175, 178, 181, 206, 209 ff., 220, 222, 226.
Partizip 106, 211, 228, 238, 303.
Paul 358 ff.
Pietsch 117.

Plural 120, 167 ff.
Poelmann 109.
Poesie der Niedersachsen 30, 37, 40, 44, 59, 94 f., 102, 110, 114, 127, 140, 150, 161, 162, 169, 173, 208, 230.
Poetik 27, 36, 81, 92, 101, 108.
Popowitsch 47 Anm. 3.
Präfix 69, 106 ff., 224, 228, 238, 303, 328.
Präsens 100, 203.
Präposition 108.
Präteritum 100, 101 f., 105, 140, 208, 315 f., 324, 328, 335.
Prasch 47, 50 f., 53, 96, 127, 138, 145.
Pronomen 323, 330, 338, 346.
Purismus 30, 33, 42, 72, 268.

Quantität s. Dehnung.

Rapp 49.
Raupach 28, 86, 87, 281.
Rechtschreibung s. Schreibung.
Rechtsquellen 81, 99, 107, 111, 120 f., 122, 124, 126, 131, 135, 139, 148, 156, 163, 173, 175, 207, 219, 220 f., 239, 245 ff.
Reibelaute 147 ff., 152, 160 ff.
Reibnitz 40.
Reim 50 ff., 63, 92 ff., 127 f., 132 f., 134, 136 f., 138 ff., 144 f., 149, 152 f., 163, 233, 309 f., 323, 345 f.
Renner 281.
Reuter 99, 103 f., 108, 156, 161, 162, 169, 219, 220, 222, 229, 244, 263.
Richey 43, 44, 45, 46, 73, 106, 116.
Rotth 34 Anm. 5, 66, 67 f., 69 Anm. 3, 152, 163.
Rückumlaut 214 ff.

Sackmann 263 Anm. 5.
Sailer 41 Anm. 2.
Satz 3 f., 8 ff., 67 ff., 82 ff., 89, 168, 232, 238, 242, 244, 272 f., s. Konstruktion.
Scaliger 29.
Schiller 133.
Schirmer 7, 8, 9, 17.
schlesisch 86 f., 102 f., 107, 119, 136 f., 152, 156 f., 162 f., 181, 201, 217 f., 289, 305 ff., 314 ff.
Schmolck 58.
Schönaich 28, 86 Anm. 4., 95 Anm. 1, 110.
Schottel 6, 29, 34, 36, 39, 52 Anm. 1, 63 f., 72, 74, 159, 161, 360.
Schreger 104, 107, 109, 160, 175, 219.
Schreibung 91 ff., 101 ff., 111, 116 ff., 128 ff., 133 ff., 140 f., 145 f., 151 ff., 164 ff., 232 f., 250, 273, 284 ff., 291 ff., 299 ff., 303 ff., 309 ff., 315 f., 321 ff., 330, 332, 334 ff., 345 ff., 358 ff.
Schriftdialekt 14, 17, 82 f., 179, 226 f., 233, 235 f., 285.
Schulte 132, 156, 158, 169, 239 f., 262, 285.
Schweiz 40, 47, 48, 155, 177 f., 222, 235, s. Züricher.
Siebs 364 f.
Sondersprachen 4, 9, 10, 13, 44.
Sophie 108, 123, 157, 161, 229, 262 f., 285, 300 f.
spanisch 264.
Speeltuyn 279 f., 287.
Spreng 48.
Statius 31 Anm. 2, 34 Anm. 3, 39 Anm. 5, 53, 57, 64 f., 70 Anm. 1.
Steigerung s. Komparation.
Steinbach 181, 201.
Stieler 64, 145, 180 f., 229.
Stil 70 f., 75, 243, 274.
Stoppe 87, 110, 156, 218, 222, 283, 314 ff.
Stranitzki 102, 104, 107, 109, 113, 120, 125 f., 129, 135, 155, 160, 163, 173, 181, 202, 209, 219, 225 ff.
Strodtmann 46, 284.
Substantiv 100, 167 ff., 225.

Tagebuch 81, 220, 223, 264 ff.
Tautologie 246.
Teilsprache 4, 8, 9, 13.
Tenues 143 ff.
Tiemeroth 53, 55, 59, 63, 119.
Titz 52.
Tscherning 52.

Uffenbach 223, 264 Anm. 1.
Uhs 27 Anm. 4, 33 Anm. 1, 59.
Umgangssprache 7 ff., 17 ff.
Umlaut 116 ff., 205 ff., 210.
und 310 f., 323, 330 f.
Undeutscher Catholick 86 Anm. 1, 109.

Verbum 100, 120 f., 203 ff.
Vermischte Bibliothek 59 f.
Verschlußlaute 147 ff., 152.
Vokalrundung 127 ff., 323.
Volkskunde 25, 361.
Volkslied 299, 310 Anm. 1.

Wahl 27 Anm. 3, 34 Anm. 5, 55 Anm. 1, 58 f., 68, 70, 127.
Weichmann 44.
Weise, Chr. 33, 34 f., 51 f., 58, 67, 69 f., 70, 86 f., 99, 103 f., 106, 110, 150, 156, 169, 218 f., 220, 222 f., 244, 262, 276 ff., 288, 303 ff., 315, 322, 329, 350.
Weise, J. E. 30, 42, 68.
Weißenborn 53 f., 68.
Weistum s. Rechtsquellen.
Wernicke 28, 101, 104, 150, 156 f., 161.
Wieland 368.
Wiener Haupt- und Staatsaktionen s. Stranitzki.
Wörterbuch 181, 201, 274.
Wokenius 53, 68, 144.
Wort 3, 8, 9, 17 f., 42 ff., 49, 72 f., 82 ff., 89, 224 ff., 232, 238, 242 ff.
Wortgeographie 9, 19, 46.
Wunderlich 7, 8, 10, 13.

Zahlwort 203 Anm 1.
Züricher 40, 95, 104 ff., 109, 120 f., 123, 131, 133, 139, 159, 170, 173, 175, 177, 180, 202, 204 f., 208, 211 ff., 218, 222 f.

DATE DUE

OCT 14 1980

OCT 21 1980

NOV 4 1980

DEC 9 - 1980

DEC - 1 1980

NOV 8 1983

NOV 2 1983

261-2500

Printed in USA

005016

75,-

UNIVERSITY OF VICTORIA
Library
VICTORIA, B.C.